This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Darstellungen

aus meinem Leben

und

aus meiner Zeit.

Darstellungen
aus meinem Leben
und
aus meiner Zeit.

Von

Friedrich Karl von Strombeck.

Was ich beſitze, ſeh' ich wie im Weiten,
Und was verſchwand, wird mir zu Wirklichkeiten.
Göthe.

In zwei Theilen.

Erster Theil.

Braunſchweig,
Verlag von Friedrich Vieweg.

1833.

Vorrede.

Im Sommer und Herbſte des Jahres tauſend achthundert und zwei und dreißig habe ich dieſe Blätter niedergeſchrieben, kunſtlos, wie in heitern Stunden mich dazu die Laune aufgefordert hat. Wenn ich nun jetzt, da ich, wenigſtens für's Erſte, mein Unternehmen beendet, mich befrage, was ich von meinem Verſuche halte, ſo kommt es mir freilich vor, als wenn ich zu wenig aus meinem Innern herausgeſchöpfet habe. Auch in dieſem erlebte ich Vieles, und Manches hat in demſelben ſich im Laufe der Zeit entwickelt. Mit Petrarca könnte auch ich von meinen zwanziger und dreißiger Jahren ſagen:

Quand' era in parte alter' uom da quel ch'i' sono.

Ueberlegt aber der geneigte Leſer, wie unendlich ſchwer, und noch mehr wie äußerſt mißlich

es ist, von sich, als einem Gegenstande, zu sprechen: so wird er mich entschuldigen, und zufrieden seyn mit dem, was ich ihm hier darbiete. Ja, bedenke ich den bösen Willen der Menschen, der so oft dem Guten, Löblichen und Offenen feindselig entgegentritt: so möchte ich, fast erschreckend, glauben, schon zu Vieles von mir zum Besten gegeben zu haben. — Dem sey nun (da es einmahl geschehen ist), wie ihm wolle: Beiträge zur Geschichte des Lebens und Treibens in meiner Zeit habe ich gewiß geliefert; und ein künftiger Geschichtforscher dieses Treibens wird meine Blätter nicht ohne Nutzen lesen. — Wie viel bedeutender würde ich diese jedoch für einen solchen darzustellen vermocht haben, wenn ich rücksichtslos diejenigen ausgezeichnetern Personen geschildert hätte, mit denen ich in meinem langen Leben in Berührung gekommen bin! — Wie manche Larve wäre ich im Stande gewesen abzuziehen! Wie wäre es mir ein Leichtes gewesen, viel-

mahls hiſtoriſche Gerechtigkeit verwalten zu können! — Ich bin hierzu öfter von Freunden, denen ich Bruchſtücke dieſer Blätter, während ihres Entſtehens, mittheilte, aufgefordert worden. Man ſagte mir: »Iſt es nicht gerecht, den Böſen, den Undankbaren, den Rückſichtloſen, wenn er eine bedeutende Rolle ſpielte, als einen ſolchen der Nachwelt ebenfalls rückſichtlos zu überliefern?« — Doch, ich fand mich zur Ausübung einer ſolchen hiſtoriſchen Gerechtigkeit nicht berufen; auch hätte ich, bei Einigen, als kein völlig unparteiiſcher Richter erſcheinen mögen. Manche Darſtellung vermag auch ein Zeitgenoſſe nicht zu liefern. — Schilderungen der Art werden meine Nachkommen zwiſchen meinen Papieren finden, und mit dieſen mögen ſie ihre Zeitgenoſſen dann, wenn dieſe Schilderungen nicht mehr ſchaden können, belehren und ergetzen. Meine Blätter ſind harmlos, ſie verletzen Niemand, ſo wie ich im Leben Niemand abſichtlich verletzt habe. Wie in dieſem

meine Rückwirkung ſtets nur darin beſtanden hat, Undankbarkeit und böſen Willen zu vergeſſen zu ſuchen, ſo habe ich auch in dieſen Blättern eine ſolche Sinnesart und Handlungsweiſe keineswe-ges verleugnet: dagegen es mir ein hoher Genuß war, wenn ich einem guten und mir wohlwollen-den Menſchen, beſonders wenn er ſchon dahin-geſchieden, ein, wenn auch unſcheinbares Denk-mahl der Liebe und Freundſchaft ſetzen konnte.

Wolfenbüttel, am 1ſten November 1832.

v. Strombeck.

Erstes Buch.

1771 — 1788.

Meine Abſicht iſt, eine Reihe möglichſt zuſammenhängender Darſtellungen aus meinem ſchon mehr als ſechzigjährigen Leben *) zu entwerfen, wodurch ich mir ſelbſt (gleichſam noch einmahl lebend) Vergnügen, meinen Leſern aber dieſes und auch Nutzen zu verſchaffen gedenke; denn Beides erwächſt aus dem Schauen in das Leben eines Andern. Auch bietet ſich bei Mittheilungen dieſer Art vielfach die Gelegenheit dar, Zeit und Zeitgenoſſen zu ſchildern, und ſo der Vergeſſenheit Verhältniſſe zu entreißen, die in einem lebendigen Bilde der Zeit nicht fehlen dürfen, und die daher auch werth ſind, der Vergeſſenheit entzogen zu werden. Die politiſche Geſchichte einer Periode, ſelbſt verbunden mit der Erzählung deſſen, was Künſte und Wiſſenſchaften in derſelben leiſteten, liefert uns kein vollſtändiges, völlig ausgeführtes Bild der Zeit: zu dieſem gehört, daß man ſchaue, wie die Menſchen in ihren häuslichen Verhältniſſen lebten. Darſtellungen ſolcher Art waren bisher ſelten. Ich werde es verſuchen, den beſſern derſelben

*) Dieſes iſt geſchrieben im Frühling des Jahres 1832.

nachzuſtreben, und zwar mich der Treue und Wahrheit nach Möglichkeit befleißigend. Eine vollſtändige Treue wird jedoch Niemand erwarten, der es weiß, was es heißt, das eigene Leben erzählen. Wie Manches iſt mit Stillſchweigen zu übergehen, und wie oft wird ſich, dem Schreibenden unbewußt, die Wahrheit in eine Art der Dichtung verwandeln. — Doch, gelingt mir mein Vorſatz (deſſen möglicher Erfolg mir jetzt, wo ich beginne, nur dunkel vorſchwebt), ſo ſoll das Bild, an deſſen Ausführung ich jetzt gehe, diejenige Treue erhalten, deren Darſtellungen der Art fähig ſind.

Im Jahre 1771, am 16ten September, bin ich zu Braunſchweig geboren, als eben ein Jahrhundert verfloſſen war, ſeit die Stadt ihre frühere Unabhängigkeit eingebüßet hatte. Vor der Uebergabe Braunſchweigs an die Herzöge war das Regiment der Stadt völlig republikaniſch, obwohl ſie es niemahls dahin hatte bringen können, von dem Reiche als eine unmittelbare freie kaiſerliche Stadt betrachtet zu werden. Abgeſehen hiervon, und daß ſie den Herzögen, nach Beſtätigung ihrer Privilegien, Huldigung leiſtete, fehlte ihr an dem Weſen einer Reichsſtadt wenig oder nichts. Sie, eine Quartier-Stadt der Hanſe, ſchloß Bündniſſe nicht nur mit andern Städten, ſondern ſelbſt mit fremden Poten-

taten, nahm große Schaaren von Söldlingen in Dienſt, und führte mit dieſen ſelbſtſtändig Krieg, vorzüglich gegen ihre eigenen Landesfürſten. Dieſe konnten ſich mit ihr an Reichthum und Einfluß auf die Nachbarn nicht meſſen, und ſo behielt die Stadt gewöhnlich die Oberhand, wodurch denn der Stolz ihrer Bürger bis zu dem Unerträglichen wuchs. Die Verfaſſung dieſer mächtigen Commüne war, ihren Grundzügen nach, zwar demokratiſch, jedoch hatten, ſeit vielen Jahrhunderten, gewiſſe in der Stadt wohnhafte adelige Geſchlechter ein Recht, zu den höhern Magiſtrats-Aemtern der fünf Weichbilder, woraus die Stadt beſtand, gewählt zu werden. Wurden ſie auch von Zeit zu Zeit durch innere Revolutionen durch die Gilden von dieſem ihren hohen Standpunkte verdrängt, ſo dauerte dieſer Zuſtand doch nur kurze Zeit: wenige Jahre vergingen und die Mehrheit der vierzehn Bürgermeiſter, der vielen Cämmerer und Rathsherren beſtand wieder aus Stadtjunkern, wie man die Mitglieder der patriciſchen Familien nannte. Die Bürger wären gern von den Ariſtokraten unabhängig geweſen, und doch konnten ſie es nicht ertragen, einen Mann, der völlig ihres Gleichen geweſen wäre, an der Spitze des ſtädtiſchen Regiments zu ſehen. Eine gewöhnliche Erſcheinung, da keine Herrſchaft unerträglicher ſcheint, als die von ſeines Gleichen.

Zu einer jener ariſtokratiſchen Familien, und zwar zu einer der reichſten, angeſehenſten und älteſten, gehörte die meinige. Seit dem dreizehnten Jahrhundert erſcheinen die von Strombeck (von Stroebeke, wie ſie ſich in Saſſiſcher Sprache bis zum 16ten Jahrhunderte nannten) im Beſitze der höchſten Magiſtraturen zu Braunſchweig, und ſie blieben darin bis zur Eroberung der Stadt, die von ihren Beſitzungen faſt umringt war. Ich halte es nicht für unwichtig, dieſes Verhältniß meiner Vorältern hier, gleichſam rühmend, darzulegen, denn es übte einen außerordentlichen Einfluß auf meine Kinderjahre, und ſo vielleicht auf mein ganzes Leben aus. Das Herrlichſte, was es in der Welt geben konnte, war mir und meinen Brüdern die Stadt Braunſchweig. Rehtmeier's Chronik und Kirchengeſchichte waren meine Lieblings-Leſung ſchon im ſiebenten und achten Lebensjahre; da war kein altes Gemäuer in der Stadt, von dem ich nicht die frühere Bedeutung kannte. Beſonders höher ſchlug mir aber das Herz, wenn ich mein Familien-Wappen an einer Brandmauer, einer Giebelwand, über einem Thorwege, an einem Leichenſteine, oder in einem Glasgemählde der Fenſter der Burgkirche erblickte: da verfehlte ich denn nicht, dieſes meinen Geſpielen zu zeigen, und ihnen zu erzählen, wie es ehedem in unſerer Stadt aus-

gesehen, und was meine Vorfahren darin gegolten hätten; wobei ich denn wohlweislich all das Unglück verschwieg, welches jene Verfassung über einzelne Bürger brachte. (Man sehe »meinen Henning Brabant und seine Zeitgenossen.«) Kurz, als Tertianer war ich schon ein tüchtiger städtischer Aristokrat, dem nichts einen größern Kummer verursachte, als daß er keine Hoffnung habe, einst als regierender Bürgermeister dem Herzoge am Huldigungsfeste in dem wahrhaft großartigen Saale des Altstadt-Rathhauses (dessen Herabwürdigung zu einem Meß-Bazar mich tief in die Seele kränkte) bewirthend zur Seite sitzen zu können. Ja, der Umstand, daß Herzog Julius, welcher mit der Stadt in so schönem Frieden lebte, bei meinem Ahnherrn in dem stattlichen Familienhause auf der Gördelinger-Straße freundlich eingekehrt, und ihn wieder zu sich nach Wolfenbüttel geladen hatte, machte mich, nach zwei hundert Jahren, noch stolz, und erfüllte mich mit Vorliebe gegen den guten Herrn.

Mein Vater, Christoph Georg (geb. 1729), hatte nie, so wenig als sein Vater und Großvater, ein öffentliches Amt bekleidet. Da sie nicht, gleich ihren Vorfahren, Bürgermeister der Vaterstadt seyn konnten, so wollten sie lieber im Privatstande bleiben; auch gab meinem Vater die Verwaltung seiner Besitzungen, die

größtentheils in Lehen beſtanden, die unſere Familie in dem Herzogthume Braunſchweig und in den Fürſtenthümern Lüneburg, Hildesheim und Halberſtadt beſaß und noch beſitzt, genug zu thun. Er hatte auf den Univerſitäten Leipzig und Göttingen ſtudirt, nach Beendigung ſeiner Studien, wie es damahls üblich war, eine Reiſe nach Holland gemacht, war ein guter Juriſt, und führte die vielen Proceſſe, in welche er ſtets, bisweilen nicht ohne eigene Schuld, verwickelt war, ſelbſt. Der jetzigen Generation wird es ſchwer werden, ſich ein treues Bild von der Art und Weiſe, wie mein Vater lebte, zu machen. Ich will es verſuchen, ihn, meine Mutter und ihr wechſelſeitiges Verhältniß möglichſt treu darzuſtellen.

Mein Vater, ein ſtreng und alterthümlich rechtſchaffener und biederer Mann war, im hohen Grade ernſt und eiferſüchtig auf ſein Anſehn. Ich erinnere mich nicht, daß er auch nur ein einziges Mahl mit Zärtlichkeit meine Mutter oder uns Kinder angeredet oder mit recht innigem Wohlgefallen freundlich angeblickt hätte. Den tiefſten Reſpect gegen ihn, die ſtrengſte Erfüllung der Pflichten verlangte er für beſtändig, und nicht das Mindeſte ſah er in dieſer Hinſicht nach. Daher war denn, in Beziehung gegen ihn, die ganze Hausgenoſſenſchaft, die Mutter mit eingeſchloſſen, in dem Zuſtande der

größten Unterwürfigkeit. Auch von seinen Domestiken verlangte er die pünktlichste Befolgung seiner Vorschriften und, ohne alle Einreden, schnellen Gehorsam. Diese Art zu seyn war meinem Vater so zur andern Natur geworden, daß er sich nur unter den von ihm abhängigen Hausgenossen behaglich finden konnte, und er hatte also gar keinen Umgang, am wenigsten einen freundschaftlichen. Das Einzige, was hierin als Ausnahme erscheinen könnte, war, daß Vater und Mutter, besonders in spätern Zeiten, da meine älteste Schwester verheirathet war, bei einigen wenigen Familien, vielleicht jährlich einmahl, zum Mittagsessen gebeten wurden, und diese eben so selten wieder zum Mittagsessen bei sich sahen. Auch wurden die auswärtigen Verwandten der Mutter und die jungen Freunde der Kinder, auf das Vorwort der Mutter, wohl zum Mittagsessen gebeten. Von meinem Vater ging aber nie dergleichen aus. Seine Lebensweise war folgende: Er stand gegen 7 Uhr des Morgens auf, verfügte sich in das gemeinschaftliche Wohnzimmer, und begann sofort, bei einem mäßigen Frühstück, seine Lectüre. Nach einiger Zeit ging er an eigentliche Geschäfte, die in einem nie unterbrochenen Briefwechsel mit seinen Geschäftsführern zu Wolfenbüttel, Hildesheim, Halberstadt und Hannover, und in der Abfassung von Pachtcontracten und gerichtlichen Schrif-

ten bestanden. Waren Schulferien, so hatten mein Bruder Heinrich und ich das von uns tausendfach verwünschte Geschäft, uns dieses Alles von ihm in die Feder dictiren zu lassen; wobei jedoch nicht zu verkennen, daß wir so frühzeitig in Geschäfte eingeweihet wurden, und Kenntniß von den Familien- und selbst Landesangelegenheiten erhielten. Auch verfehlte der Vater nicht, uns bei solchen Gelegenheiten auf die Regeln der Grammatik aufmerksam zu machen, denn unser Wissen lag ihm sehr am Herzen. Wir bewohnten ein weitläufiges, stattliches, auf einem Platze, der Bäckerklint genannt, zwischen der Breiten- und Scharrnstraße belegenes Haus, in welchem wohl vierzig Zimmer enthalten waren, die, bis auf zwei, sämmtlich unbewohnt, das ganze Jahr über verschlossen blieben. Es fehlte also gewiß nicht an Platz, und doch hatte mein Vater kein eigenes Arbeitszimmer, sondern Lectüre und Geschäfte wurden in der gemeinschaftlichen Wohnstube vorgenommen. Auch dieses noch ein Ueberrest aus der alten Zeit, in welcher ein Braunschweigischer Kanzler in demselben Zimmer schrieb, in welchem seine Mägde spannen. Eine Folge davon war, daß, wenn der Vater las, schrieb oder dictirte, das tiefste Stillschweigen beobachtet werden mußte. So ging denn der Morgen hin, bis um 11 Uhr die Betglocke des Petri-Kirchthurms ertönte. Dieses war

in den Zeiten der Schulferien der Augenblick der Erlösung für uns Kinder, die wir, besonders im Winter, auch in der Wohnstube laut zu werden Vergnügen fanden. Der Bediente wurde hineingeschellet, und die Ankleidung des Vaters begann mit einem Ernste, als wenn dieses eine Haupt- und Staatsaction gewesen sey, bei welcher er, von dem Zuschnallen der Schuh (denn Stiefel waren damahls wenig üblich) bis zum Aufsetzen der Perrücke und dem Darreichen des, mit einem goldenen Knopfe verzierten Spanischen Rohrs, nicht im Geringsten selbst mit Hand anlegte. Es mochte Sommer oder Winter seyn, stets mit einem Französischen Rocke oder gar mit der rothen Ritter-Uniform, die er als Mitglied der Braunschweigischen Ritterschaft zu tragen berechtigt war, bekleidet, ohne Ueberrock, nur beim Regen mit einem weißen Mantel bedeckt, begann nun der Vater, mit einem Gesichte, in welchem der tiefste Ernst vorherrschend war, seinen Spaziergang zu dem vor dem Petrithore belegenen, mit einem stattlichen Hause versehenen Garten. Im Sommer wurde hier auch wohl die Lectüre eine halbe Stunde lang fortgesetzt (denn auch im Gartenhause befanden sich stets Bücher), gewöhnlich in der Bestellung des Gartens etwas angeordnet, im Winter aber nur nachgesehen, ob in dem Hause noch Alles fest und in Ordnung sey, denn von Zeit zu Zeit

wurde dieſes von Dieben erbrochen und ausgeplündert. Kurz nach zwölf Uhr war der Vater ſchon wieder zu Haus, und wir Kinder kamen aus unſern Unterrichts-Stunden. Sogleich begaben wir uns an die ſtets reichlich beſetzte Mittagstafel, an welcher, während der Vater oben an einer Seite allein ſaß, jeder von uns ſeinen beſtimmten Platz hatte. Jedes der Kinder mußte mit gefaltenen Händen das Mittagsgebet laut ſprechen. Als wenn nicht Platz in dem weiten Hauſe geweſen wäre, auch geſpeiſet wurde in der Wohnſtube. Dieſe war ein ſchönes Eckzimmer mit vier Fenſtern, an gleicher Erde, und von einem Hildesheimiſchen Künſtler, wie man mir erzählt hatte, ſchon vor meiner Geburt, gar nicht übel mit Tapeten-Darſtellungen aus den Verwandlungen Ovid's verziert. Da ſchaute man Deucalion und Pyrrha, die Verwandlung der Bauern in Fröſche, Narciß am Quell u. ſ. w. Während des Mittagseſſens waren die Hamburgiſchen Zeitungen angekommen, die ſofort von der kaiſerlichen Poſt geholt wurden, als der Taxis'ſche Poſtillion vor dem Hauſe vorbeireitend erblickt war. Mein Vater war ein großer Politiker, und ſo ging er dann, nach Beendigung der Mahlzeit, ſofort mit Eifer an die Leſung der Zeitungen, über welche wir Kinder, ſobald wir aus der Schule zu Haus kamen, mit einer Gier ebenfalls herfielen, die ich in der jetzigen

Kinderwelt der obwohl so aufgeregten Zeiten in dieser Beziehung nicht erblicke. Doch mochte dieses auch damahls wohl eine Eigenheit unseres Hauses seyn. Meines Vaters Zeitungsstudien waren gegen zwei Uhr geendet, und dann ging die Reise sofort wieder zu dem Garten, wo er an einem kleinen Tische, auf welchem zwei Flaschen, die eine mit Wein, die andere mit Wasser gefüllt, standen (denn er trank, im höchsten Grade mäßig, den Wein nie unvermischt), sofort seine Lectüre wieder begann; jedoch von Zeit zu Zeit das Haus verlassend, und den wohl 300 Schritte langen Garten auf- und abgehend, um den Arbeitern etwas anzuordnen. Erst wenn der Tag sank, kam der Vater zu Haus, und diese Zeit der Abwesenheit war denn die Zeit größerer Freiheit für die Mutter und Kinder. Mein Vater hatte eine Bibliothek von vielleicht drei tausend Bänden, welche auf einem grünvermahlten Saale des ersten Stockwerks in Glasschränken stattlich aufgestellt standen. Sie waren größtentheils juristischen und historischen, auch wohl naturhistorischen Inhalts, und gehörten zu der Literatur in diesen Fächern von ungefähr 1700 bis 1770. Dieser früher gesammelten und benutzten Bücher bediente sich der Vater zu meiner Zeit wenig oder gar nicht. Die juristischen Compendien, welche er zu seinen Proceßschriften nöthig hatte, lagen in einem Fen-

ſter, nahe bei ſeinem Lehnſtuhle, und neben dieſen Büchern ſtets eine gute Anzahl neuerer hiſtoriſcher oder politiſcher Schriften, die, nebſt der allgemeinen Deutſchen Bibliothek und den ſchon damahls beginnenden Journalen, die faſt einzige Lectüre des Vaters ausmachten. Doch kaufte er auch gern in Bücher-Auctionen, oder von Antiquarien, die ſich bei ihm einſtellten. An regelmäßige Studien dachte er nicht, auch war ſeine literariſche Bildung keineswegs eine eigentlich gelehrte geweſen. Er wußte vollkommen das, was ein tüchtiger Hof- und Kanzlei-Rath in den ſiebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Braunſchweigiſchen Lande zu wiſſen nöthig hatte, und würde ſelbſt den höchſten Staatsämtern, ungefähr auf dieſelbe Weiſe, wie ſein Jugend-Bekannter und Schulfreund, der ſo verdiente Geheime-Rath Mahner, vorzuſtehen im Stande geweſen ſeyn. Ich bin überzeugt, daß er auch einen ähnlichen Poſten angenommen haben würde, ſich aber darum zu bewerben, dazu konnte er ſich nicht entſchließen.

Was für ein theologiſches Syſtem das meines Vaters war, würde ſchwer ſeyn zu beſtimmen. Er äußerte ſich darüber niemahls. Regelmäßig ging er zwar jährlich mit meiner Mutter und nach unſerer Confirmation auch mit uns Kindern privatim in der Sacriſtei der Martini-Kirche zum Abendmahl, doch

besuchte er den öffentlichen Gottesdienst nie. Nur einmahl hat er, so viel ich weiß, die Kirche besucht, um einen von ihm als Patron zu präsentirenden Candidaten predigen zu hören.

Mein Vater erhob die Revenüen von seinen Lehnsbesitzungen, und namentlich von seinen stets an die Gemeinen selbst, und zwar zu sehr billigen Preisen verpachteten Zehnten, in eigener Person, mit Beihülfe meiner Mutter. Dieses gab zu folgenden eigenthümlichen Scenen Veranlassung. Die Deputirten der Gemeinen, gewöhnlich die wohlhabendsten Ackerleute, deren Vorfahren mit unsern Vorfahren seit Jahrhunderten in Verbindung gestanden, woraus denn ein gewisses Verhältniß wechselseitiger Liebe und Achtung entsprungen war, wurden von meinem Vater, nach Ablieferung der bedeutendsten Summen, zur Tafel gezogen, welches sie für eine ausgezeichnete Ehre hielten. Da wurde denn ein eigener, von dem unsrigen getrennter Tisch, zwischen dem Ofen und der Thür, für sie bereitet, an welchem sie, durch unsere Domestiken bedient, mit vielem Respect und Anstand speis'ten, und nie versäumten, »auf des gnädigen Herrn und seiner Frau Liebsten, wie auch auf der lieben Kinder, Gesundheit« zu trinken, welches der Vater auf das Feierlichste erwiederte, indem er den Aufstehenden und sich ihm Nähernden zwei Finger sei-

ner rechten Hand gravitätisch, doch mit Wohlwollen, darreichte; wobei wir Kinder unsere Betrachtungen anstellten, warum der Vater nicht die ganze Hand darböte, wie die Mutter und wir Kinder thaten, wann die Reihe an uns kam. Ja, wir waren gutmüthig genug, daß uns diese Zurücksetzung (nach unserer Empfindung) schmerzte, wofür es aber die guten Landleute nicht hielten, die mit den zwei Fingern völlig zufrieden waren. Auch begegnete mein Vater den Landleuten, die mit ihm in Verbindung standen, zwar auf eine sehr vornehme Weise, wie er denn auch die reichsten Bauern nie anders als »Ihr« anredete, jedoch mit einer solchen Würde und Auszeichnung, nach Maaßgabe ihrer eigenen Verhältnisse, daß sie sich geachtet fühlten, und gar nicht daran dachten, etwas noch Höheres (welches sie selbst unpassend gefunden haben würden) zu verlangen. Bisweilen glaubte auch einer der so ausgezeichneten Männer, dem Gutsherrn ein Geschenk, wie es das Land darbietet, verehren zu müssen. Dieß nahm mein Vater mit Wohlwollen auf, jedoch sofort mit der Mutter über den Werth des Geschenkes zu Rathe gehend, weil er dafür hielt, daß seine Würde erheische, dem Landmanne wenigstens das Doppelte an Gelde wieder schenken zu müssen, welches denn auch die Geschenkgeber, nicht ohne Zögern, zuletzt dankbar annahmen. Mein Vater war auf eine edele

und alterthümliche Weise sparsam; sobald es aber darauf ankam, sich in seiner Würde zu behaupten, war er keinesweges mit dem Gelde karg, sondern vielmehr freigebig. Wo es auf Ehrengeschenke, auf Honorare des Arztes, der Lehrer, oder auf jura stolae der Prediger ankam, gab er eher zu viel als zu wenig; seine Equipage, deren er sich selten bediente, war gut unterhalten, Kutscher und Bediente erschienen vor ihm nur in Livree, und in dem Hause zeigte sich überall ein altväterischer Wohlstand. Mahagony-Möbeln, moderne Spiegel und Vorhänge wurden jedoch erst in den letzten zehn Jahren seines Lebens, wo er schwächer und weniger energisch ward, auf das Betreiben der Mutter (die, ich muß es gestehen, nicht ohne einen Hang zur Verschwendung war) angeschafft.

Habe ich gleich bemerkt, daß mein Vater keinesweges zärtlich gegen seine Kinder war, so muß man hieraus nicht schließen, daß er es an Sorgfalt für deren Ausbildung und künftiges Glück hätte fehlen lassen, vielmehr lag ihm dieses recht väterlich am Herzen. Nicht nur wandte er bedeutende Summen auf ihren Unterricht, in welcher Hinsicht er kein Geld sparte, sondern er kaufte auch in den frühsten Kinderzeiten sowohl mir als meinem Bruder Heinrich eine Canonicats-Minor-Präbende bei dem damahligen unmittelbaren Reichs-

ſtifte Gandersheim, zu deren Genuß wir auch Beide, jedoch erſt in den ſpätern Lebensjahren, und zwar, nach Maaßgabe des Reichsdeputations-Haupt-Receſſes, nachdem das Stift bereits ſecularisirt war, gelangt ſind. Eine ähnliche Präbende beabſichtigte er auch für meinen jüngſten Bruder Georg bei dem Domſtifte zu Hamburg zu erwerben, wohin er in dieſer Abſicht eine Reiſe machte; der Abſchluß des Geſchäftes kam aber nicht zu Stande. Ueberhaupt erinnere ich mich dankbar mehrerer Beweiſe väterlicher Liebe und Vorſorge, ſo wenig Zärtlichkeit der Vater auch in ſeinem gewöhnlichen Betragen gegen ſeine Kinder blicken ließ. Es lag nun dieſe Art zu ſeyn einmahl in ſeinem ganzen Weſen; auch zweifle ich nicht, daß er von ſeinem Vater († 1773) auf gleiche Weiſe behandelt war. Nicht ohne innige Verehrung und wahrhafte kindliche Zärtlichkeit kann ich daher noch jetzt (nach einem Verlaufe von zwei und dreißig Jahren) das wohlgetroffene Bild meines Vaters, welches ich als ein köſtliches Beſitzthum achte, betrachten. Erinnert es mich an die Strenge des Verewigten, ſo fordert es mich doch nicht minder zur Dankbarkeit auf, wenn ich überlege, was ich dem ernſten, in der Tiefe des Gemüths wahrhaft edeln Manne ſchuldig bin. Seine irdiſchen Reſte ruhen, wie die meiner Mutter und des größten Theils meiner Vorfahren, in dem Familien-

Begräbniſſe der Martini-Kirche zu Braunſchweig.

Jetzt iſt es Zeit, daß ich von meiner von uns Kindern ſo innig geliebten Mutter erzähle. Sie ſtammte aus einer reichen Braunſchweigiſchen bürgerlichen Familie, und hieß Chriſtiane Henriette Louiſe Häſeler, geboren am 17ten September 1746. Ihr Vater, Chriſtoph Heinrich Häſeler, wohnte in einem alterthümlichen maſſiven, ſchräg dem unſrigen gegenüber liegenden Hauſe, und war ein im Großen handelnder ſehr angeſehener Kaufmann.

Mit wahrer Ehrfurcht und einer frommen Liebe erinnere ich mich noch dieſes ehrwürdigen Greiſes, der im Jahre 1784 im achtzigſten Lebensjahre ſtarb. Ein Feſt war es für uns Kinder, ihn zu beſuchen. Die geringſte Kleinigkeit in dem großväterlichen Hauſe ſchwebt mir noch vor Augen. Rechts von der großen Hausflur die alterthümliche Wohnſtube, die mit grünem Tuche beſchlagenen Stühle, die grünen wollenen Fenſtervorhänge und die mit grünem Tuche bedeckten Tiſche. Nicht fern von dem einzigen großen gewölbten Fenſter ſaß der Großvater, ſchönen ehrwürdigen Anſehns, angethan mit einer weißen Allongen-Perrücke und einem Hausrock von dunkelblauem Sammt, gewöhnlich in der Bibel oder in einem Gebetbuche leſend. Zu ſeiner Seite ſtand auf einem Tiſchchen ein Kohlenbecken, damit er ſeine Pfeife

anzünden und mit Bernstein räuchern konnte. Selbst der eigenthümliche Kirchengeruch des Wohnzimmers, der von diesem Räuchern herrührte, ist mir noch gegenwärtig. Sobald wir Kinder in das Zimmer traten, reichte er uns wohlwollend und freundlich die Hand zum Küssen, und befahl, daß man uns etwas den Kindern Erwünschtes reichen möge. Dann ging es zum Spiel zu der mächtigen Wage auf der Hausflur, auf den weiten Hof, wo uns der stets wasserspendende Springbrunnen nicht wenig Vergnügen darbot, in den Pferdestall zu dem stets lustigen Kutscher, oder in das Comptoir, in welchem wir dem Buchhalter und den Handlungs-Commis, als geliebte, ja verzogene Enkel des alten ehrwürdigen Herrn, stets willkommen waren. Mit gleichem Wohlwollen, als der Großvater, empfing uns die stets freundliche Stiefgroßmutter, seine zweite Frau. Kam nun das Weihnachtsfest, welche schöne Geschenke, festlich aufgekramt in der nur selten geöffneten, mit fast lebensgroßen Figuren von Fayence gezierten Visitenstube! — Uebrigens dünkte sich mein Großvater nicht weniger als mein Vater zu seyn. Sein Vater und sein Großvater hatten Beide Jubelhochzeiten gefeiert, denen die Herzöge, theils persönlich, theils durch Abgeordnete, beigewohnt hatten. Auf die erste Jubelhochzeit hatte der Herzog Anton Ulrich eine große goldene Medaille prägen

laſſen, wovon noch Exemplare in der Familie vorhanden waren, und dieſer einen Ehrenpokal geſchenkt. Ein feſtlicher Gottesdienſt hatte Statt gehabt, die Glocken waren geläutet, die Garniſon hatte paradirt, und dieſes Alles war in ausführlichen gedruckten Beſchreibungen den Nachkommen überliefert. Eine ſolche Ehre, von dem Landesfürſten einem Bürger erwieſen, hatte deſſen Familie nicht vergeſſen, und wußte ſich nicht wenig damit. Dazu kam, daß des Großvaters älteſter Sohn, der bekannte Mathematiker Johann Friedrich Häſeler, es ſchon bei ſeines Vaters Lebzeiten bis zum Abt und Prälaten von Amelunxborn, Mitgliede des größern Ausſchuſſes der Landſchaft und zum berühmten Schriftſteller gebracht hatte, und daß die Seitenverwandten des Großvaters, Kinder ſeines Bruders, in den Adelſtand erhoben, im Magdeburgiſchen bedeutende Staatsämter bekleideten, und mit gräflichen Familien verſchwägert worden waren. — Alles dieſes wirkte auf das ganze äußere Betragen des Greiſes ein, und machte wohl mit, daß er ſich beſtändig mit einem Ernſt und einer Würde benahm, wie man es ſelten, ſelbſt bei Perſonen aus den höchſten Standesclaſſen, findet. Er ſchrieb und ſprach Franzöſiſch und Italiäniſch, und erſchien in ſeinem ganzen Betragen uns Kindern als ein Weſen aus einer andern Zeit, deſſen Würde und An-

ſehn zu erreichen faſt unmöglich werden müſſe. Sein Tod erſchütterte uns tief; wir zerfloſſen in Thränen bei ſeiner Leiche, die in eben dem Viſitenzimmer, in welchem wir unſere Weihnachtsgeſchenke empfingen, mit gefaltenen Händen, feſtlich angekleidet, mit Kerzen umgeben, auf dem Paradebette ausgeſtellt war. Die über die Züge des Todten ausgebreitete fromme Ruhe, die blendende Weiße des ernſt-freundlichen Geſichtes, das Feierliche des Ganzen, die Stille der Anweſenden, das Niederknien der Kinder am Sarge: Alles dieſes machte auf uns einen Eindruck, der noch jetzt bei mir nicht erloſchen iſt. Und als wir nun mit der Mutter nach Haus gingen, und dieſe uns einen ſchön ſtrahlenden Stern am Himmel mit der Bemerkung zeigte, dort ſey jetzt der Großvater, ſo glaubte ich dieſes dergeſtalt im Ernſte, daß ich den Stern nachher öfter aufzuſuchen mich beſtrebte, um den Ort zu ſchauen, von welchem mein guter Großvater auf ſeine Enkel herabſehe. Wenn ich bedenke, welche fromme Entſchlüſſe bei der Leiche des Greiſes in meiner Kindesſeele geweckt wurden, dann kann ich es nur beklagen, daß in der jetzigen Zeit Feierlichkeiten der dargeſtellten Art gänzlich außer Gebrauch gekommen ſind. Man eilt, ſich ſo ſchnell als möglich von dem Anblicke der Leiche zu befreien, und hält es wohl gar für Affectation, wenn man ſich mit der ver-

blichenen Hülle des geliebten Todten einschließt, um ihn ohne Zeugen zu beweinen.

Was die nähere Veranlassung zu der Verheirathung meines Vaters mit meiner Mutter (im Jahre 1769) gegeben hatte, davon ist mir nichts bekannt. Mein Vater — dessen Aeltern zu der Zeit noch lebten — war damahls schon vierzig Jahre alt, und so wird es weniger eine leidenschaftliche Liebe, deren sein kalter Ernst auch wohl überhaupt nicht empfänglich war, als die Aussicht auf die Verbindung mit einer sehr angesehenen Familie, einer tugendhaften, zur Häuslichkeit erzogenen Gattinn, auf eine zu hoffende lehnsfolgende Nachkommenschaft und auch wohl auf die reiche Aussteuer gewesen seyn, die ihn bestimmte, um die schöne drei und zwanzigjährige Nachbarinn zu werben. Es ist kaum denklich, daß zwei Charactere von mehr verschiedener Beschaffenheit durch die Ehe mit einander verbunden werden können, als die meines Vaters und meiner Mutter waren. Der Vater, zwar streng rechtschaffen und jede bürgerliche Pflicht erfüllend, ein treuer Gatte und sorgsamer Vater, aber im höchsten Grade ernst, eigenwillig und, mit einem Worte, so prosaisch als irgend möglich; die Mutter von der frohesten Laune, liebenswürdig und liebreich, mehr für Andere als für sich lebend. Nie war sie glücklicher, als wenn sie Freude verbreiten konnte,

und in dieſer Beziehung war ihr ernſter Gatte, den ſie innig liebte, keineswegs ausgeſchloſſen. Von den geringen Einkünften, die ihr vorbehalten waren, und die aus ein Paar Bergwerks-Antheilen auf dem Harze (Kuxen) erfolgten, ſparte ſie, um am Weihnachtsabend nicht nur uns Kindern, ſondern auch dem Vater Geſchenke machen zu können, und dann war es ihr kein geringer Jubel, wenn dieſer ihr mit ernſtem Wohlwollen dankte und ſich über die Gabe zu freuen ſchien. Die Mutter fühlte es oft tief, daß ihre Zärtlichkeit nicht ſo, wie ſie es wünſchte und verdiente, erwiedert wurde; dann weinte ich mit ihr Stunden lang, und ſuchte ſie durch kindiſche Schmeicheleien zu tröſten; dabei aber entſtand in mir die Vorſtellung von einem in dieſer Welt die Guten und Frommen niederdrückenden Leiden, welches erſt ſeinen Erſatz und Ausgleichung in einer beſſern Welt finden werde. Es mag immer ſeyn, daß durch die Geburt die Charactere der Mutter und des mütterlichen Großvaters auf mich, gleich der äußern Geſtalt des letzten (wie noch jetzt ſeine Bildniſſe zeugen), übergegangen ſind: aber gewiß iſt es mir, daß der öftere Kummer meiner Mutter nicht wenig dazu beigetragen hat, mir den milden und ſtets zur Entſchuldigung und Verzeihung geneigten Sinn zu verleihen, der, obwohl ſo oft gemißbraucht, mir bis ins Alter ge-

blieben ist. Doch diese Stimmung der Mutter war gewöhnlich nicht anhaltend: es kamen auch Tage, wo der Vater minder ernst und zurückhaltend war; dann war alles Trübsal vergessen, und ihr heiterer Character zeigte sich in seiner ganzen Liebenswürdigkeit.

Meine Mutter hatte die Erziehung einer Kaufmanns-Tochter aus einer reichen Familie, wie sie in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Braunschweig üblich gewesen, erhalten. An sogenannter gelehrter Bildung fehlte es ihr ganz. Ihre Lectüre bestand allein in Predigten, von denen sie die vorzüglichsten Sammlungen der damahligen Zeit besaß, in den Schriften Gellert's und allenfalls in der »Tausend und eine Nacht« oder dem Robinson, um uns Kindern erzählen zu können. Sie war sehr fromm und versäumte den öffentlichen Gottesdienst selten. Hatte sie diesem am Morgen in der Martini-Kirche (worin wir einen stattlichen Familien-Stuhl besaßen) nicht beiwohnen können, so holte sie am Nachmittage das Versäumte in der sogenannten Doctors-Predigt der Brüdern-Kirche nach, in welcher die sämmtlichen Stadt-Pfarrer der Reihe nach zu predigen verpflichtet waren. Dieses fromme Seyn der Mutter, verbunden mit ihrem öftern häuslichen Kummer, machte, daß wir sie als eine heilige Dulderinn verehrten, und ihr eine Liebe

widmeten, die ſchlechterdings nicht größer hätte ſeyn können; dagegen der Vater von uns, obwohl wir ihn liebten und ehrten, auch eben ſo ſehr gefürchtet wurde. Irren würde man ſich jedoch, wenn man, nach Obigem, die Ehe meiner Aeltern für eine unglückliche halten würde. Was dem Vater an Zärtlichkeit fehlte, dieſes erſetzte ſeine Rechtſchaffenheit und Tugend, und dieſes fühlte und ſchätzte meine kluge Mutter.

Dem geſchilderten Verhältniſſe ungeachtet war der Einfluß der Mutter auf den Vater außerordentlich groß. Klugheit, auch wohl Schlauheit, waren die Waffen, welche ſie ſeinem Ernſt entgegenſetzte. Sie kannte ſeine ſchwachen Seiten genau, und indem ſie dieſe angriff, konnte ſie in der Regel durchſetzen, was ſie wollte. Sollte ein Bau in dem Gartenhauſe vorgenommen, ein neuer Möbel angeſchafft, ein Zimmer vermahlt, ein Fremder gebeten werden: dann gab man zu verſtehen, daß die Ehre, die Würde, das Anſehn des Vaters den Aufwand erforderten, und er überzeugte ſich am Ende ſelbſt davon. Ja, in ſeinen letzten Lebenszeiten nahm dieſer Einfluß ſo ſehr zu, daß ſelbſt eine Art Verſchwendung in unſerm Hauſe Statt fand, und daß die ſehr bedeutende Einnahme alljährlich gänzlich aufgezehrt wurde, ſtatt daß früher von den Ueberſchüſſen jährlich Capitalien belegt waren; wozu denn freilich die bedeutenden

Bauten beitrugen, die auf zwei neu erkauften Rittergütern erforderlich wurden.

In dieser Ehe waren überhaupt sieben Kinder geboren. Das erste, eine Tochter, war kurz nach der Geburt gestorben, und so war ich denn der Aelteste, dem der Bruder Friedrich Heinrich (geb. am 2ten October 1773), dessen Leben ich in den »Zeitgenossen« — 1832 — beschrieben habe, folgte. Dann kamen zwei Schwestern (Catharina und Henriette), ein Bruder (Georg), der schon zehn Jahr jünger war als ich, und zuletzt eine in früher Kindheit verstorbene Schwester.

Jetzt will ich es unternehmen, von den Eindrücken zu erzählen, die mir noch aus der frühsten Kindheit übrig sind.

Von dem Tode meines väterlichen Großvaters (1773) weiß ich nichts; meiner väterlichen Großmutter, welche 1775 starb, erinnere ich mich ganz dunkel; doch schweben mir noch die Gestalten der mit schwarzen Mänteln bekleideten Männer vor, welche sie beerdigten. Den ersten Unterricht empfing ich in der Schule einer »Jungfer Bartels«, welche im Thomä-Hofe auf der Heinen-Straße ihren Unterricht zugleich an Knaben und Mädchen ertheilte. Ich erinnere mich noch der Lage der Schulstube, des Sitzes der Lehrerinn und vor allen des

auf Papp gemahlten Bildes eines Esels, welches an dem Lehnsessel der gestrengen Jungfrau hing, womit die Unfleißigen ausgezeichnet wurden. Aus diesen Zeiten der ersten Kindheit ist mir ein Kirchenlied des alten Braunschweigischen Gesangbuches im Gedächtnisse geblieben, welches sich anfing:

»Der Gnadenbrunn fleußt noch,
»Den Jedermann kann trinken.
»Mein Geist, laß deinen Gott
»Dir doch umsonst nicht winken.«

Solche, Kindern ganz unverständliche Gesänge mußte ich auswendig lernen, und die Nummer des Gesanges wurde mir, zu einer Art Controle, in mein sogenanntes Spruchbuch geschrieben. Aus der Schule der Jungfer Bartels kam ich in die ganz ähnliche einer Demoiselle Ruhländer, die in dem Hause eines Klempners, an der Ecke des Radeklintes, wohnte. Auch in dieser Schule wurden Mädchen mit Knaben zugleich unterrichtet, und weiß ich noch genau, daß mir die ersten weit lieber als die letzten waren. Ich hätte gegen kein Mädchen ungezogen seyn können, dagegen ich gegen die Jungen frühzeitig meine Stärke versuchte. Einst aber wurde ich zu dem innigsten Mitleiden, und ich möchte von so frühen Kinderzeiten sagen, zu einer Art Liebe, welche aus diesem rege wurde, zu einem kleinen zarten Geschöpfe von unserer Nachbarschaft hingerissen. Das fromme blasse Kind saß

auf seinem Bänkchen gegen uns Jungen über und weinte bitterlich, doch die Thränen so gut es gehen wollte verbergend. Da fragte die Lehrerinn, nicht ohne einige Härte, was ihr fehle. Zögernd, und gleichsam als wenn sie ein hochverpöntes Verbrechen bekenne, gestand sie endlich: es drücke ihr die Schnürbrust. »Was«, sagte nun Mademoiselle Ruhländer, »darüber willst du weinen? Ein artiges Mädchen muß ertragen lernen, dicht eingeschnürt zu sitzen, sonst wird es so dick wie eine Bauermagd. Doch komm her, ich will es dir bequemer machen.« — Das gute Kind mochte wohl schon ahnen, wovon die Rede sey, denn es ließ es sich zwei- oder dreimahl heißen. Endlich kam sie, und nun wurde ihr denn die Schnürbrust ganz zugeschnürt, so daß ihr Körperchen von Mademoiselle mit den Händen mit Leichtigkeit umspannt werden konnte, worüber diese nicht wenig sich erfreute, und dann sowohl den andern Mädchen als der Patientinn selbst bemerklich machte, welch eine schöne Taille sie nun habe: so müsse ein artiges und hübsches Mädchen seyn!

Wie gern hätte ich dem bösen Weibsbilde in die Haare gefahren. — Diese Scene habe ich nie vergessen, und dem so unschuldig gemarterten Kinde bin ich lange gut geblieben.

Hier muß ich im Jahre 1777, also in meinem

sechsten Lebensjahre, gewesen seyn; denn diese Zahl findet sich in einer der Fahnen des Thurms der Martini-Kirche, und ich erinnere mich, daß, als diese mächtige, aus Kupfer getriebene, vergoldete Fahne von den Arbeitern zur Schau herumgetragen wurde, ich mich in jener Schule befand, und von da aus dem lärmenden Zuge nachfolgte; ja ich weiß noch, daß der Schieferdecker, welcher sie befestigte, Haferkorn hieß, und daß die Straßenbuben: »Haferkorn ziert den Martenstorn« sangen. Man verzeihe dem Greise die Mittheilung solcher bedeutungslosen Einzelnheiten aus seinen Kinderjahren. Dafür will ich denn auch nur mit kurzen Worten erwähnen, daß ich den fernern Unterricht, gemeinschaftlich mit meinem Bruder Heinrich, anfangs bei einem gewissen Burg-Cantor Kirchhof, auf dem Papenstiege wohnhaft, und einigen Privatlehrern, dann in der Waisenhausschule, und von Ostern 1782 an, in dem Martini-Gymnasium empfing, in dessen dritte Classe ich eintrat.

Im März 1780 starb Herzog Karl. Der feierlichen Beisetzung seiner Leiche, den Fackelzügen und alle dem Pompe, der bei dieser Gelegenheit in später Nacht Statt hatte, sah ich mit meinen Aeltern, wie diese in Trauerkleidern, aus dem von Veltheimschen Erb-Küchenhofe auf dem Burgplatze zu. Obwohl der »Hochselige Herr« durch seine Verschwendung die Finanzen des

Landes zerrüttet hatte, und überhaupt ein Leben führte, welches eben nicht als Muſter aufgeführt zu werden verdient, wurde er doch wegen ſeiner natürlichen Gutmüthigkeit von ſeinen Unterthanen auf das Aeußerſte geliebt; und ſo waren es gewiß keine geheuchelte Thränen, die ſeinem Andenken vergoſſen wurden. Auch ich blieb nicht ungerührt; denn in jenen Zeiten, von welchen die unſrigen und ſein conſtitutionelles Leben durch Jahrhunderte geſchieden zu ſeyn ſcheinen, feſſelte ſelbſt die Kinder eine fromme und ehrfurchtsvolle Liebe an ihre Fürſten, weil ſie dieſe von ihren Aeltern und Lehrern ſtets nur rühmend und gleichſam als Weſen höherer Art erwähnen hörten. Aber auch die Fürſten hatten in ihrem Betragen gegen ihre Unterthanen Etwas, das mehr anzog, als die Fürſten der jetzigen Zeit in der Mehrzahl haben. So pflegte z. B. Herzog Karl, in ſeinem Schloßgarten ſpazieren gehend, auch wohl einen Handwerker, der ihn, ehrerbietig ſtillſtehend, grüßte, freundlich anzureden und ſich nach ſeinem Gewerbe zu erkundigen, wodurch denn dieſer für das ganze Leben für ſeinen Herzog ſo begeiſtert wurde, daß er gern im Nothfall Gut und Blut für ihn gelaſſen hätte. Selbſt Kinder wurden wohl bisweilen einer ſolchen Ehre theilhaftig. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, daß, als ich einſt mit meinem Bruder Heinrich an einem

Sonntag Morgen, nach der Kirche, im Schloßgarten, geführt von einem Bedienten, ſpazieren ging, der Herzog Karl uns wohlgeputzte Knaben anredete und nach dem Namen unſers Vaters befragte. Auch ſchritten wir beide ſehr anſtändig einher: ich in einem mit goldenen Treſſen beſetzten Scharlach-Kleide, mein Bruder aber in einem himmelblauen, mit ſilbernen Treſſen verbrämten.

Als ich in Tertia kam, war ich in der Lateiniſchen Sprache ſo weit, daß ich den Cornelius Nepos einigermaaßen überſetzen konnte, auch wurde ich aus dieſem, für Kinder wenig geeigneten Claſſiker von dem Rector der Martini-Schule, M. Sörgel, geprüft. In allem Uebrigen, was in der dritten Claſſe getrieben wurde, war ich bei weitem über meine Mitſchüler hinaus, welches meiner außerordentlichen Liebe zum Leſen zuzuſchreiben war. Vorzüglich war ich ganz ausgezeichnet in den Dogmen der Lutheriſchen Kirche bewandert, ja ich kannte deren Unterſcheidungs-Lehren von den beiden übrigen Deutſchen Haupt-Confeſſionen ſchon ziemlich. Daher konnte ich in den Religions-Stunden kaum erwarten, daß die Reihe zum Antworten an mich kam, wo ich nie verfehlte, meine Kenntniſſe, ſoviel ich in der Kürze durfte, zum Beſten zu geben. Eben ſo ging es mir in der Geometrie, Geſchichte und Geographie.

Meine Mitschüler waren in diesen Wissenschaften gar nicht mit mir zu vergleichen. Diese Art der Kenntnisse, die ich mit manchen Curiosis, wie ich sie aus Berkenmeyers »curiosem Antiquarius« erlernt hatte, zu verbrämen wußte, machten, daß ich bei Mitschülern und Bekannten für einen recht klugen und gescheuten Jungen galt, den man nur zu fragen brauche, um von ihm über unbekannte Sachen Nachricht zu erhalten. Dabei hatte ich eine gute Suade, die ich auch gar zu gern leuchten ließ. Wenn ein Soldatenspiel vorgeschlagen wurde, so brachte ich es oft dahin, daß Kirche und Predigt gespielt, oder doch wenigstens eine Feldpredigt den Feldzügen und Wachestehen eingeschaltet ward. Daß ich den Pastor machte, verstand sich stets von selbst, und wurde ich dann auch von den Mägden und Bedienten, nicht ohne Verwunderung über mein Talent, angehört. Noch mehr, ich wußte dem Pastor Breithaupt an der Martini-Kirche mit meinem Kindes-Organe so nachzusprechen, daß meine Zuhörer schon von dem bloßen feierlichen Kirchen-Tone erbauet wurden. Bei diesen Redeübungen lag nun freilich eine gewisse Eitelkeit im Hintergrunde, doch heuchelte ich in meinen Vorträgen keine Empfindungen, die ich nicht wirklich hatte, denn ich war der frömmste Knabe von der Welt. Nie versäumte ich Abends im Bette mein stilles Abendgebet, und mit Gott

ſtand ich ſo gut, daß ich ihn, den Allwiſſenden, zum Vertrauten meiner innigſten Empfindungen machte, auch war ich feſt überzeugt, daß meine Gebete erhöret würden, wenn ich die Worte »um Jeſu willen« hinzufügte, welches ich dieſerhalb nie verſäumte. Schon damahls verſuchte ich es, ſelbſt geiſtliche Geſänge abzufaſſen. Meiner Uebungen dieſer Art ſchämte ich mich jedoch, und verheimlichte ſie auf das Aeußerſte. Als daher einſt ein von mir verfaßter Geſang bei mir gefunden wurde, und meiner Mutter vorzüglich gefiel, ſo leugnete ich die Autorſchaft, und behauptete, ich habe das Lied abgeſchrieben. Erſt als Primaner, alſo wohl vier oder fünf Jahre ſpäter, trat ich offen mit meinen Verſen hervor, nun aber unter ganz verſchiedenen Verhältniſſen; denn es wurde mir jetzt ſchwer, ſelbſt meine Lehrer zu überzeugen, daß ich die Hexameter, in denen mir Klopſtock zum Vorbilde diente, ſelbſt gemacht habe. Weil meine Lehrer dergleichen nicht hätten zu Stande bringen können, ſo konnten ſie es nicht begreifen, daß dieſes ihr Schüler vermöchte

Aber auch in mechaniſchen Arbeiten war ich in meinen Kinderjahren nicht ungeſchickt, wobei mir zu Statten kam, daß ich früh auf der Waiſenhausſchule, unter der Anleitung eines Inſpectors Marenholz, nicht nur mit der Reißfeder geometriſche Figuren zu zeichnen ge-

lernt hatte, sondern auch angehalten war, regelmäßige Körper in Pappe nachzubilden. Dieses Alles wandte ich zu Hause an. Ein Kriegsschiff von Pappe, ein weitläufiges, mit Glasfenstern versehenes Model eines Gebäudes und mehrere Dinge der Art waren, noch in spätern Jahren auf einer Polterkammer, Gegenstände der Bewunderung der Kunstfertigkeit des Knaben, nach dessen Angaben von einem Klempner sogar eine Fontaine von Blech verfertigt war, die in dem uns Kindern eingeräumten Gartenbeete bisweilen gar lustig sprang. Bei der Zustandebringung von Gegenständen dieser Art waren mir der Sohn und die Tochter des damahls schon verstorbenen Oberkriegscommissairs Westensee, die mit ihrer trefflichen und verständigen Mutter in einem Seitenflügel unseres Hauses wohnten und die meine tägliche Spielcameraden waren, sehr behülflich. Wenige Jahre nachher brachte ich mit meinem Freunde und Schulcameraden Zinken genannt Sommer — jetzt Hofmedicus und berühmter naturhistorischer Schriftsteller — sogar eine ziemlich wirksame Scheiben-Elektrisirmaschine zu Stande, wozu uns ein alter, von der Mutter mir geschenkter Venetianischer Spiegel, den wir durch einen Glasschleifer zu unserm Zwecke zubereiten ließen, dienen mußte. Zur Zeichenkunst mochte es mir jedoch an Talenten fehlen, denn obwohl ich vom

zehnten bis zum achtzehnten Jahre im Zeichnen Unterricht empfing, so habe ich doch nie etwas Vorzügliches geleistet. Ich kam nicht weiter, als die menschlichen Gestalten in Preißlers bekanntem Zeichenbuche correct nachzeichnen zu lernen; zu eigenen Compositionen oder zum Nachzeichnen des Lebendigen habe ich es nie gebracht. Die Methode, nach der ich unterrichtet wurde, mochte auch wohl gar zu mangelhaft seyn, obwohl ich fähige Lehrer hatte, nämlich zuerst einen Thier-Mahler, Namens Benthe, einen wunderlichen alterthümlichen Mann, der, in seinem grünen Kamisole und seiner Pelzmütze, einem Nürnberger Meister des 16ten Jahrhunderts nicht unähnlich war, dann den bekannten Portraitmahler Schwarz, und zuletzt, auf dem Collegium Carolinum, den erst vor kurzem in hohem Alter verstorbenen Obercommissair Rammelsberg.

In Tertia habe ich drei Jahre zugebracht. Der Lehrer in dieser Classe, Szczelletzky, ein geborner Ungar, war, wenn ich nicht irre, in seiner Jugend gemeiner Soldat in Braunschweigischem Dienste gewesen. Der Umstand, daß er ein schlechtes Ungarisches Latein sprechen konnte, gab die Veranlassung, daß ihn der gutmüthige Herzog Karl zu Helmstedt studiren ließ, und so brachte er es denn bis zum Schulcollegen. In seinem Unterricht war nicht die Spur einer vernünftigen Methode. Nachdem

das Vater-unſer Lateiniſch hergeſagt war, überſetzte er uns ein Capitel aus dem Cornelius Nepos vor; dann dictirte er uns die darin enthaltenen Phraſen mit einer Deutſchen Ueberſetzung, welche wir auswendig lernen mußten. Eben ſo mußten wir Schatzens »Kern der Geographie« auswendig lernen, und ſelbſt der Religions-Unterricht wurde auf ähnliche Art betrieben. Alles war auf das Examen berechnet, welches halbjährlich vor den Schulephoren, den Mitgliedern des Stadtmagiſtrates und dem hochehrwürdigen Stadtminiſterio, den Superintendenten an der Spitze, gehalten wurde. Zu dieſem ſchlechten Unterrichte kam, daß unſer Ungar ein gar roher Geſelle war, der es ſich bisweilen nicht zu viel ſeyn ließ, unter Schimpfwörtern ganz eigenthümlicher Beſchaffenheit, ſolche Schüler, denen er es bieten zu können glaubte, bei den Haaren und bei den Ohren umherzuziehen. In den Privatſtunden, die im Sommer in einer Laube ſeines Gartens gehalten wurden, war er, wo möglich, noch gemeiner; denn hier trank er ganz gemüthlich während des Unterrichts ſein Gläschen, und ließ die Pfeife nicht leicht ausgehen. Uebrigens war der Ungariſche Freiheitsſinn bei ihm keineswegs erloſchen. Ganz gegen die Gewohnheit damahliger Zeit war er ein harter Cenſor der Staatseinrichtungen und ein Feind der vornehmern Claſſen der Geſellſchaft. In

der Politik ein tüchtiger Anti-Orangiſt und leidenſchaftlicher Verfechter der Amerikaniſchen Freiheit. — Dieſe Geſinnung unſers Lehrers, obwohl wir ihn für einen Mann von gemeinen Sitten erkannten, blieb doch auf unſer weiches Gemüth nicht ohne Einfluß, und bereitete uns gleichſam darauf vor, wie wir das Jahr 1789 auffaſſen ſollten.

In Secunda habe ich anderthalb Jahre zugebracht. Der Lehrer in dieſer Claſſe war der Subconrector Wäterling, ein wohlbeleibter, in ſeiner Perrücke gar ernſt ausſehender Mann. Wenn gleich er kein großer Gelehrter war, ſo hatte er doch mit Recht den Ruf eines vortrefflichen Schulmannes. Sein Unterricht in den alten Sprachen, in den Anfangsgründen der Mathematik und Phyſik war äußerſt zweckmäßig, und dabei herrſchte in ſeiner Claſſe die pünktlichſte Ordnung. Sein vornehmes Weſen (er war auch Bruder Redner in der Loge, deren Großmeiſter Herzog Ferdinand, der Held des ſiebenjährigen Krieges, war) trug zu der hohen Ehrerbietung, die wir für ihn hatten, nicht wenig bei. Er kannte die neuere Literatur, und überſetzte uns Ovid's Verwandlungen mit Geſchmack, obwohl ein wenig affectirt. So durften wir »virgo« nie »Jungfrau«, ſondern nur »Mädchen« überſetzen, weil dieſes ihm lieblicher, leichter und ſchöner klang, und das »urplötzlich«

und »sprachs«, kam bei jeder Gelegenheit vor. — Sein Unterricht hatte den beſten Erfolg: die Schüler ſeiner Claſſe zeichneten ſich durch ſchnelle Fortſchritte aus, und bekamen Liebe zu den Wiſſenſchaften. Selbſt der Umſtand, daß ihr Verſtand nicht durch grammatiſche Spitzfindigkeiten früh ausgetrocknet wurde, ſcheint vortheilhaft auf ſie eingewirkt zu haben. Wir gingen gern in unſere Claſſe, weil es da täglich etwas uns Anſprechendes zu lernen gab. Mehrere meiner damahligen Mitſchüler in Secunda ſind jetzt als Gelehrte rühmlich bekannt, und vielleicht wird von ihnen nicht in Abrede geſtellt, daß ſie den erſten Impuls zu den Wiſſenſchaften Wäterling zu danken haben. Ich nenne hier nur die Namen: Dräſeke, Wegſcheider, Rooſe (der geniale, früh geſtorbene Arzt), Himly, Wiedemann (zu Kiel), Zinken, genannt Sommer, Lebebour (zu Dorpat), Schwarz (zu Hamburg), und ſelbſt meinen eigenen Bruder Heinrich, welcher als ausgezeichneter juriſtiſcher Schriftſteller ſich bekannt gemacht hat. Nur Zinken iſt von dieſen meinen Mitſchülern in Braunſchweig geblieben. Dankbar erkenne auch ich, daß ich meine Liebe ſowohl zu der claſſiſchen Literatur als zu den phyſiſchen Wiſſenſchaften zu einem großen Theile Wäterling verdanke.

In Secunda wurden von den Schülern Declamations-Uebungen gehalten, und hierzu nach Belieben La-

Sonntag Morgen, nach der Kirche, im Schloßgarten, geführt von einem Bedienten, ſpazieren ging, der Herzog Karl uns wohlgeputzte Knaben anredete und nach dem Namen unſers Vaters befragte. Auch ſchritten wir beide ſehr anſtändig einher: ich in einem mit goldenen Treſſen beſetzten Scharlach-Kleide, mein Bruder aber in einem himmelblauen, mit ſilbernen Treſſen verbrämten.

Als ich in Tertia kam, war ich in der Lateiniſchen Sprache ſo weit, daß ich den Cornelius Nepos einigermaaßen überſetzen konnte, auch wurde ich aus dieſem, für Kinder wenig geeigneten Claſſiker von dem Rector der Martini-Schule, M. Sörgel, geprüft. In allem Uebrigen, was in der dritten Claſſe getrieben wurde, war ich bei weitem über meine Mitſchüler hinaus, welches meiner außerordentlichen Liebe zum Leſen zuzuſchreiben war. Vorzüglich war ich ganz ausgezeichnet in den Dogmen der Lutheriſchen Kirche bewandert, ja ich kannte deren Unterſcheidungs-Lehren von den beiden übrigen Deutſchen Haupt-Confeſſionen ſchon ziemlich. Daher konnte ich in den Religions-Stunden kaum erwarten, daß die Reihe zum Antworten an mich kam, wo ich nie verfehlte, meine Kenntniſſe, ſoviel ich in der Kürze durfte, zum Beſten zu geben. Eben ſo ging es mir in der Geometrie, Geſchichte und Geographie.

Meine Mitſchüler waren in dieſen Wiſſenſchaften gar nicht mit mir zu vergleichen. Dieſe Art der Kenntniſſe, die ich mit manchen Curioſis, wie ich ſie aus Berkenmeyers »curioſem Antiquarius« erlernt hatte, zu verbrämen wußte, machten, daß ich bei Mitſchülern und Bekannten für einen recht klugen und geſcheuten Jungen galt, den man nur zu fragen brauche, um von ihm über unbekannte Sachen Nachricht zu erhalten. Dabei hatte ich eine gute Suade, die ich auch gar zu gern leuchten ließ. Wenn ein Soldatenſpiel vorgeſchlagen wurde, ſo brachte ich es oft dahin, daß Kirche und Predigt geſpielt, oder doch wenigſtens eine Feldpredigt den Feldzügen und Wacheſtehen eingeſchaltet ward. Daß ich den Paſtor machte, verſtand ſich ſtets von ſelbſt, und wurde ich dann auch von den Mägden und Bedienten, nicht ohne Verwunderung über mein Talent, angehört. Noch mehr, ich wußte dem Paſtor Breithaupt an der Martini-Kirche mit meinem Kindes-Organe ſo nachzuſprechen, daß meine Zuhörer ſchon von dem bloßen feierlichen Kirchen-Tone erbauet wurden. Bei dieſen Redeübungen lag nun freilich eine gewiſſe Eitelkeit im Hintergrunde, doch heuchelte ich in meinen Vorträgen keine Empfindungen, die ich nicht wirklich hatte, denn ich war der frömmſte Knabe von der Welt. Nie verſäumte ich Abends im Bette mein ſtilles Abendgebet, und mit Gott

vaterländiſcher Schriften. Die Confirmanden wurden, in eigenen Stunden von Neujahr bis Oſtern, zur Confirmation vorbereitet, und zwar Knaben und Mädchen zugleich in demſelben Local. Nie ſind mir Unterrichtsſtunden angenehmer geweſen als dieſe. Was da gelehrt werden ſollte, wußte ich längſt, und in einem Umfange, wie es nicht vorgetragen ward. Kam nun die Reihe an mich zum Antworten, ſo gab ich die Gelegenheit ſobald nicht auf, vor liebenswürdigen dreizehn- und vierzehnjährigen Mädchen meine theologiſche Gelehrſamkeit auszukramen, und die Dogmen der Kirche auf das Genaueſte auseinander zu ſetzen. Breithaupt war hierüber ſo verwundert, daß er mich einſt, nach dem Unterricht, auf ſein Studirzimmer rief, und zu erkennen gab, da ich in der Kenntniß der chriſtlichen Lehre, gleich einem alten Candidaten des Predigtamts, wie er ſich ausdrückte, bewandert ſey, ſo wäre es kaum erforderlich, daß ich den Unterrichts-Stunden künftig beiwohne, und würde er, wenn ich dieſen Beſuch dennoch fortſetzen wolle, es ſo betrachten, als wenn ich dieſes nur zu meiner Erbauung thäte, wie auch ſelbſt gelehrte Leute wohl den Kinderlehren beiwohnten. Ich ließ mir jenes aber keinesweges nehmen, denn es gefiel mir gar zu ſehr, vor meinen ſchönen und freundlichen Nachbarinnen mein Licht leuchten zu laſſen. Mit einigen derſelben hatte

ich in frühern Zeiten gemeinschaftlichen Schreib-Unterricht gehabt, und mich schon damahls in ihre Gunst durch allerhand kleine Gefälligkeiten einzuschleichen gewußt. So war ich z. B. zu der Zeit gern bereit, mit der schönsten und zierlichsten Fractur-Schrift, in welcher ich selbst meine Lehrer übertraf, die Namen meiner lieben Mitschülerinnen in ihre Schreibbücher zu zeichnen, ein Umstand, der veranlaßt hat, daß mir bis auf den heutigen Tag die Vornamen einiger dieser guten Kinder im Gedächtnisse geblieben sind. — Glückliche Zeiten einer wahren Unschuldswelt, wo ein bis dahin unbekanntes mystisches Etwas die getrennten Geschlechter nähert; wo der wilde Knabe mit Vergnügen einen Theil seines Egoismus unterdrückt, um, in dem Wohlgefallen, welches er bei einem zartern Wesen erregt, sich einem feinern Egoismus hinzugeben! — So hatte denn auch ich unter den Gespielinnen meiner beiden Schwestern ein Mädchen, dem ich gar zu gern interessant gewesen wäre, und gegen welches ich keine Aufmerksamkeit sparte.

Mit meinem Bruder Heinrich, der zwei Jahre jünger war als ich, wie ich glaube schon gesagt zu haben, harmonirte ich weniger als mit meinen Schwestern, die mit der innigsten Geschwisterliebe an mir hingen. Wie ich ganz in das Geschlecht der Mutter schlug, und froher,

heiterer und poetiſcher Natur war, ſo glich mein Bruder mehr, wie an äußerer Geſtalt ſo auch am Sinne, dem Vater. Er war ernſt, ſtill, für ſich, und ſtudirte fleißig die Lateiniſche Grammatik, zu der ich weniger Neigung hatte; daher er auch oft in Tertia (doch nie in Secunda) über mir ſaß. Er bekümmerte ſich um Poeſie und Verſe nicht, am wenigſten aber um mechaniſche Darſtellungen und Arbeiten, die mir ein ſo großes Vergnügen verſchafften. Kaum, daß er ſeinen kleinen Garten beſtellte, dagegen der meine, mit der Fontaine geſchmückt, ſtets in der ſchönſten Ordnung prangte. Nur in unſerer Bücherliebhaberei trafen wir zuſammen. Er hatte ſeinen Sammlerfleiß vorzüglich auf Reiſebeſchreibungen gerichtet; mir war aber die größte Freude, wenn ich einen wohlconditionirten Elzevir von dem noch jetzt lebenden Antiquar Feuerſtacke (der damahls ſelbſt noch Knabe war), erhandeln konnte. Der verſchiedenen Temperamente ungeachtet hatten wir uns herzlich lieb, obwohl es bisweilen unter uns zu Schlägereien kam, und hielten wir treu zuſammen, wenn es nöthig ward, daß der Eine den Andern entſchuldigte. — Ein brüderliches treues Verhältniß hat auch unter uns bis zu dem Tode des edeln Bruders gedauert, (der am 30. März des Jahres, in welchem ich dieß ſchreibe, 1832, erfolgt iſt).

Mit meinem Austritte aus Prima und dem Eintritte

in das Collegium Carolinum enden gleichsam meine Kinderjahre; so will ich denn auch hier einen Abschnitt in meiner Lebens-Darstellung machen und nur noch hinzufügen, daß der Glücksstern über mich in meinen Kinderjahren waltete, daß meine Sitten stets die reinsten blieben, und daß ich mir am Schluß des Tages bei meinem Abendgebete nie etwas, als allenfalls einige Eulenspiegeleien, vorzuwerfen und Gott abzubitten hatte, an denen ich es denn freilich mit meinen Cameraden (unter welche vorzüglich ein gewisser Fritz Thomes gehörte, der nach America verschollen ist) nicht fehlen ließ, so oft ich mir auch vornahm, künftig dergleichen zu unterlassen, weil ich selbst diese Kindereien für Sünde hielt. Doch das lustige Temperament siegte über den Vorsatz. Auch betrieben wir wohl Einiges heimlich, daß es die Aeltern nicht wissen durften, z. B. unsere Schifffahrten auf der Ocker bis zu dem nahen Dorfe Oelper, das Baden, und selbst einmahl einen Spaziergang nach Wolfenbüttel; denn ich wollte doch mit Augen sehen, wie eine andere Stadt beschaffen sey; bis dahin hatte ich nämlich nur eine kleine Reise mit meinem Vater nach Gandersheim gemacht.

Zweites Buch.

1788 — 1793.

Mit meinem Eintritte in das Collegium Carolinum eröffnete ſich mir gleichſam eine neue Welt. Wie himmelweit war hier Alles von der Schule unterſchieden, in welcher ich bisher meinen Unterricht genoſſen hatte. Die Lehrer, zum größten Theile Männer, deren Namen durch ganz Deutſchland mit hoher Ehre genannt wurden und, was noch mehr, die von Klopſtock in ſeinen Oden verewigt waren, erſchienen vor uns im Bewußtſeyn ihrer Würde mit dem Anſtande von Weltmännern. Da war nichts Pedantiſches, nichts Grobes, und unter den Studirenden nichts an die niedern Klaſſen der Geſellſchaft Erinnerndes. Beſuchten auch wohl das Collegium Carolinum Jünglinge, welche dieſen angehörten, ſo waren ſie doch ſo ſehr in der Minderzahl, und ſie kamen ſo wenig in Betracht, daß ſie den Ton, der in dem Ganzen herrſchte, nicht ſtören konnten; ja, ſie ſuchten und fanden eine Ehre darin, den Vornehmern an Feinheit der Sitten gleich zu ſtehen. Mit Recht war zu der Zeit das Carolinum durch ganz Deutſchland, ſelbſt durch einen bedeutenden Theil des übrigen Europa, berühmt. Gründlichen Unterricht in den alten Sprachen, ſo wie er in guten Gymnaſien ertheilt

werden muß, und der allerdings die Basis eigentlicher Gelehrsamkeit ausmacht und ewig ausmachen wird, kann man in vielen Städten Deutschlands empfangen, und konnte dieses auch schon damahls: aber das Braunschweigische Collegium Carolinum stand da als ein, in seiner Art, fast einziges Institut. Wo war zu jener Zeit selbst eine Universität, welche sieben Männer, wie Ebert, Gärtner, Arnold Schmid, Mauvillon, Eschenburg, von Zimmermann und Gattingara (Zachariä war schon todt), vereinigt hätte? — Nicht, daß diese Männer von so hervorragender Gelehrsamkeit gewesen wären, daß man sie in dieser Beziehung als unübertrefflich hätte ansehen müssen: sie wurden damahls schon als Gelehrte übertroffen, und würden es jetzt noch mehr seyn; aber sie gehörten zu den Heroen der Sprache, und was die ersten beiden der Genannten anbetrifft, zu den Begründern der Deutschen Literatur; sie genossen in dieser Hinsicht ein Ansehn, welches man sich nicht durch bloße Schulgelehrsamkeit erwerben kann, und welches so mächtig auf junge Gemüther wirkt. Woher kam es, daß eine von Gellert gehaltene moralische Vorlesung einst so großen Eindruck machte? Kam es nicht zu einem guten Theile daher, weil es Gellert war, der redete? In der That ist es daher eben so ungerecht, wenn man dem schönen Institute, welches noch jetzt den

Namen eines Collegii Carolini, nach ſeinem humanen Stifter, trägt, vorwirft, es beſitze keine Lehrer, wie die zu der Zeit ſeiner Blüthe, — in einer längſt begründeten Literatur kann man nicht neue Begründer hervorrufen — als es eine ganz unanwendbare Art der Vertheidigung des jetzt Beſtehenden ſeyn würde, wenn man zu beweiſen ſuchen wollte, der jetzige Unterricht ſey weit gründlicher und erſchöpfender als der damahlige. Es mag dieſes ſeyn, ja ich zweifle nicht, daß es der Fall iſt, denn in der That wurde der Unterricht in den alten Sprachen zu meiner Zeit nicht mit beſonderer Gründlichkeit ertheilt: aber wäre es möglich, daß dieſe gerühmte Gründlichkeit auch noch verdoppelt würde, das Inſtitut wird nie wieder in dem Glanze ſtrahlen, in dem es damahls hervorleuchtete. Und wie groß iſt der Einfluß, den unſere Mitſchüler auf uns üben; wie wichtig und entſcheidend für das ganze Leben iſt es, daß wir nicht in den erſten Jugendjahren nur unter unſers Gleichen, unter unſern Landsleuten, ja nur unter unſern Stadtgenoſſen uns bewegen? Junge Männer, die in ſo eingeſchränkten Verhältniſſen aufwuchſen, behalten, in der Regel, nicht nur zeitlebens etwas Linkiſches, ſondern, was noch ſchlimmer iſt, weil ſie fühlen, was ihnen fehlt, entwickelt ſich oft in ihnen ein unl berales und mißgünſtiges Weſen, welches bewirkt, daß der Hö-

hergebildete ſich in ihrer Nähe eben ſo unheimlich fühlt, als ſie ſich unbehaglich fühlen und darſtellen, ſobald ſie mit Menſchen in Berührung kommen, welche die Welt und ihre Verhältniſſe früh kennen lernten. Eine ungeheure Täuſchung iſt es aber, wenn man glaubt, die Unſchuldswelt ſey noch in den niedern Klaſſen der Geſellſchaft zu finden. Ich weiß nicht, ob ſie jemahls vorhanden war, wenigſtens zu den Zeiten Salomo's und Jeſus Sirach's war ſie ſchon verſchwunden; doch lehrt die tägliche Erfahrung, daß Egoismus, Undankbarkeit und Härte ſich am häufigſten bei ſolchen Perſonen darthun, die ſich in ihren bürgerlichen Verhältniſſen von dem Schickſale vernachläſſigt glauben, wie bei ſolchen der Hochmuth am unerträglichſten iſt, die ſich aus den niedern Ständen emporſchwangen.

Zu meiner Zeit ſtudirten auf dem Collegium Carolinum mehrere Deutſche Fürſten und Grafen; ſelbſt vornehme Oeſtreicher fehlten nicht; wie ich mich denn zweier Grafen von Paar, die mit den feinſten und liebenswürdigſten Sitten eine ungeheuchelte Frömmigkeit verbanden, mit Vergnügen erinnere. Sie gaben damahls die ſchönſten Hoffnungen, und, nach meinen innigſten Wünſchen (denn ich habe ihren Lebenslauf zu verfolgen keine Gelegenheit gehabt), haben ſie ſolche erfüllet. Auch Engländer und Ruſſen, aus den erſten

Familien, waren dort mit ihren Hofmeiſtern, feinen und gebildeten Männern.

Das ſchöne Gebäude des Inſtituts, prangend mit der etwas unlateiniſchen Inſchrift: Temporum reparatio, die freundlichen Hörſäle, die Achtung, mit welcher die Studirenden von den Profeſſoren und übrigen Lehrern, die von Adel ſogar an dem Herzoglichen Hofe, behandelt wurden, der großartige Unterricht in ritterlichen Uebungen, dem Fechten, Reiten, Voltigiren, Tanzen — alles dieſes trug dazu bei, daß der Caroliner ſich ein gewiſſes vornehmes und geſetztes Weſen aneignete, welches ſehr gegen die Roheit, die auf vielen Schulen und Univerſitäten auch zu der Zeit vorherrſchend war, abſtach.

Ich fühlte mich in dieſen Verhältniſſen um ſo glücklicher, da ich vielfache Gelegenheit fand, meine kleinen Talente leuchten zu laſſen. So las Gärtner über den Deutſchen Styl und forderte von ſeinen Zuhörern Aufſätze, welche öffentlich beurtheilt wurden. Das erſte, was ich lieferte, waren Fabeln in Proſa, nach Art der Leſſing'ſchen, die ich zum Muſter genommen hatte. Die Fabeln ſelbſt erfand ich Nachts in einem Zuſtande, der an Träumerei grenzte. Da ich auf einem Zimmer ſchlief, in welchem ein Nachtlämpchen brannte, ſo war ich im Stande, mit einem Bleiſtifte ein Paar Perſonen

und Umſtände der Fabel, ſo wie ſie mir, gleichſam durch Inſpiration eingegeben, auf ein Zettelchen zu notiren. Am Morgen darauf arbeitete ich dann die Erfindung aus, wobei ich mich auf das Aeußerſte bemühte, kurz zu ſeyn. Dieſe Fabeln fanden bei Gärtner ſo großen Beifall, daß mir hier wieder begegnete, was mir in Prima bereits begegnet war, man zweifelte, daß ich der Verfaſſer der kleinen Dichtungen ſey. Als man ſich aber davon überzeugt hatte, ſo erntete ich auch bei meinen Mitſchülern nicht wenig Ehre ein, ohne daß ich bei ihnen Neid erregt hätte, ob ſie gleich mit einigen Ausnahmen, worunter vorzüglich Roose (der nachherige geniale Arzt) war, der auch Fabeln dichtete, nur Ueberſetzungen lieferten. Ich ließ es aber nicht bei Fabeln bewenden, ſondern ich ſann darauf — worüber ich denn freilich einige Jahre nachher herzlich lachen mußte — einen Gegenſtand aufzufinden, den ich in einer Epopee behandeln könnte. Unzählige Mahle hatte ich Klopſtocks Meſſiade durchgeleſen, und war von ihr entzückt; ſo hatte ſich denn bei mir der Rhythmus der Klopſtockſchen Hexameter dergeſtalt feſtgeſtellt, daß ich mit Leichtigkeit in Hexametern ſchreiben konnte, die den Klopſtockſchen, freilich nur dem Sylbenmaaße nach, nicht unähnlich waren. Nach einer gewöhnlichen Täuſchung der Jugend hielt ich nun meine unvollkommenen Hexameter für Poeſie. Endlich war

denn der Gegenſtand gefunden, den ich epiſch behandeln wollte: es war dieſes nichts weniger als der Untergang des Griechiſchen Kaiſerthums durch die Eroberung von Conſtantinopel, und entnahm ich den Stoff vorzüglich aus Siegmunds von Birken »Spiegel der Ehren des Erzhauſes Oeſterreich.« Indem ich den Amurath ſo gräßlich als möglich darſtellte, glaubte ich ein Heldengedicht zu ſchreiben. — Ich war jedoch zu furchtſam oder zu beſcheiden, um meine epiſchen Verſuche Gärtnern einzuliefern. So wie ich einen Geſang fertig hatte, ſchrieb ich ihn recht zierlich mit Lateiniſchen Lettern in groß Quart auf ſtarkes Holländiſches Papier, und konnte die Zeit nicht erwarten, wo meine Hefte zu einem ſtattlichen Franzbande angewachſen ſeyn würden. Hierzu kam es jedoch nicht.

Um dieſe Zeit ſtarb meine dritte Schweſter, ein Kind von wenigen Jahren, an den Blattern. Ich liebte dies kleine zarte Weſen auf das Innigſte, und ſo war die Veranlaſſung nahe, ihren Tod in einer Elegie zu beklagen. Ich wählte das antike elegiſche Metrum, und, woran die Wahrheit meiner Empfindungen wohl Urſach ſeyn mochte, die Elegie gelang mir ſo, daß Gärtner, dem ich ſie einreichte, davon entzückt wurde, und nicht aufhören konnte, ſie im Collegio zu loben. Ja, er nahm von meinem Verſuche die Veranlaſſung, uns das We-

ſen der eigentlichen Elegie zu entwickeln, wobei er denn darthat, daß mein Gedicht alle Erforderniſſe einer ſolchen habe. Man kann denken, wie höchlich ich hierüber erfreut war. Es wäre mir faſt gegangen, wie jenem Dorfjunker, der erſtaunt war, in Proſa ſprechen zu können, obwohl er bis dahin nicht gewußt hatte, was Proſa ſey. Wußte ich nun gleich im Allgemeinen, was zu einer Elegie gehöre, ſo hatte ich doch nie über ihr eigentliches Weſen tiefſinnige Unterſuchungen angeſtellt.

Mit einer durch melancholiſche Gefühle mehr gewürzten als getrübten Wonne denke ich mich in jene Zeiten der Jugend zurück. Auch dadurch ſind ſie mir theuer, daß ich in ihnen ein Band der Freundſchaft knüpfte, welches weder der Tod des Freundes, noch die Zeit zu zerreißen vermocht hat. Wilhelm Hoyer, der Sohn eines höchſt alterthümlich gebildeten, gelehrten und ſehr wohlhabenden Predigers zu Bortfeld, einem nahe bei Braunſchweig gelegenen Dorfe, lebte gleichſam nur in mir, ſo wie ich in ihm. Auch ergänzten wir uns wechſelſeitig durch die Verſchiedenartigkeit unſerer Charaktere. Niemahls förderte er ſelbſt irgend ein literariſches Product zu Tage, aber Alles, was er las, und ganz vorzüglich meine Verſuche, unterwarf er der genauſten Kritik, welche doch ſtets mehr das Einzelne als das Ganze vor Augen hatte. Dieſe Genauig-

keit ging mir nun gänzlich ab. Was ich dichtete, war mehr das Ergebniß eines angebornen Talentes als eines anhaltenden Studiums. Ich hatte nur die Wirkung des Ganzen vor Augen, mein Freund leitete mich auf das Einzelne. So bin ich denn den Bemerkungen und Kritiken Hoyers weit mehr als dem Unterrichte meiner Lehrer ſchuldig. Aber nicht allein die Literatur, auch das Leben machte uns zu unzertrennbaren Freunden. Uns vereinte der Fechtboden, die Reitbahn, die Drechſelbank, und nie nahm Einer von uns Beiden eine Excurſion in den benachbarten Harz allein vor; wie denn auch Hoyer im älterlichen Hauſe ſtets der willkommene Gaſt, vorzüglich aber der Liebling meiner Mutter war. Die menſchliche Natur erſchien in ihm in ihrem größten Adel. Streng war er in ſeinen Grundſätzen, und verzieh ſich nicht den geringſten Fehler, doch mild in der Beurtheilung Anderer. War ich zu raſch in meinen Entſchlüſſen, und hielt für leicht, Alles, was ich mir vorſetzte, zu erreichen, ſo war Hoyer zweifelvoll und bedenklich. Da war denn ſtets das Reſultat, daß ich die Sache nicht ganz ſo leicht und er ſie nicht ganz ſo ſchwer nahm, als bei uns Beiden Anfangs der Fall war. — So lebten wir zuſammen, auch als Männer (wie ich hier, der Zeit vorgreifend, bemerke), bis im Jahre 1804 ein früher Tod den edeln Hoyer, im 34ſten Jahre

ſeines Alters, von meiner Seite riß. Hoyer paßte nicht für ein öffentliches Amt. Nachdem er ſeine Univerſitäts-Studien beendet hatte, erkaufte er ſich eine Canonicats-Präbende an dem St. Sebaſtianus-Stifte zu Magdeburg, und lebte den Wiſſenſchaften, ſeinen Freunden und dem Wohlthun zu Wolfenbüttel, ein Leben, welches ein glückliches hätte genannt werden können, wenn ein organiſcher Fehler am Herzen, deſſen Gefährlichkeit ihm nur zu ſehr bekannt war, und welcher von Zeit zu Zeit furchtbare Paroxismen verurſachte, ihm nicht die äußerſte Vorſicht und Aufmerkſamkeit auf ſeine Geſundheit zur Pflicht gemacht hätte. Die Tugend, die Bedachtſamkeit, der Geſchmack dieſes edeln Menſchen hat auf mein Leben und Thun einen großen Einfluß ausgeübt; auch lebt er gleichſam noch mit mir fort, denn obwohl er jetzt ſeit acht und zwanzig Jahren todt iſt, vergeht wohl kaum ein Tag, daß ich mich mit ihm nicht förmlich unterhielte. — Ich verließ Michaelis 1789 das Carolinum und bezog die Univerſität Helmſtedt, wohin mir Hoyer erſt nach einem Jahre folgte. Während unſerer Trennung ſtanden wir in ununterbrochenem Briefwechſel, und dieſer iſt mir bis auf die gegenwärtige Zeit vollſtändig erhalten worden. Er würde mir dazu dienen können, mein Leben und Treiben zu Helmſtedt ziemlich genau zu ſchildern im Stande zu ſeyn, doch muß

ich geſtehen, daß ich Jenes hierzu nicht merkwürdig genug finde. Einzelne Darſtellungen und Bemerkungen mögen alſo genügen.

Ein gutes Glück hatte mir meine Wohnung in dem Hauſe eines vortrefflichen Mannes, des berühmten und gelehrten Profeſſors Paul Jacob Bruns, welcher derzeit Prorector war, angewieſen. So wie er der gelehrteſte Profeſſor — auch nicht einmahl Henke ausgenommen — war, ſo hielt Jeder ſeine wohl kaum zwanzigjährige Gemahlinn für die geiſtreichſte und liebenswürdigſte Dame zu Helmſtedt, und dieſes mit Recht. Beide beehrten mich mit einem Wohlwollen, ja ich darf ſagen, mit einer Freundſchaft, die ich noch jetzt dankbar anerkenne, und die auf mein künftiges Leben nicht ohne Einfluß geblieben ſind. Obwohl mit der größten Gewiſſenhaftigkeit mich dem Studium der Jurisprudenz hingebend, in welcher ich vorzüglich den Geheimen Juſtizrath Oelze und den damahligen Hofrath Günther (jetzt Geheimen Obertribunal-Rath zu Berlin) zu Lehrern hatte, verſäumte ich doch keinesweges, mein poetiſches Talent zu üben, und da waren es denn, nach Maaßgabe des Inhalts meiner Erzeugniſſe, entweder der Profeſſor oder die Profeſſorinn Bruns, denen ich ſie zur Prüfung vorlegte. Der erſte war der aufmunternde Beurtheiler meiner poetiſchen Nachbildungen alter Dichter, die andere theilte mir geiſtreiche Bemerkungen über

meine eigenen Gedichte mit, die theils in Sonnetten, theils in humoriſtiſchen Darſtellungen der Tags- und Studenten-Ereigniſſe beſtanden; auch las ich ihr die Reden gewöhnlich vor, welche ich in der Deutſchen Geſellſchaft, deren Mitglied ich war, zu halten hatte. Alles dieſes iſt verloren gegangen, und war auch — obwohl ich jetzt dieſen Verluſt ſehr beklage — in literariſcher Hinſicht des Aufbewahrens wenig werth. Nur eine Ballade, die ich auf die Myſtification eines Holländiſchen Hausburſchen gemacht — und welche unſer Herr Profeſſor ſehr übel aufgenommen hatte — iſt mir, in einigen Stanzen, im Gedächtniß geblieben. Jener junge Holländer, irre ich nicht, aus Middelburg gebürtig, ſtudirte in Helmſtedt Lutheriſche Theologie, wozu in ſeinem Vaterlande keine Gelegenheit ſich darbot. Er war von kleiner, im hohen Grade komiſcher Geſtalt, denn ſein überaus langes Geſicht mochte ungefähr den vierten Theil des ganzen Körpers ausmachen. Henke's Schüler, wollte er in theologiſcher Aufklärung Niemandem nachſtehen, und leugnete daher nicht allein den Teufel, ſondern auch ſelbſt die Dreieinigkeit. Bis zu dem letzten hatten wir Juriſten es noch nicht gebracht, ja wir wußten nicht einmahl recht, wie die Nicht-Exiſtenz des Satans mit den ſo beſtimmten Erzählungen der heiligen Schrift in Harmonie zu bringen ſey. Doch

die Sache für's Erſte dahingeſtellt ſeyn laſſend, beſchloſſen wir, unſern freigeiſtigen Hausburſchen auf die Probe zu ſtellen. Er wohnte im dritten Stock eines Hintergebäudes des Bruns'ſchen Hauſes, und ſeine Schlafkammer war dicht neben ſeiner Wohnſtube. In die erſte hatten wir uns geſchlichen, einen tüchtigen Bindfaden an dem obern Ende ſeines Deckbettes befeſtigt, und dann jenen durch eine zerbrochene Fenſterſcheibe in ein Nebenzimmer, welches ein anderer Student bewohnte, von Außen geleitet. Mit Ungeduld erwarteten wir in dieſem die Zeit, wo wir annehmen konnten, daß Loſſius (ſo will ich den Studenten nennen) eingeſchlafen war. — Jetzt, in einem Ruck, war das Bett bis an das Fenſter fortgeriſſen. Der Bindfaden hatte ſich durch die Gewalt des Zugs von dem Bette gelöſet; wir waren in ſeinem Beſitz, und ſo blieb keine Spur von unſerm Frevel übrig. Mit unglaublichem Gepolter ſtürmte Loſſius, völlig entkleidet, aus der Kammer, durch die Stube, einen langen Gang hinunter die Treppe hinab, um ſeine Landsleute, deren ſechs oder ſieben im Hauſe wohnten (ebenfalls Theologen) zu holen. Bald erſchien die geſammte Holländerſchaft, um zu unterſuchen, was dem Landsmanne denn eigentlich begegnet ſey, während wir längſt uns in unſere Betten zurückgezogen hatten. Es dauerte nicht lange, ſo wurden auch wir zur Hülfe

herbeigeholt und erſchienen, mit entblößten Beinen, auf das unbefangenſte. Das Reſultat der Unterſuchung war dann, »daß Loſſius ſich geirret und geträumt haben müſſe«, worüber dieſer, fluchend und ſchwörend, ganz wüthend werden wollte. Es war ſchon lange nach Mitternacht, als das ganze Haus in Allarm kam. Loſſius wollte nicht wieder zu Bett gehen, und behauptete ſteif und feſt, während er im erſten Schlafe geweſen, habe eine mächtige Fauſt, dicht an ſeinem Kinne, das Deckbett ergriffen und in einem Ruck bis zum Fenſter hin fortgeriſſen, darauf ſey die Geſtalt (denn in dieſem Augenblicke ſey er ſchon völlig wachend geweſen) durch das klirrende Fenſter als ein blauer Dunſt gefahren. Obwohl dieſes Letzte eine zerbrochene Scheibe zu beſtätigen ſchien, ſo blieben wir doch ſämmtlich dabei: »Loſſius müſſe Nachtwandler ſeyn, und habe Alles dieſes ſelbſt träumend gethan.« Endlich erbot ſich einer der Theilnehmer an der Myſtification, den Reſt der Nacht bei dem Verſuchten zu wachen, und die Ruhe wurde im Hauſe hergeſtellt. — Jetzt ging Loſſius von einem Extrem zum andern über, und behauptete, der Teufel in Perſon habe ihn in Verſuchung geführt, bis endlich, da dergleichen ſelten ganz verſchwiegen bleibt, die ganze Geſchichte auskam und den guten Loſſius eine Zeitlang zum Geſpötte der Studenten machte. Er zog ſich doch

noch ziemlich gut aus der Schlinge, indem er endlich herzlich mit lachte. Dieß Ganze brachte ich dann in eine Ballade, welche ſich anfing:

»Es lebt hier ein gar arger Mann,
Paul Loſſius iſt ſein Name,
Dem man es leicht anſehen kann,
Er ſchwur zu Satans Fahne. —
Der Teufel kriegt ihn in die Klaun;
Drum muß ein jeder Chriſt ſich graun
Vor dieſem böſen Sünder.«

Die Geſchichte war nämlich ſo geſtellt, als wenn Loſſius nur zum Scheine den Teufel geleugnet hätte, um ſich ihm ganz weihen zu können, und daß er zuletzt mit ihm, ſeinem Vertrauten, bei einem nächtigen Beſuche, ſich über den Beſitz einer gewiſſen Köchinn veruneinigt habe.

Späße dieſer Art würzten das akademiſche Leben, und hinderten meinen unausgeſetzten Fleiß nicht im Mindeſten.

Bei dem zugleich berühmten und berüchtigten Hofrath Beireis habe ich dreimahl die Phyſik und zweimahl die Logik gehört. Von der Perſönlichkeit dieſes Mannes durch Worte eine dem Originale entſprechende Vorſtellung hervorzubringen, iſt gewiß ſehr ſchwer, denn bei wenigen Menſchen mögen ſich Verdienſte und Charlatanismus auf eine gleiche Weiſe als bei ihm vereinet haben. Beireis hatte in Erſtaunen ſetzende Eigenſchaften des Geiſtes: ein Gedächtniß, wie es wenigen Menſchen zu

Theil geworden, einen groſsen Scharfſinn, und ſelbſt in ſeinem Greiſenalter, als ich ſein Zuhörer war, eine ſolche Lebendigkeit der Darſtellung, wie ſie dem rüſtigſten Mannesalter beneidenswerth erſcheinen könnte. Seine Kenntniſſe umfaſsten einen bedeutenden Theil des menſchlichen Wiſſens. Er war genialer Arzt, Kenner der ſämmtlichen Naturwiſſenſchaften, vorzüglich glücklicher Chemiker, wie er denn auch der Chemie ſeine Reichthümer zu verdanken hatte. Dabei war er aber ein Charlatan im Superlativ. Er wollte Adept ſcheinen und brachte deſshalb zu gewiſſen phyſiſchen Experimenten ganze Käſtchen voll neugeprägter Goldſtücke mit, nicht undeutlich zu verſtehen gebend, daſs ſie aus Goldſtangen geprägt ſeyen, die er künſtlich verfertigt habe. In ſeinen Vorleſungen war der Ton eines Marktſchreiers vorherrſchend. Er verſtand Alles, nichts war ihm (wie er oft behauptete) zu erfinden unmöglich. Beſonders ſtark war er jedoch im Schimpfen auf andere Gelehrte, ſeine Collegen keineswegs ausgenommen. Jeder hatte ſeinen eigenthümlichen Beinamen, der keineswegs ſchmeichelhaft war; ſo nannte er z. B. einen der letzten gewöhnlich »den Schweineſchwanz.« Dieſes Alles wuſste er nun dergeſtalt mit wahrhaft nützlichen Sachen zuſammenzurühren, daſs es für einen Studirenden der damahligen Zeit, wo der jetzige Ernſt die Jugendjahre noch

nicht zu Greiſesjahren machte, nichts Unterhaltenderes geben konnte als eine Beireiſiſche Vorleſung. Daher kam es denn auch, daß man die Phyſik, welche gleich nach Tiſch geleſen wurde, nicht Einmahl, ſondern ſo lange man in Helmſtedt war, hörte, gleichſam um durch das öftere Lachen über die Späße und Schimpfwörter des Lehrers die Verdauung zu befördern.

Unter andern behauptete er, in dem Beſitze eines Diamanten zu ſeyn, deſſen Werth durch alles auf der Erde vorhandene gemünzte und ungemünzte Gold nicht würde bezahlt werden können. Er hätte das Vorhandenſeyn dieſes Steins in Indien durch ſeine über die ganze Erde verbreiteten Agenten entdeckt, und habe nicht eher geruht, bis er auf die bewunderungswürdigſte Weiſe in den Beſitz dieſes einzigen Schatzes gekommen ſey. Er würde ihn gern ſchleifen laſſen, auch die Million Thaler, welche die Schleifung koſten würde, gern anwenden: aber wie es wagen, einen ſolchen Stein aus den Händen zu geben, beſonders da die Schleifung nicht unter funfzehn Jahren würde zu Stande kommen können? — In ſpätern Zeiten, als von dem Könige von Weſtphalen eine Vermögensſteuer, als gezwungene Anleihe, ausgeſchrieben wurde, behauptete er, den Stein durch einen Tſchirnhauſenſchen Brennſpiegel vernichtet zu haben, um nicht entweder eine falſche Angabe zu

machen oder eine Steuer zu entrichten, welche das ganze Königreich unendlich an Werth übertroffen haben würde.

Beireis war von mittlerer Größe, äußerst mager und blaß. Aus seinem schlauen Gesichte, mit feinen und doch markirten Zügen, guckte der Schelm hervor. Er erschien stets in einem hechtblauen Hofrocke, wie es, selbst im gemeinen Leben, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts üblich war. Er war unverheirathet, soll aber keinesweges ein Verächter des Liebesgenusses gewesen seyn.

In Helmstedt fühlte ich mich außerordentlich glücklich, so sehr, daß ich selbst in den Ferien oft die mir so liebe Stadt nicht verließ. Ich fand mich frei und unabhängig, keinem Tadel, keiner Controle unterworfen, und dieses zum ersten Mahle in meinem Leben. Ein Wesen aber war es vorzüglich, wodurch ich so glücklich wurde, und dieses Wesen war ein Kind. Die Regelmäßigkeit meiner Sitten und das Tadellose meiner ganzen Handlungsweise war den Professoren, in deren Häusern ich Umgang hatte, nicht unbekannt, ja ich darf sagen, daß ich in dieser Hinsicht für ein Muster galt. So konnte es denn nicht auffallen, daß einer der ersten und berühmtesten akademischen Lehrer mir seine liebenswürdige, ungefähr neunjährige Tochter zum Unterricht anvertraute. Dieß liebe Mädchen besuchte mich wöchent-

lich mehrere Mahle und fand an meinen Unterweisungen in den Anfangsgründen der Geschichte, der Erdbeschreibung und vorzüglich in schriftlichen Aufsätzen ein so großes Vergnügen, daß, wenn ich die Zeit dazu hätte erübrigen können, sie mich täglich besucht, ja kaum verlassen haben würde. Eins meiner größten Vergnügen war stets, zu lehren. Schon als Knabe fand ich mich glücklich, wenn meine Predigten bei meinen Gespielen Beifall fanden: wie groß mußte nun meine Wonne seyn, wenn ich meine kleine lehrbegierige Schülerinn mit einer Aufmerksamkeit, die nichts übertreffen konnte, auf jedes meiner Worte horchen sah! — Und nun meine schönen Pläne für die Zukunft! Minna, dachte ich, müsse einmahl meine Gattinn werden. Wir waren ungefähr zehn Jahre aus einander, und so schien mir die Sache in jeder Hinsicht passend. Meine süße Mühe sollte mir einst noch süßern Lohn bringen. Doch, wie eitel sind die Pläne der Menschen! — Das Kind war mir gewogen, weil ich es zu unterhalten wußte; auch ist es nicht unmöglich, daß ein dunkeles Gefühl das junge unschuldige Mädchen zu dem jungen wohlwollenden Mann hinzog. Als ich Helmstedt verlassen, wurde das Verhältniß durch die Zeit ausgelöscht. Nach einer Abwesenheit von zwei Jahren, als mein Bruder zu Helmstedt studirte, verfehlte ich nicht, auch meine liebenswürdige Minna zu

beſuchen. Mit der alten Unbefangenheit ſprang ſie auf mich zu, ich ging wieder mit ihr zu den ſchönen Stellen der Umgegend, wir ſahen das Tannenwäldchen am ſchwarzen Berge, die Denkſteine alt-germaniſcher Vorzeit auf dem Corneliusberge, ich machte ihr wieder kleine Geſchenke, und es ſchien, als wäre das Verhältniß noch das alte, und als könnten meine romantiſchen Pläne einſt in die Wirklichkeit übergehen. — Aber nun ſah ich Minna in mehrern Jahren nicht wieder; ſie wuchs heran, ſie gefiel, und ſo konnte es nicht ausbleiben, daß ich vergeſſen wurde. Auch ich kam in andere Verhältniſſe, erwachſene Mädchen machten auf mich Eindruck, und in meiner Seele blieb von dem lieben Kinde nur eine ſüße, nie verlöſchende Erinnerung übrig. Wir wurden uns fremd. — Doch ſollte ich die erwachſene, ja die ſchon ziemlich verblühte Minna noch einmahl in dieſem Leben ſehen, noch einmahl zutraulich, ihre Hand in der meinen, neben ihr ſitzen. Im Mai des Jahres 1822 wurde zu Helmſtedt das akademiſche Erinnerungsfeſt, bei welchem auch ich, als Redner, eine Rolle ſpielte, gefeiert. Ich beſuchte Minna, die, noch unverheirathet, bei ihrer einſamen Mutter lebte. Dreißig Jahre waren verfloſſen, ich war zum funfzigſten, ſie zum vierzigſten Jahre gelangt. In ihrer Blüthenzeit hatte ich ſie nicht geſehen, und als hingeblühte Roſe fand ich ſie

wieder, doch erkannte man noch ihre frühere Schönheit. Bald nachher verheirathete sie sich mit einem Prediger der Nachbarschaft und starb in ihrem ersten Wochenbette.

Nach dieser Episode fahre ich fort, von meinem akademischen Leben zu erzählen. Magdeburg und der Harz, dieses herrliche Gebirge, welches ich nachher so oft in mineralogischer und geologischer Hinsicht besuchte, sahen mich auch damahls schon oft mit meinem Freunde Hoyer. Aber wenig wäre es uns gewesen, auf gewöhnliche Art zu reisen. In tiefer Nacht mußten die Felsen und Moore durchkrochen werden: da gab es denn Abenteuer, deren Erinnerung, weil sie der geliebte Freund mit erlebte, noch jetzt, wenn ich ihrer gedenke, mein Inneres bewegen: wie wir z. B. einst zwischen Oderbrück und dem Brocken, in dem sogenannten Brockenbette, um ein Uhr Nachts von einem furchtbaren Gewitter überfallen, in den Sümpfen unser Leben einbüßen zu müssen glaubten. Bis Cassel hin dehnten sich unsere Streifereien zu Pferde in den Ferien aus. Auf einer derselben verweilte ich einige Tage bei Freunden zu Göttingen, und eben dieser Aufenthalt bestimmte mich, Göttingen, statt Leipzig, wie ich vorher gesonnen war, zur Fortsetzung meiner Studien zu wählen. Zu Helmstedt waren im Sommer 1791 bedeutende Studenten-Unruhen ausgebrochen. Es liegt im Wesen der Jugend,

Thatkraft zeigen zu wollen: eine Opposition ist ihr nothwendig. In Ermangelung anderer Widersacher hatte sich derzeit der Helmstedtische Bursch (nicht gar zu großartig) die Handwerksgesellen der Stadt zum Gegenstande seiner Angriffe erkoren. Bei einer solchen Stadtfehde wurde die sogenannte Herberge der Schuster erstürmt und fast zerstört, das erbeutete Schild aber als Siegeszeichen unter dem Gebrülle: »horrida«! herumgeführt. Die Behörden waren gezwungen, einzuschreiten, eine Untersuchung begann, und mehrere Studenten wurden verhaftet. Dieses erbitterte nun die gesammte Burschenschaft dergestalt, daß sie in Masse nach dem benachbarten Preußischen Dorfe Harbke, dem berühmten, und damahls schon prachtvollen Ritterstz der Grafen von Veltheim auszog, und nicht eher in die Stadt zurückzukehren drohte, bis sie für die vermeintlich erduldete Unbill vollständige Genugthuung erhalten haben würde. Von Natur sanft und gerecht, war mir ein solcher Scandal, wodurch meine Studien gestört wurden, in den Tod zuwider. Statt also nach Harbke auszuziehen, machte ich mit meinem Freunde Hoyer einen Ritt in die Nachbarschaft, und bekümmerte mich um den ganzen Lerm gar nicht, der überdieß für die Studenten einen gar betrübten Ausgang hatte. Dieses hielt man für eine Abtrünnigkeit von der gemeinsamen Burschen-Sache, ich

wurde in Händel verwickelt, und mehrere freundſchaftliche Verbindungen wurden aufgelöſt. So war Helmſtedt für mich nicht mehr ganz das bisherige, und ich zog Michaelis 1791 nach Göttingen. Mein Freund Hoyer blieb in Helmſtedt und unſer Briefwechſel begann von neuem. Als ich nun, begleitet von einer großen Schaar akademiſcher Freunde zu Pferde meinen Auszug [redacted] und von dem bekannten Cornelius-Berge noch einmahl auf die geliebte Stadt hinblickte, in welcher ich mich zum erſten Mahle in meinem jugendlichen Leben völlig glücklich gefühlt hatte, da brach mir gleichſam das Herz. Es war mir nicht anders, als müſſe ich von dem Leben ſelbſt ſcheiden. Mein Hoyer, meine liebenswürdige Minna blieben zurück, mein ſtilles Stübchen, in welchem ich meine Zeit ſo nützlich und ſo glücklich verlebt hatte. Zu Hauſe, wo ich vor der Abreiſe nach Göttingen einige Zeit verweilen ſollte, fand ich nichts Aehnliches, und von Göttingen verſprach ich mir für meine Studien zwar viel, deſto weniger aber für mein Herz, und hierin hat mich meine Ahnung nicht getäuſchet.

Zu Göttingen bekam ich eine ſehr freundliche Wohnung in dem Hauſe des berühmten Ritters Michaelis, welcher jedoch wenige Wochen vor meiner Ankunft geſtorben war. An einen freundſchaftlichen Umgang mit der

nachgelaſſenen Wittwe des berühmten Mannes und ihren Töchtern, die man als liebenswürdig und unterrichtet rühmte, war, auf Göttingenſche Weiſe, nicht zu denken. Ich bekam die Damen nicht anders zu ſehen, als wenn ich meine Stubenmiethe entrichtete, welche vorausbezahlt werden mußte, wie mir ausdrücklich angedeutet war. Da erwachte oft meine Sehnſucht nach dem geliebten Helmſtedt, die ich denn auch in ei[redacted]ſplendide bei Dietrich gedruckten, am 2ten November 1791 (dem Geburtstage der Hofräthinn Bruns) überſandten Elegie meinen Helmſtedtiſchen Freunden auszudrücken nicht verfehlte. Doch ich mußte mich in die Nothwendigkeit ſchicken, und that es nicht zu meinem Schaden. Ich widmete mich fürs erſte ganz meinem Hauptſtudium, der Jurisprudenz, mit einem Eifer, der ſchlechterdings nicht geſteigert werden konnte. Da es mir jedoch unmöglich war, was ich wußte und lernte, für mich allein zu behalten, ſo ſammelte ich um mich einen Kreis von Freunden und Bekannten, unter denen vorzüglich ein Hannoveraner, Namens Bacmeiſter, und der Braunſchweiger Drake (von engliſcher Abkunft) waren, um ihnen Vorleſungen auf meinem Zimmer zu halten. Auf dieſe Weiſe habe ich die ganzen Pandecten nach Juſt Hennig Böhmer's, und das ganze Lehnrecht nach Georg Ludwig Böhmer's Compendium vorgetragen. Am Ende

der Woche hielt ich ein Examinatorium, und hatte die Freude, daß meine Zuhörer, die zugleich meine Mitschüler waren, recht fertige Pandectisten und Feudisten wurden. Wer jedoch bei weiten den größten Vortheil von diesen Uebungen hatte, war ich selbst, indem ich mir nicht nur die vorgetragenen Materien ganz zu eigen machte, sondern auch eine bedeutende Uebung in mündlichen freien Vorträgen erhielt; ein Umstand, der mir nachher, als ich Präsident des Appellationshofes zu Celle war, desgleichen als Mitglied der Westphälischen Reichsstände und Braunschweigischen Landstände, von großem Nutzen gewesen ist. Meine Lehrer in der Jurisprudenz waren Böhmer, Pütter, Claproth, Waldeck, auch Hugo, welcher schon damahls begann sich auszuzeichnen. — Bei Böhmer und Pütter stand ich in gutem Ansehn. Hätte ich den Willen des letzten befolgen wollen, so hätte ich mich zum Professor des Staatsrechts bilden müssen, wozu er mich unzählige Mahle — denn ich durfte ihn freundschaftlich besuchen — aufgefordert hat. Doch ich hatte überall keinen rechten Plan, was ich in der Zukunft mit meinen erworbenen Kenntnissen beginnen wollte. Nur ein förmlicher Abscheu vor der gewöhnlichen juridischen Laufbahn, sich von einem Auditor bis zu einem Rathe durch Sollicitiren und die Protection Anderer heraufzuquälen, verließ mich nie. Wie hätte ich

mich entſchließen können, meine Arbeiten, gleichſam zum zweiten Mahle ein Schüler und Lehrling, den pedantiſchen Bemerkungen eines vielleicht beſchränkten Gerichtsdirectors hinzugeben, da ich ſchon auf Univerſitäten nicht unwichtige Proceſſe für meinen Vater geführt und mehrfach gewonnen hatte? In ſo fern wäre mir jener Vorſchlag Pütter's wohl genehm geweſen, hätte ich nicht ebenfalls einen ſolennen Abſcheu vor den Abhängigkeits-Verhältniſſen der Profeſſoren zu den Studenten und vor ihrem neidiſchen Treiben unter und gegen einander gehabt. Für dergleichen kleinliche Verhältniſſe hielt ich mich gleichſam zu vornehm. Zu Göttingen verweilte ich anderthalb Jahre, doch hörte ich in dem letzten Semeſter keine juridiſche Vorleſungen, ſondern nur die Aeſthetik bei Bürger (deſſen böſe Kataſtrophe mit ſeiner dritten Gattinn, dem Schwabenmädchen, zu meiner Zeit Statt hatte), und die Phyſik bei Lichtenberg. Den bei weitem größten Theil meiner Zeit wandte ich aber auf ein recht gründliches Studium der Franzöſiſchen und Italiäniſchen Sprache, da ſich bei mir allmählig der Plan ausgebildet hatte, ſobald es mir irgend möglich zu machen ſey, nicht nur nach Italien, ſondern ſogar nach dem Orient zu reiſen. Guys's Voyage littéraire de la Grèce hatte mich ſo eingenommen, daß ich mich unendlich glücklich fühlte, wenn ich an die Möglichkeit

dachte, mir einſt eine ſchöne Griechinn zur Gattinn ho-
len zu können. Um nun aber mit Nutzen in Griechen-
land zu reiſen, beſchäftigte ich mich auch recht ernſtlich
wiederum mit der Griechiſchen Sprache, doch bei weitem
nicht mit dem Erfolg als mit der Italiäniſchen, welche
ich bald (unterrichtet von dem Lector Roſſi) ziemlich
correct ſprechen und ſchreiben lernte. Die Spaniſche
Sprache trieb ich bei dem Lector Calvi, der, gebürtig aus
Como, kein beſonderer Kenner derſelben war. — Er
hatte ſein ſchlechtes Spaniſches während einer Gefan-
genſchaft zu Algier erlernt, und da war es denn keines-
weges das echte Caſtilianiſche, welches er ſich in dem
Bagno zu eigen gemacht hatte. — In welchen Plänen
gefällt ſich die Jugend, und wie wenige derſelben kom-
men zur Erfüllung! Statt einer Griechinn iſt mir eine
gute Deutſche zu Theil geworden, von Italien habe ich
nur einen kleinen Theil geſehen, von Griechenland und
dem Oriente aber nichts, obwohl ich ſchon zu Venedig
und Trieſt auf die Ueberfahrt dorthin bedacht und alſo
dem Ziele ziemlich nahe war; dagegen iſt mir in der
Folge eine Wirkſamkeit zu Theil geworden, die keines-
weges in meinen Jugendplänen lag. Wie glücklich
muß ich mich aber, in Vergleich mit Andern, ſchätzen,
wenn ich an das Schickſal denke, welches ſo manchen
meiner Univerſitäts-Freunde betroffen hat. Wie hat

der gelehrte Köchy geendet, den das Unglück zu Dorpat, wo er Professor war, ereilte; wie der Sohn des berühmten v. Z***, der, obwohl er es zu einem königlich Preußischen Regierungsrath gebracht hatte, nicht unverschuldet, in das tiefste Elend versank, und in der eignen Vaterstadt Braunschweig, ohne alle Hülfsmittel, gleichsam ein Fremder, sich herumtrieb. Beide waren einst meine einzigen Mitschüler in einem so schlecht als möglich gelesenen Collegium über die Institutionen des Professors Neyron zu Braunschweig. Gab es gleich in meinem Schicksale eine Arsis und eine Thesis, so ist doch stets das scheinbare Unglück bei mir die Ursach eines größern Glücks geworden. Nur der Verlust meines geliebten Hoyer und der nicht minder schmerzliche meiner Freundinn Julie, von der ich in der Zukunft reden werde, sind mir nie ausgeglichen.

Als Göttingenscher Student machte ich im September und October 1792 mit meinem Bruder Heinrich, welcher zu Helmstedt studirte, eine dreiwöchige Reise durch Sachsen, bis nach Dresden. Es war dieses die zweite größere Reise, welche ich zu machen Gelegenheit hatte; früher war ich nur mit meinem Vater nach Hamburg, Lübeck und Travemünde gewesen, wo ich zum ersten Mahle die See erblickt hatte. Ich besitze noch das Tagebuch jener Sächsischen Reise, aus welchem ich nur

Folgendes auszeichne; denn es enthält nichts als Beobachtungen, wie man ſie in hundert gedruckten Reiſebeſchreibungen findet.

Halle, am 26. September 1792.

»Ich hoſpitirte auch in den Vorleſungen des Profeſſors Woltär über die Inſtitutionen. Er befand ſich eben bei der Lehre von dem Kaufcontracte und ſuchte den Studenten das Weſen deſſelben auf das Einleuchtendſte begreiflich zu machen. Um hierzu gelangen zu können, verſchmähte er nicht, bisweilen ſich zu einer Art von Hanswurſt herabzuwürdigen, wie es leider die Gewohnheit mancher Profeſſoren iſt. Der Gegenſtand des erläuternden Kaufcontracts war, zur großen Erheiterung ſeiner Zuhörer, gewöhnlich ſeine Tabacksdoſe. Der Variation wegen wechſelte er aber auch wohl einmahl mit ſeinem alten zerbrauchten Compendium ab, ungefähr folgendermaßen: »Cajus frägt: Woltär, willſt du dein altes Compendium verkaufen?« — Antw.: »Ja, um einen Sechſer« u. ſ. w. Sein Vortrag war übrigens frei und ſehr faßlich. Er hat keineswegs die übele Methode unſers Waldeck, Alles abzuleſen, wodurch die vox viva gänzlich verloren geht, und alſo auch der Zweck, weßhalb man Collegia hört; ſondern er hat, gleich unſerm alten edeln Böhmer, nichts vor ſich als ſein Compendium. — Sein Auditorium ſieht einem

ſolchen weit weniger als einer Wachtſtube ähnlich, und würde ſich gegen ein Göttingenſches wunderlich genug ausnehmen. Die Studenten waren größtentheils mit gewaltigen Hüthen bedeckt, einige ſogar mit Schwertern bewaffnet, und wenn ſie ſich bewegten, ſo klirrten die Sporen an ihren Stiefeln, die man für Feuereimer hätte halten ſollen, gleich den Ketten eines Karrengefangenen. «

In Leipzig machte im Griechiſchen Bethauſe die ſchöne Geſtalt der Griechen einen großen Eindruck auf mich. Schon glaubte ich mich auf der Inſel Tine (Tenos), von der ich ſo viel Reizendes in Guys's Briefen geleſen hatte. Welche Geſtalten mögen die Mädchen haben, dachte ich, wenn die Männer ſchon ſo ſchön ſind. Ich habe ſpäterhin wohl Griechinnen zu Venedig und Trieſt, und auch ſehr ſchöne Geſtalten unter ihnen, erblickt, doch Griechenland ſollte mein Auge nicht ſehen.

Zwiſchen Meißen und Dresden ſetzte mich die reizende Gegend in Erſtaunen. Zwar kannte ich die Felſen unſers vaterländiſchen Harzes; aber Felſen, deren Fuß ein majeſtätiſcher Strom beſpühlte, Hügel, bedeckt mit Weinreben, hatte ich noch nicht erblickt. Die Dresdener Sammlungen, der Königsſtein, der Plauenſche Grund ſetzten mich in Entzücken, was aber die ganze Reiſe zu einer der angenehmſten in meinem Leben machte,

war die Rückfahrt in Gesellschaft des berühmten Gurlitt (damahls Oberlehrers zu Kloster Bergen bei Magdeburg) und eines Herrn Schulz, zu jener Zeit Lehrer daselbst, nachher Prediger zu Braunschweig. Mit Beiden waren wir in Dresden zufällig zusammengetroffen. Wir mietheten daselbst eine sehr bequem eingerichtete, sogar mit einem kleinen Ofen versehene Gondel, die kürzlich ein Engländer unserm Schiffer verkauft hatte, und fuhren mit dieser bis Magdeburg, nachdem wir uns auf dem Markte zu Meißen, wo wir anhielten, förmlich verproviantirt hatten. Wir waren mehrere Tage unterweges, hielten Nachts an, ohne in der Regel unser Schiff zu verlassen, versäumten nicht, an den Uferstädten Torgau und Wittenberg zu landen, uns sogar, vom Strome ab, nach Dessau zu verfügen, und gelangten so auf die bequemste und heiterste Weise nach Magdeburg. Gurlitt war, mit Studenten reisend, mit uns Bursch, stets von der besten Laune der Welt, und seine Erzählungen eben so unterrichtend als unterhaltend. Ich habe ihn jedoch nie wieder gesehen. Auf der Rückreise von Magdeburg sah ich wieder mein geliebtes Helmstedt und meine Minna, die größer und schöner geworden war. Zu Braunschweig verweilte ich nur kurze Zeit; ich eilte wieder zu meinen Studien nach Göttingen, wo ich das letzte Winter-Semester, so wie

ich ſchon erzählt habe, verlebte. Das Schickſal wollte nicht, daß ich mit meinem Hoyer mich noch einmahl des Univerſitäts-Lebens erfreuen ſollte. Ich hatte mit ihm in ununterbrochenem Briefwechſel geſtanden, aber erſt nach meinem Abgange von Göttingen ſetzte er dort ſeine Studien fort.

Oſtern 1793 erſchien, und das ſchöne freie Studentenleben war zu Ende. Ohne beſtimmte Pläne für die Zukunft mußte ich mich wieder in das väterliche Haus begeben. Im obern Stock des großen, faſt gänzlich leer ſtehenden Hauſes war mir, durch die Sorge und Verwendung meiner Mutter, eine Reihe von Zimmern zur Wohnung eingerichtet, wo ich meine Bücherſammlung, die ſchon damahls, wenigſtens für einen Studenten, nicht unanſehnlich war, recht elegant aufſtellen konnte. Mir war ein Reitpferd angeſchafft, es ſchien mir nichts zu fehlen, und doch fehlte mir Alles, da mir feſte Geſchäfte und ein beſtimmter Zweck des Lebens, vorzüglich aber die nie von mir gemißbrauchte Freiheit, mangelten. Das Beſte, was ich unter dieſen Umſtänden thun zu können glaubte, war, ſo gut es gehen wollte, mein Studentenleben fortzuſetzen, d. i. zu lernen und zu lehren. Ich hatte es mir nun einmahl in den Kopf geſetzt, völlig correct die Italiäniſche und die Franzöſiſche Sprache ſchreiben zu lernen, und ſo nahm ich denn ſofort Unter-

richt in der ersten bei dem Professor des Collegii Carolini, Ritter Domenico da Gattinara, einem gebornen Römer und Verfasser eines epischen Gedichtes, welches den Titel »La Pace« führt, im Französischen aber bei dem Französisch-reformirten Prediger de Chaufepied. Um meinem Triebe zu lehren zu genügen, mußte meine jüngere Schwester, Henriette, die ungefähr sieben Jahre jünger als ich ist, Unterricht im Französischen bei mir nehmen, wo ich ihr denn die Trauerspiele des Racine erklärte. Doch, seit mehreren Jahren gewohnt, frei und ohne Controle zu leben, konnte ich mich schlechterdings nicht darein finden, mich, gleich einem Knaben, von meinem Vater tadeln und zurechtweisen zu lassen, wie es denn auch fast unmöglich war, seinen Ansichten von der Welt gemäß leben oder seinen Launen Genüge leisten zu können. Hätte ich nicht meine Schwester Henriette gehabt, zu welcher mich innige Freundschaft hinzog, und die an meinen Verhältnissen den herzlichsten Antheil nahm, ich wäre keine acht Tage im Hause geblieben, und hätte mich in die Welt, ohne alle bestimmte Pläne, hineingestürzt. Nur das Nächste vor Augen habend, dachte ich also darauf, wenigstens eine Episode in mein Leben zu bringen, und dieses begann ich auf folgende Weise. — Fürs Erste sollte mein Ziel Italien seyn, und ich wollte sehen, was ferner daraus würde.

Die Hauptſache war, zu der Ausführung meines Planes das nöthige Geld zuſammen zu bringen. Auf der Univerſität hatte ich mir, gegen die Gewohnheit der Studenten, ungefähr 150 Rthlr. übergeſpart, hierzu lieh ich von einem Bekannten 100 Rthlr.

So einigermaaßen mit Gelde verſehen, ſuchte ich um die Erlaubniß bei meinem Vater nach, eine Reiſe nach Jena machen zu dürfen, und erhielt ſie, nicht ohne Mühe und auf die Vorbitte meiner guten, ſtets liebevollen Mutter. Der Vorwand war, eine Reiſe ſey mir zur Befeſtigung meiner Geſundheit, die allerdings durch mein anhaltendes Studiren zu Göttingen etwas gelitten hatte, durchaus erforderlich. Zu dieſer Reiſe wurden mir 40 Rthlr. von meinem Vater geſchenkt, die Mutter legte noch Einiges hinzu; ich verkaufte eine auf die Jubelhochzeit meines mütterlichen Urältervaters geſchlagene goldene Medaille, lieh noch von meinem Freunde Hoyer einige Louisd'or, und brachte ſo ungefähr die Summe von 140 Ducaten zuſammen, denn in dieſe Münzſorte, als die gangbarſte in Italien, verwechſelte ich meinen Vorrath. Das tiefſte Geheimniß umhüllte meinen Plan; ſelbſt meinem Freunde Hoyer und meiner Schweſter theilte ich nichts Beſtimmtes davon mit, obwohl ich dieſe Beiden einigermaaßen durchblicken ließ, daß meine Reiſe wohl noch weiter als nach Jena

gehen möchte. Ich deutete ſo auf Wien hin.

Im Anfange des Junius (1793) begann ich meinen Ausflug mit der gewöhnlichen Poſtkutſche, — denn auf eine andere Art zu reiſen erlaubten mir meine Finanzen nicht, auch war ſie gewiß für einen jungen Mann die unterrichtendſte, — nachdem ich nicht ohne die ſchmerzlichſten Gefühle von den Meinigen Abſchied genommen. Allein verſuchte ich in die weite Welt zu gehen; denn war gleich Italien das nächſte Ziel meiner Reiſe, ſo zweifelte ich doch nicht, daß ſich auch wohl Gelegenheit finden werde, noch weiter zu kommen, und ſo die Epiſode, welche ich in mein Leben bringen wollte, zu verlängern. Ich war in Sprachen bewandert, ich hatte mannichfache Kenntniſſe, und ſo könne es, glaubte ich in der Unſchuld meines Herzens, kaum fehlen, daß das Schickſal irgend eine Gelegenheit mir darbieten würde, meinen Trieb, die Welt zu ſehen und nach eigenem Willen zu leben (welches mir die Hauptſache war), zu befriedigen.

Die erſten Briefe, welche ich, weil auf ſie viel ankam, mit Muße zum Voraus zu Haus entworfen hatte, ſandte ich von Nordhauſen ab, und zeigte in dieſen ſchon an, daß ich meinen Reiſeplan in etwas geändert habe und nicht nach Jena gehen würde, ſondern daß Nürnberg jetzt das Ziel meiner Reiſe geworden ſey.

über Gotha, Meinungen, Hildburghauſen, Coburg und Bamberg traf ich, am 9ten Junius, auch glücklich zu Nürnberg ein. Dieſe Stadt iſt in ihrer alterthümlichen Pracht einzig in ihrer Art; in ihr wird man ſo recht in das Deutſche Mittelalter hinübergezaubert, und damahls war dieſes noch mehr der Fall als jetzt, da ihre reichsſtädtiſche Verfaſſung noch beſtand, die ſo ſehr an die Vorzeit und ihre Gebräuche erinnerte. Zunftweſen und Ariſtokratie waren zu der Zeit in Nürnberg noch im Superlativ zu Hauſe. Um das Bild vollſtändig zu machen, lagerte zu der Zeit ein Theil der Reichsarmee vor dem Frauenthore, welcher aus den Contingenten des Fränkiſchen Kreiſes zuſammengeſetzt war. Ein buntſcheckiges, nicht ſonderlich kriegeriſch ausſehendes Heer, das mir gar nicht dazu gemacht zu ſeyn ſchien, die Franzoſen aus Mainz zu vertreiben, welches, wie man mir ſagte, ſeine Beſtimmung war. Zu Nürnberg hielt ich mich mehrere Tage auf, und ſuchte, nach Anleitung von Fr. Nicolay's Reiſebeſchreibung, in welcher der Artikel Nürnberg einer der ausführlichſten iſt, die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten beſtens kennen zu lernen. Selbſt die Nürnberger geſtanden es ein, daß dieſes Werk von keinem ihrer Landsleute übertroffen ſey. Dann ging die Reiſe über Augsburg nach Insbruck, von wo ich meinen Aeltern meinen Entſchluß, Italien zu bereiſen,

in den ehrerbietigſten Ausdrücken meldete, und um Verzeihung und Genehmigung bat, das dringende Geſuch anhängend, mir die Mittel zur Fortſetzung meiner Reiſe bis nach Rom zu gewähren, und durch Wechſel nach Venedig zu übermachen.

Die Gebirge Tirols, die herrliche Kaiſerſtraße, welche über ſie hinweg und zwiſchen ihnen durch, eingefaßt von Felſen, und am ſüdlichen Abhange der Alpen oft an dem ſteilen Ufer der reißend dahin ſtrömenden Etſch, nach der reizenden fruchtbaren Ebene des obern Italiens führt, machten auf mich einen Eindruck, den ich um ſo weniger darzuſtellen verſuche, da dieſe Gegenden ſo oft beſchrieben ſind. Auch Göthe machte dieſen bezaubernden Weg im Sommer 1786, und theilte ſeine Gefühle in ſeiner »Italiäniſchen Reiſe« mit. (Werke, Bd. 27.) Von jedem Orte, wo ich einige Stunden verweilte, ſchrieb ich an meine Aeltern, und dieſe Briefe, ein vollſtändiges Reiſe-Journal enthaltend, liegen mir noch jetzt vor. Die »Bruchſtücke eines Tagebuches meiner Italiäniſchen Reiſe«, welche ſich in dem Braunſchweigiſchen Magazine (März, 1795) und »die Briefe aus Verona und Venedig«, die ſich in der Deutſchen Monatsſchrift (1796 und 97.) befinden, ſind von mir nach meiner Rückkehr, nach Anleitung jener Briefe an meine Aeltern, ausgearbeitet worden.

Weil ich ſo oft und ſo ausführlich nach Haus ſchrieb, fehlte es mir an Zeit, ein beſonderes Tagebuch zu führen.

Da ich von Augsburg bis Verona mit der ſchon damahls trefflich eingerichteten kaiſerlichen Diligence fuhr, die in der Regel vollſtändig mit Reiſenden beſetzt war, ſo lernte ich ſo recht die verſchiedenen Stände der Gegenden, wodurch ich reiſ'te (die höchſten ausgenommen, welche ſo ziemlich durch ganz Europa dieſelbe Phyſiognomie haben), kennen. Bald war es ein Mönch, der in Angelegenheiten ſeines Kloſters eine Geſchäftsreiſe zu machen oder vorübergehend die Seelſorge in einem Dorfe zu übernehmen hatte, bald ein Student, der ſich nach Insbruck zur Univerſität begab, bald ein ſchalkhaft blickendes ſchwarzäugiges Tyroler-Mädchen, deſſen Reize das vaterländiſche Coſtüm in den Augen des Norddeutſchen Jünglings noch erhöhte, bald ein Kaufmann, der von Augsburg nach Bolzano, wo grade Markt war, zu reiſen beabſichtigte, bald ein Canonicus von Trident, die mir zur Geſellſchaft dienten. Ja, eine Zeitlang reiſete ſogar ein kaiſerlicher Feldmarſchall-Lieutenant, der von Klagenfurt nach Mailand wollte, in unſerer luſtigen Kutſche, dieſe Art zu reiſen, wie er ſagte, aus früherer Erfahrung, da er noch Lieutenant geweſen, jeder andern vorziehend. Ob in jenen Gegenden Gutmüthigkeit und

Wohlwollen mehr zu Hauſe ſind, als bei uns, oder ob der junge gebildete Mann, der ein Deutſch ſprach, welches der Oeſterreicher und Baier, wenigſtens damahls, allenfalls nur auf dem Theater zu hören bekam, und der ſo gut zu erzählen wußte, Eindruck machte, — kurz, ich hatte das Glück, allenthalben Beifall zu finden. Ein Mönch lud mich ein, mit nach ſeinem Kloſter zu reiſen, wo er mich dem Prälaten vorſtellen wolle, dem es ein großes Vergnügen machen würde, wenn ich einige Wochen bei ihnen zubrächte, denn ſie hätten eine ſchöne Reihe von Logier-Zimmern, von denen ich eins zur Wohnung haben ſollte, welches die ſchönſte Ausſicht auf die Alpen darböte; ein Weltgeiſtlicher erſuchte mich, doch wenigſtens einige Tage bei ihm zu verweilen; der Feldmarſchall-Lieutenant machte mir den förmlichen Antrag — nachdem er zufällig mein Patent als Mitglied der Deutſchen Geſellſchaft zu Helmſtedt geſehen, deſſen ich mich in jenen Zeiten, wo noch nicht jeder Reiſende verdächtig war ſuſpect zu ſeyn, als Reiſepaß bediente, und welches Patent er von größerer Bedeutung halten mochte, als es wirklich hatte — gegen einen jährlichen Gehalt von 300 Gulden und freie Station, als Hausfreund, den Unterricht ſeiner Kinder zu Mailand zu übernehmen, damit ſie ſich das Oeſterreichiſche »Halter« abgewöhnen, und Lutheriſch-Deutſch erlernen möchten,

denn meine Sprache wäre, meinte er, gar zu schön. — Dieſen Antrag nicht angenommen zu haben, iſt mir nachher oft gereuet geweſen: wer weiß, in welche Lebensverhältniſſe ich dadurch gekommen wäre. — Was mich aber von dieſem allen am meiſten rührte, war der Beifall, den ich durch mein Sächſiſches Geſchwätz und durch meine empfindungsvoll vordeclamirten Bürgerſchen Balladen, unter denen die Leonore oben an, bei einer ſchönen Tirolerinn fand. Sie war eine Zeitlang zu Augsburg geweſen, und machte die Reiſe nach Brixen zurück, wo ihr Vater ein wohlhabender Rauchwerkhändler war. Gleichſam als wäre ich ihr Bruder oder ihr Geliebter, machte ſie keine Umſtände, ſich Nachts mit ihrem, mit einer ſchönen Pelzmütze bekleideten Köpfchen auf meine Schulter zu legen, und ich mag es nicht leugnen, daß ich in dunkeler Nacht (wenn die übrigen Reiſenden ſchnarchten) auch wohl einmahl ein Küßchen nahm und empfing. Am meiſten ſetzte ich aber meine Mitreiſenden dadurch in Erſtaunen, daß ich mit jedem von ſeiner Profeſſion (nach meiner Polyhiſtorie) zu ſchwatzen wußte. Der Feldmarſchall-Lieutenant war entzückt von meinen Schilderungen des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, und der Mönch konnte ſich nicht genug verwundern, als er merkte, daß ich den Catechismus Romanus ad parochos ſtudirt,

und als er hörte, ich wiſſe, daß das Sacrament der letzten Oelung [illegible] der Epiſtel Jacobi bewieſen würde. »Herr,« fiel da der Feldmarſchall-Lieutenant ein, »wie alt ſind Sie?« — Zwei und zwanzig Jahre.« — »Halter, Sie ſollten mein Junge ſeyn, ich würde nicht verzweifeln, daß Sie es bis zum kaiſerlichen wirklichen Hofrath brächten.« Schade, meinte dann der Mönch, daß ich von meinen ketzeriſchen, ja freigeiſteriſchen Grundſätzen nicht abzubringen, denn wollte ich in den Benedictiner-Orden treten, ich könne bis zum Prälaten hinaufſteigen. — So hatte es ſich denn ſchon verwirklicht, was mir vor meiner Abreiſe geahnet hatte; faſt ohne daß ich die Poſtkutſche verlaſſen, wurden mir Anträge gemacht, die, nahm ich einen derſelben an, eine totale Veränderung in meinen ganzen Lebenslauf gebracht haben würden. Und gewiß iſt das Sprichwort wahr, daß der Prophet nirgend weniger als in ſeinem Vaterlande gilt. — »Iſt dieſes nicht der junge Mann, der vor ſechs Jahren in Secunda ging?« — Eine ſolche Frage ſchlägt auf einmahl die Wirkung nieder, welche die ſchönſte mündliche Ausführung einer Behauptung gemacht hatte; und dazu den Neid der Talentloſen, alten und jungen, und jener Halbſtupiden, die, weil ſie ſich nicht äußern, am ſicherſten zum Ziele gelangen. — Man reiſe nur wenige Meilen, und man wird finden, man wird mit

größeres Wohlwollen uns aufnimmt, je weiter wir uns von der Vaterſtadt entfernen, ſo lange man nur ſich verſtändigen kann. So bekommen auch Mädchen am erſten Männer, wenn ſie eine Reiſe ins Ausland unternehmen. Selbſt das Fremde reizt. — Wem aber die Trennung von dem neuen Bekannten bei weitem am mehrſten zu Herzen ging, war mein Tyroler-Mädchen. Schon auf dem Gipfel des Brenner, ehe wir nach Sterzniz kamen, machte ſie mir den Antrag, wenigſtens einige Wochen zu Brixen zu verweilen. Ihr Vater würde mich mit Freuden aufnehmen, denn er liebe die Sachſen, wounter ſie denn auch mich rechnete, weil er eine Zeitlang zu Leipzig geweſen ſey. »Doch«, ſetzte ſie wehmüthig hinzu: »Sie ſind ein vornehmer Herr und ich bin eine bürgerliche Handwerkers-Tochter; was könnte ich von ſolchem Aufenthalte hoffen, wie möchte ich auf Ihre Zuneigung Anſpruch machen? Reiſen Sie nach Italien: ich werde Sie ſobald nicht vergeſſen; Ihnen wird aber von mir weiter kein Andenken übrig bleiben, als daß Sie Ihren Freunden einſt erzählen werden, fünf Nächte hindurch habe ein katholiſches Mädchen mit ſeinem Haupte auf Ihrer Schulter geſchlafen. Wie viel Sie höher ſtehen als ich, fühle ich dann erſt recht, wenn ich Sie mit den Söhnen unſerer Bürger vergleiche.« — Zum Andenken ſchenkte ſie mir eine künſt-

liche Roſe, die ich noch jetzt beſitze, und ich ſchenkte ihr einen Muſenalmanach. — Ich geſtehe es gern, nicht ohne Wehmuth riß ich mich in Brixen von dem Mädchen los.

Zu Verona machte ich Halt und von da aus einige Ausflüge in die Umgegend, beſonders in die reizenden Umgebungen des Gardaſee's, die auch Göthe geſchildert hat. Allenthalben traf ich den Landmann ſchon mit der Ernte beſchäftigt, obwohl wir uns erſt am Ende des Junius befanden. Wie entzückten mich die herrlichen Ausſichten auf die ſchneebedeckten Alpen, die emporragenden Cypreſſen, die mit dem Weinſtock vermählten Ulmen, und vor allen die kraftvollen ſüdlichen Geſtalten der Menſchen! Hätten nur Schaaren von Bettlern nicht ſo oft in Gefühlen der Art Störungen hervorgebracht. Das berühmte Amphitheater zu Verona erblickte ich auf das tiefſte herabgewürdigt. Eine Geſellſchaft reiſender Schauſpieler ſtellte in der Arena deſſelben, auf einem butikenartigen hölzernen Theater Luſtſpiele des Goldoni vor. Ich ſah die Pamela fanciulla und die Pamela maritata, und machte hier zuerſt die Bemerkung, daß der gemeine Italiäner in den Schauſpielen auf das Aeußerſte durch ſolche Stellen gerührt wird, in welchen Grundſätze der Tugend kräftig ausgeſprochen werden. Stellen der Art hebt der Schauſpie-

ler ſtärker declamirend hervor, und ein unbändiges Beifallklatſchen und Rufen erſchallet ſofort. — Verona mit ſeinen prachtvollen Paläſten und koſtbaren Sammlungen, beide aus früheren Zeiten herrührend, bot das Bild des Verfalles dar, und man fand auf manchen Straßen häufig, in der jetzigen Jahreszeit freilich ziemlich verdorretes Gras. Ueberhaupt hatte der Venezianiſche Staat etwas an die Türkei, ſo wie ſie mir aus Reiſebeſchreibungen bekannt war, Erinnerndes. Große Reichthümer neben der tiefſten Armuth, in Lumpen gekleidete Sbirren; allenthalben Schaaren von Bettlern, welche, oft mit ekelhaften offenen Schäden bedeckt, um Gottes und des heiligen Antonio willen um Almoſen baten; keine Spur von Polizei — nur ein geheimes Spionenweſen und das Volk in den tiefſten Aberglauben verſunken. Wollte man aber glauben, daß dieſes eine Veränderung der Staatsgewalt herbeigewünſchet hätte, ſo würde man ſich ſehr täuſchen. Mit Leib und Seele war Jeder, mit dem ich mich zu beſprechen Gelegenheit hatte, ſeinem Serenissimo Principe, d. i. der Republik, ergeben, für nichts mehr Angſt habend, als daß es dem Kaiſer einmahl einfallen möchte, ſich der terra firma Veneziana zu bemächtigen. Dieſe Vorliebe für eine despotiſch-ariſtokratiſche Regierung kam aber daher, daß der gemeine Mann faſt gar keine Abgaben gab, daß keiner Art von Aus-

ſchweifungen (äußerte man ſich nur nicht über die Politik des Staats und ſeine bürgerlichen Einrichtungen) Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden, und daß man von Mauth und Acciſe auf der terra firma ſo wenig wußte.

Von meiner Reiſe von Verona nach Vicenza — die ich mit einem Vetturino, in Geſellſchaft eines Deutſchen Kaufmanns, machte, der kein Wort Italiäniſch verſtand, und dem ich alſo zum Dolmetſcher dienen mußte — wie von der Umgegend dieſer ſchönen Stadt, wüßte ich mich eben nichts zu erinnern, als was man in den Reiſebeſchreibungen zur Genüge findet. In dem berühmten teatro olimpico des Palladio war es ſchmutzig und düſter, ſo daß mir keine erfreuliche Erinnerung davon geblieben iſt. Den benachbarten Volcaberg mit ſeinen merkwürdigen Verſteinerungen würde ich jetzt mit größerm Nutzen und Intereſſe ſehen, als damahls der Fall war, wo ich noch wenig von Mineralogie und Geologie verſtand, die ich in ſpätern Zeiten mit ſo großer Vorliebe, ja mit wahrer Leidenſchaftlichkeit, getrieben habe. Die herrlichen, von Palladio erbauten Paläſte des Vicentiniſchen Adels fand ich in ihrem Innern größtentheils in keinem ſonderlichen Zuſtande, obwohl die alten Sammlungen darin enthalten waren, und den Fremden von hungrigen Bedienten gezeigt wurden.

Könnten dieſe Marmor-Gebäude von der edelſten Architectur nach Paris, Wien oder Berlin verſetzt werden, ſo würden ſie ganz anders benutzt und erhalten werden, als hier ſchon damahls der Fall war. In welchem Zuſtande mögen ſie jetzt ſeyn? — Padua (auch dahin reiſete ich mit einem Vetturino) iſt in einer höchſt angenehmen, äußerſt fruchtbaren Ebene gelegen und mit Hunderten von ſchönen Landhäuſern umgeben. Vorzüglich das Ufer der Brenta bietet eine faſt ununterbrochene Reihe reizender Villen dar. Ich blieb in Padua drei oder vier Tage, und verfehlte nicht, recht gewiſſenhaft mit meinem Forastiero illuminato alles Merkwürdige zu betrachten, wovon in meinem Gedächtniſſe, eben weil ich des Guten auf einmahl zu viel empfing, nach einem Zeitraume von faſt vierzig Jahren, wenig zurückgeblieben iſt. Von der Univerſität ſah ich nichts, weil Sommerferien waren. Unendlich tiefer drücken ſich Verhältniſſe des Menſchen zum Menſchen ein, als Anſchauungen von Gebäuden und Kunſtwerken, und ſo erinnere ich mich denn noch ſehr genau meiner Reiſegeſellſchaft von Padua nach Venedig, mit welcher ich ſchon in dem Gaſthofe Bekanntſchaft gemacht und für zwei Zecchinen eine ſchön tapezirte, mit Spiegeln und Fenſtervorhängen verſehene Barke gemiethet hatte, mit der wir die Reiſe auf der Brenta über die Lagunen

nach der Wunderſtadt auf das luſtigſte zurücklegten. Dieſe Reiſegeſellſchaft beſtand aus einer ſehr ſchönen, doch nicht mehr ganz jungen Opernſängerinn, welche, nachdem ihr Contract bei dem berühmten Theater zu Padua abgelaufen war, ſich auf der Reiſe nach Neapel befand, wo ſie für die nächſte Winterzeit ein Engagement erhalten. Zu ihrem Begleiter hatte ſie einen etwas ältlichen Mann, welchen ſie für ihren »Zio« ausgab, der mir ihr homme d'affaires und Muſiklehrer zu ſeyn ſchien. Sie war auf Venezianiſche Art in ſchwarzen Taffent gekleidet, hatte aber ihren Zendale ſtets zurückgeſchlagen. Im Gürtel trug ſie einen kleinen Dolch, der, wie ſie auf meine Frage erwiederte, dazu dienen ſollte, allenfallſige »insulti« abzuwehren. Ich kam mit ihr ſo weit in Bekanntſchaft, daß ſie mir die Erlaubniß ertheilte, ſie während meines Aufenthalts in Venedig beſuchen zu dürfen, welches ich denn auch einige Mahle that, ohne zu bemerken, daß ihre Sitten im Mindeſten unregelmäßig geweſen wären. Ich fand ſie ſtets mit Muſik und Studiren der Rollen beſchäftigt, worin ſie von ihrem »Zio« unterſtützt wurde. Ein Paar Mahl habe ich ſie in ein Caſino des Marcusplatzes geführt und mit Sorbetten bewirthet; auch bin ich einmahl mit ihr nach Murano gefahren, ſie ſtets in einer gleichen, ernſthaften und ſelbſt frommen Stimmung findend. Als Opernſängerinn war

ſie nicht, gleich den Comödianten, excommunicirt, und ſo beſuchte ſie denn auch täglich regelmäßig die Meſſe, wohin ich ſie auch gern begleitete, als ich zufällig ſie beſuchte, wie ſie eben in einer Gondel zur Kirche fahren wollte. »Ich bin ein armes Mädchen«, ſagte ſie mir mehr als einmahl, »das wie in die Welt geregnet iſt; meine Aeltern ſind todt. Da ich ein hübſches Kind war, ſo wurde ich von einer Brescianiſchen Dame, die ſich meiner annahm, für das Kloſter beſtimmt. — Sie ſind Lutheraner, oder, wie wir ſagen, Ketzer, und ſo weiß ich nicht, ob Sie wiſſen, was es heißt, in einem Veneziani-ſchen Frauenkloſter zu ſtecken. Iſt das ernſte Gelübde abgelegt, ſo bekömmt man — und wären Vater und Mutter im Sterben begriffen — nie wieder die äu-ßern Mauern des Kloſters zu ſchauen. Ein ewiges Ge-fängniß iſt eines ſolchen unglücklichen Geſchöpfes Loos, das aber dann tauſendfältig unglücklich ſich fühlt, wenn Leidenſchaft in ſeinem Herzen erwacht. Seht, Signor, zu einem ſolchen Leben fühlte ich keinen Beruf, und ich wählte meinen jetzigen Stand, der jedoch ebenfalls kein Paradies iſt. Ich bin Sängerinn, aber donna one-sta, und bei meiner Sparſamkeit und bei der rechtſchaf-fenen Geſinnung des guten Alten, der mich begleitet und unterrichtet, hoffe ich ſo viel zuſammen zu bringen, um in irgend einem Winkel des Brescianiſchen einſt ein

ruhiges Alter verleben zu können; wenn anders die heilige Jungfrau, der ich seit früher Jugend meine besondern Huldigungen darbringe, mich eines solchen werth hält.« — In ihrem schönen schwarzen Auge glänzte bei solchen Reden eine Thräne, und es war leicht zu erkennen, daß alles Dieses aus ihrem Innern kam und kein leeres Gerede war.

Die fernern Gesellschafter waren zwei Benedictiner, die nach dem Kloster S. Giorgio maggiore zurück wollten, nachdem sie Geschäfte zu Padua für ihren Orden abgemacht hatten. Sie kannten Wolff's Philosophie, und fanden ein ungemeines Vergnügen an meinen Entwickelungen der Hauptgrundsätze der Kantischen Lehren. Auch diese luden mich zu ihrem Kloster ein, die Genehmigung des Prälaten verbürgend. Eine Aufforderung, die ich während meines Aufenthalts zu Venedig oft benutzt habe.

Nachdem wir in den Lagunen mehrmahls von Visitatoren, die bewaffnet in Barken stets die Stadt umschwärmen, angehalten waren, von denen die einen nach Tabak, die andern nach Porcellan u. s. w. fragten, gelangten wir an dem schönen Julius-Abend zur Königinn des Adriatischen Meeres, deren prachtvolle Kuppeln und Thürme, von den Strahlen der Abendsonne vergoldet, gleich einem unermeßlichen Zauberbilde, aus den schon

dünkeln, ſpiegelglätten, die Abendröthe oft feuerfarben zurückſendenden Fluthen des Meers emporragten. Ein Anblick einziger Art, und den man vielleicht auf dem ganzen Runde der Erde nicht wiederfindet. Die Barke landete nur zu früh unweit des Rialto, unter deſſen prachtvollen Bogen wir durchfuhren. Hier nahm ich Abſchied von meiner ſchönen Reiſegefährtinn und den beiden Mönchen, baldige Beſuche verſprechend, und ſtieg in eine Gondel, die mich blitzſchnell zu dem Gaſthofe la Regina d'Inghilterra führte.

Da ich in Venedig einen Monat zu verweilen gedachte, theils um Briefe und Geld von Haus zu erwarten, theils um die zahlloſen Sehenswürdigkeiten der wunderſamen Stadt recht mit Muße zu ſtudiren, denn ich betrachtete den »Forastiero illuminato« gleichſam als mein Compendium, das ich gewiſſenhaft durcharbeiten müſſe, ſo richtete ich mich ganz auf Studentenart ein. Mein gutes Glück, welchem ſo oft zutrauensvoll mich überlaſſen zu haben, mir noch nicht gereut iſt, bewirkte, daß ich in dem Hauſe einer ſehr achtungswerthen Wittwe, der Signora Magdalena A***, in der Ruga guffa, im Kirchſpiel Sta. Maria formoſa, zwiſchen dem Marcus-Platze und dem Lido de' Schiavoni, ein recht anſtändiges und freundliches Zimmer in Monats-Miethe bekam. Signora Magdalena war die

Wittwe eines Kaufmanns und lebte von den Reſten des Vermögens ihres verſtorbenen Mannes, der durch den geſunkenen Handel Venedigs zurückgekommen war. In dem Stockwerke, welches ſie bewohnte, war ein Zimmer übrig, welches ſie vermiethete, wenn ſich anſtändige Gelegenheit fand. Es iſt nicht möglich, daß eine Wittwe eingezogener und ſittſamer leben kann, als Signora Magdalena, eine ziemlich verblühte, kleine Frau von ungefähr vierzig Jahren; und wie ſtill und fromm war ihre vierzehnjährige wunderſchöne Tochter, Signora Annunziata, eine blauäugige Blondine, blendend weiß wie eine Engländerinn, der ſie auch bei weitem mehr als einer Tochter Italiens glich! Doch, in der Lombardei, in der Nähe der Alpen, findet man noch häufig Spuren Germaſchen Bluts. Auch zu Verona erblickte ich in dem Palaſte des Conte Bevilacqua eine Tochter dieſes alten Geſchlechts, die eine zarte Blondine war. Wie ſehr übrigens die ſchönen Blondinen in Italien reizend gefunden werden, beweiſet ſchon das liebliche Schifferlied, welches zu meiner Zeit Abends auf allen Canälen ertönte:

La biondina in gondoletta
Questa sera ò menà:
Dal piacer la poveretta
In sto brazzo dormenzà.

— Signora Annunziata war für den Schleier beſtimmt, da die Mutter auf eine anſtändige Verheirathung der-

ſelben, ihrer Schönheit ungeachtet, nicht zu rechnen ſchien. Nach wenigen Tagen war mir meine Wirthinn ſo gewogen, daß ſie mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt auf mich achtete. Beſonders ließ ſie es nicht an Warnungen fehlen, nichts über die Franzöſiſche Revolution zu äußern, am wenigſten von den Fortſchritten der Franzoſen zu ſprechen. — Aber des Kaiſers dürfe ich auch nicht mit beſonderm Intereſſe gedenken: denn wenn der Serenissimo Principe ſich vor den Grundſätzen der Franzoſen fürchte, ſo ſey er doch auch nicht weniger beſorgt vor der Länderſucht des Hauſes Oeſterreich. Schon ſey der größte Theil des Venezianiſchen Handels nach Trieſt gezogen. Wenn dieſes ſo fortginge, ſo würde nichts übrig bleiben, als daß, ſchon aus Armuth, ſich Venedig dem Kaiſer hingeben müſſe. Alles dieſes wolle die Republik ſchlechterdings nicht erörtert wiſſen: ich thäte alſo am klügſten, ganz von Politik zu ſchweigen. Befolge ich nicht dieſen Rath, ſo wäre das Geringſte, deſſen ich mich ausſetze, nach einer Verhaftung von mehrern Wochen, ja Monaten, an die Grenze gebracht, und Landes verwieſen zu werden. »Credete,« fügte ſie dann bedenklich hinzu, »questo paese è periculoso.« — Auch Signora Annunziata ließ ſich bisweilen wohl mit mir in ein freundliches Geſpräch ein. Einen liebenswürdigern und frömmern Sinn, als dieſes verſtändige Mäd-

chen hatte, kann es nicht geben. Weit entfernt, daß sie mit Schauder an ihre künftige Bestimmung gedacht hätte, sehnte sie sich zu derselben hin. »In welchen Gefahren«, sagte sie bisweilen, »schwebt nicht ein Mädchen, ja eine Frau, welche von dem Schicksale in die Welt gestoßen wird! Wir Klosterschwestern sind gefangen, das ist wahr, wie ein Vögelchen im Bauer gefangen ist: aber eben so, wie dieses sich in seiner Gefangenschaft, der es bald gewohnt wird, einer liebevollen Pflege erfreuet, eben so sind wir auch frei von jeder Sorge für irdische Bedürfnisse; und so wie das Vögelchen sicher ist vor den Nachstellungen der Jäger und Raubvögel, eben so sind auch wir sicher vor den Verführungen böser Menschen.« — Doch konnte ihr keineswegs theoretisch unbekannt seyn, was Liebe sey, denn sowohl sie als ihre Mutter waren enthusiastische Verehrerinnen der Dichtungen des Metastasio. In einem Schauspiele war Signora Annunziata nie gewesen, und eben so wenig hatte sie jemahls ein Pferd gesehen, da sie Venedig nie verlassen, wo es bekanntlich, außer Hunden und Katzen, und allenfalls Ratzen und Mäusen, keine Quadrupeden giebt.

Unter zwei so liebenswürdigen und frommen Menschen befand ich mich also, wie durch einen Zauberschlag, als das dritte Glied der Familie. — Aber auf meine

ganze Reiſe, vielleicht ſogar auf mein ganzes Leben, ſollte dieſe Bekanntſchaft Einfluß haben.

Ich hatte der Signora Magdalena ausführlich erzählt, wie ich zu dieſer Reiſe gekommen ſey, daß ich noch keine Briefe von meinen Aeltern ſeit meiner Abreiſe erhalten, daß ich ſie erſt hier in Venedig erwarte. — Kaum ging nun ein Tag hin, daß ich nicht perſönlich nach der Posta di Fiandria (wie noch von den Zeiten des ebenfalls verblühten Antwerpenſchen Handels her die von Augsburg kommende Deutſche Poſt hieß) mich in einer Gondel hinbegeben hätte: aber kein Brief, kein Wechſel wollte ankommen. Wenn ich dann betrübt zu Hauſe kam, und meine getäuſchten Erwartungen meiner mütterlichen Freundinn klagte, dann ſagte ſie mir oft: „Quanta sarà l'angustia di sua Signora madre! Glauben Sie es einer Frau, die in dieſem Augenblicke Mutterſtelle an Ihnen vertritt, und reiſen nach Ihrem Vaterlande zurück. Was wollen Sie in dieſer Jahreszeit in Rom machen, wo Sie Alles verödet finden werden? Was für ein Vergnügen werden Sie bei der Gluth unſerer Sonne unterweges genießen, und wie wird es Ihnen, einem Nordländer, nur möglich ſeyn, im Julius und Auguſt in Italien mit Nutzen zu reiſen, wo wir ſelbſt nur Nachts die Häuſer verlaſſen? Wer wird Sie pflegen, wenn Sie in einem unbekann-

ten Winkel ein böſes hartnäckiges Fieber überfällt?« — Dieſes Zureden meiner neuen Freundinn machte mich um ſo mehr wanken, als mir die ſtets ſteigende Hitze, beſonders des Nachts, völlig unerträglich wurde. Ich entſchloß mich alſo, zur großen Freude meiner guten Wirthinn, die nur immer meine Signora madre vor Augen hatte, wenn ich einen vollen Monat in Venedig geweſen ſeyn würde, in das Vaterland zurückzureiſen; ihr doch feſt verſprechend, im Januar des künftigen Jahres wiederum bei ihr zu ſeyn, und die Carnevals-Zeit in Venedig zuzubringen. Ja, ſie machte mir ſogar Hoffnung, dann nebſt ihrer Tochter mit mir nach Bologna zu reiſen, wo ſie nahe Verwandte hatte, die ſie in dreißig Jahren nicht ſah, und von denen ſie Unterſtützung zu erwarten ſchien, wenigſtens eine Beiſteuer zur Mitgabe ihres Töchterchens in das Kloſter.

Unterdeß verfehlte ich nicht, meinen Aufenthalt in der merkwürdigen Stadt auf das ſorgfältigſte zu benutzen — wie auch ſchon die von mir herausgegebenen, bereits erwähnten »Briefe über Venedig« beweiſen. Kein Student kann ſeine Zeit genauer eintheilen, als ich in der berühmten Stadt des heiligen Marcus. Der Forastiero illuminato (in Venezia, presso Giacomo Storti 1792. 12.) iſt in ſechs Giornate getheilt, in welchen der Fremde alles Merkwürdige der Stadt ſoll beſchauen können. Ich

machte daraus ungefähr achtzehn, und arbeitete darnach mein Penſum ab, nicht ohne große Beſchwerden, bei immer furchtbarer werdenden Hitze, mich bald zu Fuß, bald in einer Gondel, deren man in jedem Augenblicke habhaft werden kann, fortbewegend. Konnte ich es dann gar nicht mehr ertragen, ſo begab ich mich, Luft zu ſchöpfen, in eine der ſtets offen ſtehenden Kirchen, um in der Kühle in einem Werkchen zu ſtudiren, welches den Titel führt: Della Pittura Veneziana e delle opere pubbliche dei Veneziani maestri, libri V. (in Venezia, 1792. 2 Vol. 12.), oder auch um in der Gierusalemme liberata zu leſen, die ich in einer kleinen Dresdener Ausgabe ſtets bei mir führte. So wurde, was ein Vergnügen ſeyn ſollte, für mich eine wahre Laſt, und ich war gewöhnlich herzlich froh, wenn ich meine Giornata abgearbeitet hatte, und mich, gleichſam nach vollbrachtem Tagewerke, in mein Caffè al buon genio, unter den neuen Procuratien auf dem Marcusplatze, zurückziehen konnte, um ein Glas Sorbetto di mandole oder di limoni zu verzehren. Dort fand ich denn gewöhnlich meinen Hauptbekannten, den Signore Abbate F***, einen kleinen ſchwarzen, frei, d. i. ohne Präbende, lebenden Geiſtlichen aus einem angeſehenen bürgerlichen Geſchlechte, der von Künſten und Wiſſenſchaften grade ſo viel wußte, als nothwendig

iſt, um in einer Stadt wie Venedig keine lange Weile zu haben. Wenn wir mit einander im buon genio uns ausgeſprochen hatten, dann begaben wir uns in die Merzeria, eine enge und krumme, aber doch die breiteſte Straße in Venedig (denn die Vorderſeiten der Häuſer ſtehen bekanntlich an den Canälen), um bei einem Buchhändler die ausgelegten Bücher zu durchſtöbern. Oder wir gingen in die Säle der ganz in unſerer Nähe befindlichen Bibliothek des heiligen Marcus (wenn dieſe grade geöffnet war), um uns hinter den Drahtgittern, wodurch die Bücher verſchloſſen werden, irgend eine alte Ausgabe des Dante oder Petrarca hervorlangen zu laſſen, die ich denn, zu meiner nicht geringen Genugthuung, fertiger leſen konnte als mein Signor Abbate, der in der Gothiſchen Schrift, mit welcher die Italiäner im 15ten Jahrhundert druckten, und in den Abbreviaturen wenig bewandert war. Ja, ich führte ſogar meinen geiſtlichen Freund bei meinen Benedictinern zu S. Giorgio maggiore ein, deren Bekanntſchaft er vorher nicht cultivirt hatte. Dagegen brachte er mich denn in eine Menge Venezianiſcher Häuſer, theils um irgend ein vorzügliches Gemählde zu betrachten, theils eine Bekanntſchaft zu machen, von der er vorausſetzte, daß ſie mir angenehm ſeyn könnte. Auch bei der Dame, welcher er regelmäßig Morgens ſeinen Reſpect zu bezei-

gen pflegte, führte er mich, nach erhaltener Erlaubniß ihrer und des Mannes, der ein großer Freund der Deutſchen war, ein. Er war ein Cittadino Veneto, bekleidete die Stelle eines öffentlichen Notars, und hatte Hoffnung, bald Secretario della repubblica zu werden, ein angeſehenes Amt, welches den Citadini vorbehalten iſt. Die Dame, eine Brünette von ungefähr 35 Jahren, war aus Corfu gebürtig und eine leidenſchaftliche Liebhaberinn und große Kennerinn der Muſik. Doch in allen Häuſern, in welche ich durch den Herrn Abbate eingeführt wurde, bin ich nicht mehr als ein- oder zweimahl geweſen. Italien iſt nicht das Land, wo ein Fremder Hoſpitalität zu erwarten hätte. Dagegen nahm mich Donna Maria (denn ſo ließ ſie ſich auf Neapolitaniſch-Spaniſche Weiſe nennen), die Paduaniſche Opernſängerinn, ſtets mit Freundlichkeit auf, und machte mit mir bisweilen ſogar Gondelfahrten im Canal grande und nach den benachbarten Inſeln. Auf einer ſolcher Fahrten, in einer ſtillen Mond-Nacht, habe ich den ſchon damahls nicht mehr ganz gewöhnlichen Gegengeſang der Barcarolen gehört. In einer einförmigen, recitativ-artigen Melodie ſingt der auf der Vorderſeite der Gondel ſtehende Schiffer eine Stanze aus der Gierusalemme liberata im Venezianiſchen Dialect; der hintenſtehende antwortet mit der folgenden, und ſo wechſeln ſie Stundenlang ab. Bis-

weilen hat der Wechſelgeſang von zwei, ungefähr hundert Schritte von einander entfernten Gondeln Statt. Es iſt nicht zu beſchreiben, welch einen Eindruck dieſer melancholiſche Geſang macht. Nicht anders iſt es, als unterhielten ſich zwei abgeſchiedene Seelen, den Zurückgebliebenen zu ſich einladend.

Eins meiner Venezianiſchen Abenteuer hätte jedoch übel ablaufen können. Es war an einem nicht ganz heißen Morgen, wie ich an dem lido de' Schiavoni nach dem Arſenal hinunter meinen täglichen Geſchäften nachging, als ich von zwei Schiffern auf das dringendſte gebeten wurde, mit ihnen eine Luſtfahrt nach Chiozza zu machen, einer Inſel und Stadt nicht fern von dem Ausfluſſe der Brenta nuova in die Lagunen, wo man die Murazzi oder Steindämme, welche die Inſeln des lido verbinden und die Lagunen vor dem Meere beſchützen, am bequemſten betrachten kann. Ich ließ mich um ſo leichter bereden, als ich in dieſen Tagen die Fahrt doch machen wollte. Die Stelle, wo ich mich befand, war nicht ſehr fern von meiner Wohnung, ich brauchte nur ein paar kleine Straßen, in der Gegend des ponte de' sospiri, an den Gefängniſſen hinunter, zu machen, ſo war ich in meiner ruga guffa. Ich wandelte alſo geſchwind nach Hauſe, bat die Signora Magdalena, nicht beſorgt zu ſeyn, wenn ich am Tage nicht erſchiene, kehrte ſchnell zurück und

ſchiffte mich ein, nachdem ich die Fahrt hin und zurück für 10 Lire bedungen hatte. Den erſten Betrug, den mir die Birbanten geſpielt hatten, war, daß das Fahrzeug nicht bedeckt war. Sie meinten, ſie hätten ſchon viele Signori Ingleſi gefahren, aber keiner habe noch ein bedecktes Fahrzeug verlangt, und mit Gondeln könne man bekanntlich nicht in den Lagunen ohne Gefahr fahren. Wenig überlegend, was ich that, beſtieg ich alſo das ſchattenloſe Fahrzeug, weder mit einem Schirme, noch mit einem Fächer, der den Venezianern nicht aus der Hand kommt, verſehen. Es iſt kaum zu beſchreiben, was ich von den Strahlen der Italiäniſchen Julius-Sonne ausſtand, und in welcher Verfaſſung ich in Chiozza gegen Mittag ankam. Doch verrichtete ich dort mein Tagewerk, ſah Paleſtrina und die Murazzi, und verzehrte darauf mein beſcheidenes Mittagsmahl. Wie war ich erſtaunt, als ich von dem Wirthe eine Schiefertafel präſentirt erhielt, auf welcher eine Zeche von zwanzig Liren verzeichnet ſtand. Ich mußte ſie bezahlen, denn kein Signor Ingleſe habe ſich bis jetzt geweigert (ſchrien mir Wirth und Schiffer gemeinſchaftlich entgegen), die Zeche ſeiner Schiffer zu bezahlen; wobei ſie tauſendmahl die Luft von ihrem: »Noi siamo galantuomini« dergeſtalt ertönen ließen, daß ſich Hunderte von Menſchen vor den offenen Fenſtern der wüſten

Zimmer verſammelten, wo ich mein frugales Mahl gehalten hatte. Doch die Sache war noch nicht zu Ende. Meine Barcarolen forderten ihre Bezahlung. Ich erwiederte, ich würde ſie ihnen reichen, ſobald ſie mich nach Venedig zurückgebracht haben würden. »Caro Lei,« fingen ſie von neuem an zu ſchreien, »Vossignoria si sbaglia!« — »So haben wir nicht accordirt. Wir ſind barcaroli del pallazzo, galantuomini, und haben keine Zeit, auch in der Nacht in den Lagunen umherzuſchiffen. Ihr bezahlt uns 20 Liren (ſo viel war aus den 10 geworden, die als Bezahlung verabredet waren), bleibt dieſe Nacht bei dem galantuomo, bei welchem ihr ſo trefflich bewirthet ſeyd, und fahrt morgen früh mit der barca ordinaria zurück.« — Sofort ſah ich meine Signora Magdalena in Gedanken, wie ſie außer ſich vor Angſt ſey, wenn ich die Nacht über ausbleiben würde. Ich entſchloß mich alſo kurz, ließ mich zu dem Podeſta von Chiozza, einem nobile veneto, führen, und ſtellte Sr. Excellenz das Unrecht vor, welches ich, ein nobile tedesco, der zu ſeinem Unterrichte reiſe, hier in fremden Landen, in den Staaten der edeln Venezianiſchen Republik, erdulden müſſe. Dieſe Audienz hatte Statt, während ſich Se. Excellenz, nach abgehaltener Sieſta, ganz gemüthlich friſiren ließen. — Doch war die Juſtiz prompt. Den Barcarolen wurde

angedeutet, mich ſofort nach Venedig zurückzufahren, wogegen ich ihnen 15 Lire geben ſollte. Wir ſchifften uns alſo ein. Kaum war es jedoch dunkel geworden, als die Birbanten ein mir unverſtändliches, aber ſehr verdächtig vorkommendes Geſpräch in Sklavoniſcher Sprache begannen, wobei ſie mich mehrmahls aufforderten, nach der Uhr zu ſehen, obwohl bei der Dunkelheit der Nacht nichts zu erkennen war. Ich zweifelte keineswegs, daß ihr Geſpräch dahin ging, daß es das Angemeſſenſte ſey, mich in die Lagunen zu werfen, theils aus Rache, theils ſich meiner Habſeligkeiten zu bemächtigen. Was unter dieſen bedenklichen Umſtänden zu machen? — Folgendes ſchien mir noch das Beſte. Nachdem ich ruhig einige freundliche Worte mit ihnen geſprochen hatte, fragte ich ganz unbefangen: »Wo wollet ihr, daß ich euch die Beſcheinigung ſchreiben ſoll, die der Herr Podeſta darüber verlanget, daß ihr mich gehörig nach Venedig gebracht habt? — »Von welcher Beſcheinigung redet Ew. Excellenz?« antworteten ſie. — »Von der Beſcheinigung, welche über meine glückliche Ankunft der Herr Podeſta verlangt.« — In der That hatte der Podeſta mich erſucht, ihm mit zwei Worten zu melden, daß ſeine Befehle erfüllet ſeyen; er mußte es aber für überflüſſig gehalten haben, dieſes den Schiffern ebenfalls zu ſagen. — Dieß brachte eine andere Wendung hervor. Sie ſchwie-

gen ſtill. Nicht lange nachher erblickten wir die Lichter von San Giorgio maggiore und von der Piazzetta, wir kamen in die Nähe mehrer erleuchteten Barken, und landeten glücklich. Ich zahlte meinen Schiffern 15 Lire und ging ſchnell davon, ohne von der Beſcheinigung weiter zu reden. Mittags darauf kam jedoch ein Sbirre nach meinem Quartiere, und erkundigte ſich, ob geſtern Nachts der Signor Federigo glücklich angekommen ſey. So war denn doch die Venezianiſche Polizei nicht nur auflaurend, ſondern auch beſchützend. Von Signora Magdalena wurde ich jedoch für meine Unvorſichtigkeit mit den ernſteſten Vorwürfen beſtraft, aber auch nicht wenig bedauert, als am andern Tage mein Geſicht ſo entzündet war, als wenn ich über und über von kochendem Waſſer verbrannt ſey. Nachdem die Entzündung ſich gegeben, löſ'te ſich die abgeſtorbene Haut in Schuppen ab. So übel war mir die Fahrt nach den berühmten Murazzi bekommen, welche

AUSU ROMANO,
AERE VENETO

von den Republikanern zum Schutze ihrer Stadt aufgeführet wurden.

Seit einem Monate war ich nun in Venedig, noch wollte kein Brief von Haus ankommen, und mein Geldvorrath verminderte ſich immer mehr. Daß mein Ba-

ter mich ohne Unterſtützung laſſen, daß meine Mutter nicht ſchreiben würde, ſo etwas befürchtete ich nicht auf das entfernteſte, und ſo hätte ich noch ein Paar Wochen warten können; gewiß würde es das Zweckmäßigſte geweſen ſeyn. Dann, mit Gelde verſehen (eine Anweiſung auf 200 Zecchinen langte gleich nach meiner Abreiſe an), hätte ich den September über in Florenz zubringen und bei guter Jahrszeit, im October, in Rom anlangen können. Doch, es ſollte anders ſeyn. Mein ungeduldiges Gemüth ſpiegelte mir allerhand traurige Umſtände vor, meine Sehnſucht nach Haus und nach Geſprächen in Deutſcher Zunge erwachte; die Hitze wurde mir täglich unerträglicher und ſpannte mich ganz eigentlich ab; Venedig kannte ich wie meine Vaterſtadt, und ſo begann ich dann zu rechnen und zu zählen, ob ich noch Geld genug zur Rückreiſe übrig habe. Ich überzeugte mich hiervon um ſo mehr, da ich im Nothfall zu Wien, wo meine Familie nicht unbekannt war, Geld erheben konnte. So entſchloß ich mich denn zur Abreiſe.

Mit ſchwerem Herzen nahm ich Abſchied von meiner mütterlichen Freundinn und ihrer liebenswürdigen Tochter, welche mich beide in einer Gondel nach dem Lido de' Schiavoni begleiteten, wo ich mich an einem heißen Nachmittage, im Anfange des Auguſt, auf einem zweimaſtigen Anconaiſchen Handels-Fahrzeuge nach Trieſt ein-

schiffte. Nach einer Stunde wurden die Anker gelichtet, Signora Magdalena und die schöne Annunziata umarmten mich gleich einem Verwandten, bestiegen wieder die Gondel, und wir waren durch das Meer getrennet, um uns auf dieser Erde nie wieder zu sehen. — —

Meine Stimmung war keinesweges eine heitere: ich verließ Menschen, die mich Unbekannten als einen alten Freund aufgenommen und die ich lieben mußte; ich kehrte von einer Reise zurück, welche ich kaum begonnen hatte; und was hatte ich am Ende zu Haus zu erwarten? War es nicht eben die Art zu leben, der ich entflohen war? — Doch, der Gedanke, in wenigen Monaten, nachdem ich Aeltern und Geschwister wiedergesehen und mich mit erstern verständigt haben würde, wieder hier zu seyn, trat mir tröstend entgegen; ich blickte noch einmahl hin zu dem schönen, von der Abendsonne beleuchteten Venedig, und begann mich um meine Reisegesellschaft zu bekümmern. Diese versetzte mich gleichsam nach dem Orient; denn eine Schiffsgesellschaft von Alexandrien nach Smyrna hätte sehr füglich aus denselben Personen bestehen können. — Zuvörderst zeigten sich zwei stattliche Türkische Kaufleute mit ihren Sklaven. Sie nahmen von uns übrigen Reisenden wenig Notiz, und hielten sich fast ausschließlich auf dem Vordertheile des Verdeckes auf, wo sie ihre Gebete und

Waſchungen ſo unbefangen vornahmen, als wenn ſie von Niemandem beobachtet wären. Zwei Armenier hielten es beinah eben ſo. Weit gefälliger waren vier oder fünf Griechen, die Vergnügen daran zu finden ſchienen, ſich mit mir über Leipzig und deſſen Handel zu unterhalten, indem ſie die Abſicht hatten, zukünftig die dortigen Meſſen zu beſuchen. Für jetzt gedachten ſie über Trieſt und Lago ſcuro nach Senigallia zu reiſen, wo ſie Waaren liegen hatten, die ſie nach Conſtantinopel zu führen beabſichtigten. Dann kamen zwei Juden aus Jeruſalem, welche, aus Holland zurückkehrend, in Gott weiß was für Geſchäften ihrer Nation die weite Reiſe gemacht hatten; Handelsleute waren es nicht. Es ſchienen mir äußerſt ungebildete Menſchen zu ſeyn, mit denen es unmöglich war, ſich zu unterhalten, obwohl wir uns wechſelſeitig recht gut verſtändigen konnten; ſie ſich mir durch ihre lingua Franca, und ich mich ihnen durch mein Italiäniſch. Dieſen Juden hatte ſich ſonderbarer Weiſe ein Chriſt zugeſellet, nämlich ein Pilger aus Brügge, der mit ihnen die Reiſe nach Jeruſalem machen wollte, und jetzt gleichſam ihr Domeſtike war. Dieſer trug das bekannte Pilgerkleid; ſelbſt die Muſchel fehlte nicht. Doch, auch Schauſpielerinnen durften nicht mangeln. Es waren ihrer zwei vorhanden, die ihr Glück in Fiume verſuchen wollten. — Derjenige, mit dem ich

mich am meiſten unterweges unterhielt, war ein junger Paduaner, der, ohne mit irgend einem Orden in näherer Verbindung zu ſtehen, wie er wenigſtens behauptete, nach einer ihm ertheilten Erlaubniß Mönchskleidung trug. Er ſuchte eine Stelle als Haus-Secretair zu Trieſt oder Fiume zu erhalten, und meinte, ein Schneider und Perrückenmacher würden ſein jetziges geiſtliches Ausſehen leicht in das eines Weltmannes umwandeln können. — Dieſe ganze wunderliche Societät hielt ganz vorzüglich ein allerliebſtes, nur etwas zu braunes Harfenmädchen von ungefähr vierzehn Jahren zuſammen, das faſt unaufhörlich Harfe und Geſang über die Wogen der Adria erſchallen ließ. Sie gedachte auf ähnliche Weiſe wieder zurückzureiſen, und nahm mit der freundlichſten Dankbarkeit jede Gabe an, welche ihr von den Reiſenden für ihre Virtuoſität gereichet wurde. Man kann keine elegantere Figur ſich denken, als dieſes Mädchen hatte, dem Feuer und Geiſt aus den Augen leuchteten. — Wie ungerecht iſt das Schickſal in der Vertheilung ſeiner Gaben! Werth, nach ihrer Natur, der Stolz einer Familie, die Wonne eines Mannes zu ſeyn, zwang ſie Noth zu ihrem jetzigen Erwerbe. Eine Stunde nach Mitternacht ſchallte noch der Geſang des Mädchens über das Meer hin; dann wurde es in der Geſellſchaft ſtill, und man machte es ſich in der Kajüte ſo bequem, als

die Umstände erlaubten. Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als ich erwachte. Welch ein Anblick! das Meer wogend, von einem mäßigen Westwinde bewegt, links die mit Schnee bedeckten, von der Morgensonne vergoldeten Alpen, vor uns einige Spuren von Istrien und Dalmatien, und rechts das unermeßliche, golden und grün schimmernde, Meer. Dabei die wundersame Gesellschaft, der Klang der Harfe, der Gesang in einer fremden Sprache. — Die Schauspielerinnen schienen sich schlecht verproviantirt zu haben, und so nahmen sie denn dankbar zwei Tafeln schöner Vanille-Chokolate von mir an, aus welchen sie für sich und mich ein treffliches Frühstück bereiteten, an welchem wir unsern Halb-Mönch Antheil nehmen ließen, während die Orientalen aus kleinen kupfernen Tassen, die sie mit sich führten, ihren Kaffee schlürften. Meine eigene Tasse füllte ich zuletzt für das schöne Harfenmädchen. Angenehm ging der Tag hin, und die Nacht sank zum zweiten Mahle über das Meer. Der andere Morgen kam, und es dauerte nicht lange, so landeten wir. — Aber wo? — In Capo d'Istria; dahin hatte, uns sämmtlich täuschend, unser betrügerischer Schiffer uns geführt. Dieser, welcher seine Bezahlung zum Voraus empfangen hatte, machte aus der Täuschung einen Scherz, und versicherte, daß die Stadt Capo d'Istria eine »nobilissima città« und

Istrien ein »bellissimo paese« sey, welche gesehen zu haben uns nicht gereuen würde. Ueberdieß ginge die barca di Trieste täglich ab, mit welcher wir gar leicht nach dem Orte unserer Wünsche gelangen könnten.

Mir war die Sache sehr gleichgültig, ja es war mir nicht unlieb, auf diese Weise Istrien zu sehen zu bekommen. Ich bot der hübschesten der Schauspielerinnen den Arm, und führte sie ganz gemüthlich in das beste Gasthaus der Stadt, wo ich die Ehre hatte, mit Beiden zu Mittag zu speisen, wobei die Harfenspielerinn, gleichsam zum Abschied, die Tafelmusik besorgte. Wäre es auf mich angekommen, so hätte ich dieß arme verlassene Mädchen zu meiner Reisebegleiterinn gemacht und mit ins Vaterland geführt (wie denn, zu meinem nicht geringen Schaden, ich nur zu geneigt bin, mich mit dem Schicksale Anderer zu belästigen): so aber war Alles, was ich thun konnte, daß ich die Schauspielerinnen beredete, sie mit nach Fiume zu nehmen, um zu sehen, ob es nicht thunlich sey, sie bei dem dortigen Theater unterzubringen, wobei ich ihnen die Reisekosten dahin mit einer Zecchine bezahlte. Wahrscheinlich ist das grazienhafte Wesen in die Hände des Lasters gefallen, und jetzt längst im Elende gestorben.

Am Abend ging ich in das Schauspiel, denn ein sol-

ches hatte auch dieſe kleine, nicht über 6000 Einwohner faſſende Stadt.

Tags darauf fuhr ich mit der Barca ordinaria nach Trieſt, wo ich gegen Mittag ankam. Es war dieſes an einem Sonnabend; da nun aber erſt am Freitage die Diligence nach Wien abging, ſo war ich gezwungen, faſt acht Tage in Trieſt zu verweilen, die mir jedoch in einer Seeſtadt mit blühendem Handel, in der man ſich gleichſam im Orient befand, ſchnell genug hingingen.

Bis jetzt war ich ohne Paß gereiſet, und da Trieſt ein Freihafen iſt, ſo bedurfte ich auch hier noch keines Paſſes. Um aber weiter reiſen zu können, war mir ein ſolcher nothwendig. Beinahe wäre ich gezwungen geweſen, nach Venedig zurückzukehren, welches gar nicht übel geweſen wäre, denn ich würde meine Briefe vorgefunden und dann Rom gewiß geſehen haben. Ich kam jedoch aus der Verlegenheit, indem ich mich perſönlich an den Grafen Brigido von Breſowitz, den Civilhauptmann, Militair-Commandanten u. Gouverneur des freien Seehafens und der Stadt Trieſt, wandte, welcher, nachdem er mein Patent als Mitglied der Deutſchen Geſellſchaft zu Helmſtedt nicht ohne Lächeln eingeſehen, und mit mir über den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand geſprochen hatte, mir mit der größten Freundlichkeit einen ſtattlichen Paß, den ich bis auf den heutigen Tag beſitze,

ausfertigen ließ. Er hatte ſogar die Güte, mich auf den andern Tag zur Tafel zu laden, wo ich, bei ihm ſitzend, ihm recht viel von unſerm Herzoge erzählen mußte.

Ende Auguſts verließ ich Trieſt. Von hier bis Wien ſind 65 Meilen, die ich, über Laybach und Grätz, in Geſellſchaft eines jungen Mediciners, der zu Wien ſtudiren wollte, in acht Tagen zurücklegte, ohne daß mir weder angenehme noch unangenehme Abenteuer begegnet wären. Zu Wien verweilte ich 14 Tage, meine Bekanntſchaft mit den Grafen von Paar erneuernd, mit denen ich auf dem Collegium Carolinum zu Braunſchweig ſtudirt hatte, machte eine Ausflucht nach Presburg, um doch auch ſagen zu können, in Ungarn geweſen zu ſeyn, und ſetzte dann meine Reiſe über Prag nach Dresden fort, wo ich Briefe und Geld von Haus vorfand. Ich hielt mich dort und in Leipzig einige Tage auf, und gelangte in der Mitte des Octobers glücklich wieder in der Vaterſtadt an, wo ich von meinem Vater mit Güte, von Mutter und Schweſtern aber auf das zärtlichſte empfangen wurde.

So endete denn meine Reiſe, die mich bis zum Orient führen ſollte, doch nicht ohne großen Nutzen für mein junges Leben, denn auf ihr hatte ich eine Selbſtſtändigkeit gewonnen, die mir bisher fehlte, und die Welt in mannichfachen Verhältniſſen kennen gelernt.

Das erſte, welches ich that, war, daß ich der Signora Magdalena meine glückliche Ankunft meldete, und von neuem die Hoffnung ausſprach, ſie bald wieder zu ſehen.

Drittes Buch.

1793 — 1808.

Die Behaglichkeit, mit welcher ich nun wieder in meiner weitläufigen und freundlichen Wohnung den Studien obliegen konnte, hatte doch auch ihre Reize, in Vergleich mit den Ungemächlichkeiten einer Reise, und so versöhnte ich mich bald mit meiner jetzigen Lage. Ich theilte, nach meiner bis ins Pedantische gehenden Ordnungsliebe, die mir von Jugend an eigen gewesen ist, die Tageszeit in bestimmte Abschnitte, jedem gewisse Studien widmend, und beobachtete diese Ordnung mit der gewissenhaftesten Genauigkeit. So durchlebte ich den folgenden Winter und das Jahr 1794. Die Reise, welche ich mir so bestimmt vorgesetzt hatte, verschob ich um so leichter, da ich mit dem größten Vergnügen bemerkte, welche Fortschritte ich in Sprachen und Wissenschaften machte, und da ich, mich näher an meine jüngste Schwester, der es weder an Geist noch Kentnissen fehlte, anschließend, ein Leben führte, welches mir recht gut zusagte. Auch lebte ich gleichsam noch in Italien, denn fast täglich besuchte ich meinen Lehrer Domenico da Gattinara, bei dem ich nicht selten Mitglieder der Italiänischen Oper zu Braunschweig traf.

In der Italiänischen Sprache aber hatte ich es end-

lich ſo weit gebracht, daß ich mehrere Schauſpiele Schillers in ſolche überſetzte, die nach meinem (von Gattinara durchgeſehenen) Manuſcripte auf Italiäniſchen Bühnen aufgeführet wurden. Dazu kam, daß ich die Bekanntſchaft mit einer Freundinn meiner Schweſter, einer liebenswürdigen Blondine, die ich Juliane nennen will, gemacht hatte, welche, indem ſie meine Phantaſie beſchäftigte, auch manche Stunde der Muße auf die angenehmſte Art ausfüllte. Freundlich aufgenommen von ihrer Mutter, einer reſpectabeln Wittwe, beſuchte ich ſie faſt täglich, ihr aus der Deutſchen Literatur Dasjenige mittheilend, was ich für ſie paſſend hielt, und überhaupt, nach meiner Sucht zu unterrichten, ſie wiſſenſchaftlich auszubilden ſuchend. Ich lebte in dem angenehmen Wahne, Juliane zu lieben, ohne daß dieſes der Fall war: und gewiß habe ich ein Unrecht begangen, welches mich viele Jahre gedrückt hat, wenn ich Hoffnungen bei ihr erregte, welche ich zu erfüllen außer Stande war. Ein großer Troſt war es mir daher, als Juliane heirathete, und unendlich glücklich fühlte ich mich ſelbſt, als ich von meiner Schweſter hörte, daß ſie glücklich ſey: denn es gab kein edleres Mädchen als ſie, und keines, welches mehr geeignet geweſen wäre, einen Mann, der freilich in geiſtiger Hinſicht genügſamer ſeyn mußte als ich, glücklich zu machen.

Was aber am meiſten dazu beitrug, daß ich Julianen zu vernachläſſigen begann, und, wenn man es ſo nennen will, untreu wurde, war ein Mädchen, welches ich nur ein einziges Mahl in meinem ganzen Leben zu ſprechen Gelegenheit gehabt habe. Sie war die Tochter eines damahls für reich gehaltenen Braunſchweigiſchen Banquiers, mit welchem meine Familie in keiner Verbindung ſtand. Ihre Bekanntſchaft machte ich ganz zufällig auf einer Hochzeit, wo ich bei Tafel den Platz neben ihr erhalten hatte.

Luiſe W..... war eine von denjenigen Schönheiten, die mit ihrer Junoniſchen Pracht, dem feurigen Glanz ihrer ſchwarzen Augen, dem majeſtätiſchen Wuchs, der üppigen Fülle ihres Körpers und dem götterartigen Erſcheinen auf der Stelle die mächtigſte Leidenſchaft zu erregen im Stande ſind. Hier war ich in Italien, ohne das Vaterland zu verlaſſen. — Dieſe Liebe zu einem verkörperten Ideale erſchuf eine Reihe von Sonnetten, die, wenigſtens hinſichtlich des in ihnen lodernden Feuers, den Petrarkiſchen Dichtungen vielleicht an die Seite geſetzt werden könnten. Luiſe war mir das Edelſte und Höchſte in der Natur, mit welchem ſchlechterdings nichts Irdiſches verglichen werden mochte. — Ihre geiſtigen Eigenſchaften kannte ich wenig oder gar nicht: ſo war es denn Sache meiner Phantaſie, mir dieſe ſo erhaben

vorzuſtellen, als ich nur konnte; und hieran ließ ich es denn auch nicht fehlen. Wobei ich jedoch keineswegs leugnen will, daß meine Liebe ziemlich ſinnlicher Natur war. — Meine Gedichte nahm ſie aus den Händen einer Freundinn gütig an, unſtreitig geſchmeichelt, ſo vergöttert zu werden; auch dankte ſie, am Fenſter ſitzend, freundlich meinem täglichen Gruße: aber dieß war auch Alles, deſſen ich mich rühmen kann. Wie geſagt, ich ſprach ſie nie wieder und mußte mich in mein Schickſal ergeben, als ſie ſich einige Zeit nachher mit einem reichen Kaufmanne aus Bayonne verheirathete, welcher ebenfalls durch den Glanz der Alles beſiegenden Schönheit hingeriſſen wurde. — Wie ich höre, lebt ſie in jenem fernen Lande noch jetzt, glücklich als Mutter einer zahlreichen Nachkommenſchaft. — Eine Reiſe, die ich mit meinem Vater nach Hamburg machte, wohin dieſen Familien-Geſchäfte führten, war nicht im Stande, mir mein vermeintliches Unglück aus dem Sinne zu bringen; dieß vermochten nur allmählig die ernſthafteſten Studien, denen ich mich ergab, und die Beſchäftigung mit meiner erſten Schriftſtellerei, welche in dieſe Zeit fällt.

Zur Feier der Vermählung meiner älteſten Schweſter Katharine mit dem Hofgerichts-Aſſeſſor von Vechelde, dem letzten Sprößling aus einer uralten Stadt-

Braunſchweigiſchen adeligen Familie, und ſehr rechtſchaffenem und aufgeklärtem Manne *), ſchrieb ich ein kleines Singſpiel, welches den Titel »Diana und Endymion« führt, auch vollendete ich allmählig, unter dem Beirathe meines edeln Freundes Hoyer (welcher Oſtern 1794 von Göttingen zurückgekehrt war, und ſich bei ſeinen Aeltern zu Bortfeld aufhielt), die metriſche Ueberſetzung der Kunſt zu lieben Ovids. Mein Bruder

*) Der als vaterländiſcher Schriftſteller, beſonders als Herausgeber der Geſchichtbücher Tobias Olfens, rühmlich bekannte Karl Friedrich von Bechelde iſt ein Sohn dieſes meines Schwagers, welcher im Jahre 1808 zu Braunſchweig ſtarb. Seinen originalen Gewohnheiten nach konnte man dieſen geiſtreichen Mann auch noch als einen Repräſentanten der alten Stadt-Braunſchweigiſchen Zeiten betrachten, wenn unter jenen Altdeutſchen Gewohnheiten der Vorfahren nur nicht auch eine bedeutende Hinneigung zum Spiele geweſen wäre, welche ihm mehr als hunderttauſend Thaler gekoſtet hat. Seine Laune war unerſchöpflich, ſein Witz treffend, und beſonders ſeine Tiſchgeſpräche und Einfälle wären werth geweſen, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. Für die nachgelaſſenen drei Söhne des Verſtorbenen — von denen der älteſte in der Schlacht bei Waterloo rühmlich gefallen — hat mein edler Bruder Friedrich Heinrich, als Vormund, Vaterſtelle vertreten. — Jenem trefflichen Manne, den ich, ſeines höchſtedeln Charakters wegen, innig ſchätzte, mögen dieſe Worte ein Denkmahl der Freundſchaft ſeyn, die uns im Leben verband. Seiner Leidenſchaft des Spieles konnte er, zu ſeinem Unglück, leider nicht Meiſter werden.

Heinrich ſtudirte damahls zu Göttingen; dieß veranlaßte, daß ich bei ihm während des Winters 1794 — 95 mich ein Paar Monate aufhielt, beſonders um ihm bei einem Augenübel, an dem er litt, Geſellſchaft zu leiſten und behülflich zu ſeyn. Während dieſer Zeit beſorgte ich den Druck meines Ovid, welcher bei Dietrich erſchien, und ich hatte das eigenthümliche Vergnügen, zum erſten Mahle ein ganzes Buch, deſſen Verfaſſer ich war, gedruckt zu ſehen. Von Göttingen zurückkehrend überreichte ich es meinem Vater, nicht ohne einigen Stolz, mich als Autor ihm präſentiren zu können. Auch war dieſer gar nicht unzufrieden damit, ſeinen Sohn als Schriftſteller zu erblicken: wenn nur der Inhalt des Büchleins ein anderer geweſen wäre. — Es mochte jedoch damit ſeyn, wie es wollte: der junge Mann, welcher aus Italien zurückgekehrt war, der im Stande geweſen, ein claſſiſches Gedicht in dem Sylbenmaaße des Originals nachzubilden (eine Sache, die damahls noch nicht ſo gewöhnlich war als jetzt), von dem man erfuhr, daß ihn Heyne und Pütter mit ihrem Wohlwollen beehrten, wurde jetzt in der Vaterſtadt in andern Betracht gezogen, als früher der von der Univerſität eben zurückgekehrte Student, von dem man nichts wußte, als daß er — wie man ſich wohl ausdrückt — nicht ungeſchickt ſey. — So kam es denn,

daß dem großen Karl Wilhelm Ferdinand, dem nichts mehr Freude machte, als wenn aus den von ihm gepflegten Lehranſtalten tüchtige junge Männer hervorgingen, und dem man meine Perſon als einen Zögling des Collegii Carolini gerühmt hatte, mich durch ſeinen geheimen Cabinet-Secretair Peterſen, einen Freund meines Schwagers von Bechelde, auffordern ließ, zu ihm zu kommen. Ich befolgte dieſen Befehl, ihm zugleich meinen Ovid überreichend, und hatte die Ehre, mit dem großen Fürſten wohl eine Stunde lang über meine Italiäniſche Reiſe und meine verſchiedenartigen Studien zu reden. — »Wie ich von Herrn Pütter vernehme, an den ich mich wohl zu wenden pflege, wenn ich eines tüchtigen jungen Mannes bedarf,« ſagte unter andern der Herzog, »ſo ſind Sie auch ein guter Juriſt. Ich würde Ihnen rathen, die Jurisprudenz zu Ihrer Hauptbeſchäftigung zu machen. Aus tüchtigen Juriſten kann Alles werden, und wir haben hier im Lande eben keinen großen Ueberfluß an ſolchen. Ich kann es mir ſchon vorſtellen, daß Sie in Ihren Verhältniſſen weder Luſt haben Amtsauditor noch Advocat zu werden. Dieß iſt auch meine Meinung nicht. Finden Sie meinen Vorſchlag angemeſſen, ſo ſoll es von Ihnen abhängen, ob Sie Aſſeſſor bei der Juſtiz-Canzlei oder bei dem Hofgerichte werden wollen. Ich rathe

zu dem letztern, so können Sie noch länger in Ihren Verhältnissen hier in der Stadt und in Ihrem älterlichen Hause bleiben, und Sie sind sofort stimmführendes Mitglied eines Obergerichts. Keinesweges zweifle ich, Sie werden hier bei uns eine honorable Carriere machen.« — Gerührt nahm ich den Antrag des Herzogs an. Es wurden mir Probearbeiten von dem Hofgerichte zugetheilt, und nachdem ich meine Prüfung bestanden, wurde ich im Junius 1795 in das Hofgericht eingeführt. Da ich als Assessor extraordinarius nur den sogenannten Diäten des Gerichts zu Wolfenbüttel beizuwohnen brauchte, welche nur sechsmahl im Jahre, jedesmahl eine Woche lang, Statt fanden, so blieb ich ganz in meinen Verhältnissen zu Braunschweig.

Kurz vorher, als mein Schicksal diese Wendung nahm, hatte ich mich an den königl. Preußischen Staatsminister Grafen von Finkenstein gewandt, und um Anstellung bei der königlichen Gesandtschaft zu Constantinopel gebeten. So ernstlich hatte ich noch stets den Orient im Sinne. Der Graf antwortete mir um die Zeit, als ich bei dem Hofgerichte angestellt wurde, auf eine so gütige Weise, daß ich keinesweges hätte verzweifeln können, meinen Wunsch im Laufe des Jahres erfüllt zu sehen. Schon der Umstand, daß ich mit seinem Sohne, dem Verfasser der »Arethusa,« einer-

lei Studien trieb, mochte mir bei dem ehrwürdigen Staatsmanne zur Empfehlung dienen. Doch nun war fürs Erste von keiner Reise nach Italien oder gar nach dem Oriente die Rede. Bekam ich jene Antwort des Grafen einige Wochen früher, so hätte wahrscheinlich statt in Wolfenbüttel, in Constantinopel meine Laufbahn in Staatsdiensten begonnen. Mein neues Amt beschäftigte mich keineswegs so sehr, daß ich meine literarischen Bestrebungen hätte aufgeben müssen. Ich fuhr in diesen vielmehr recht ernstlich fort, und vollendete bald meine metrische Uebersetzung von Ovid's »Heilmitteln der Liebe,« die ich mit einem ausführlichen Commentar versah. Diese Arbeit war viel vollkommener gerathen, als mein erster Versuch (die Kunst zu lieben), in welchem ich in der That nicht selten, nach kurzer Zeit, mich selbst nicht erkannte, soviel waren meine nachgebildeten Verse mangelhafter als die, welche ich, selbst schaffend, schon als Student zu Helmstedt zu machen im Stande gewesen war. So groß waren dem Anfänger die Schwierigkeiten, metrisch nachzubilden. Kaum war auch dieses Werkchen vollendet, so ging ich zu den Elegieen Tibulls über, von welcher Arbeit ich Probestücke in der Deutschen Monatschrift, der Berlinischen Monatschrift, (mit deren Herausgeber Biester ich, wie mit Nicolai, in sehr freundlichen Verhältnis-

ſen ſtand), und in den Horen abdrucken ließ. Von dem Tagebuche über meine Italiäniſche Reiſe, welches ich in dieſer Zeit ausarbeitete, erſchienen Bruchſtücke in dem Braunſchweigiſchen Magazine, welches Eſchenburg redigirte, und in der Deutſchen Monatsſchrift, wie ich ſchon früher erwähnt zu haben glaube.

Fand ich dann nach den Anſtrengungen, welche die treue Erfüllung meiner Amtsgeſchäfte erforderte, und nach den Studien, die ich fortwährend ſo ernſtlich betrieb, daß mir Erhohlung nothwendig ſey, erwachte in mir der Wunſch, einmahl eigentlich und praktiſch zu leben, dann ritt ich nach Bortfeld zu meinem Freunde Hoyer, der dort in der Einſamkeit bei ſeinem wunderlichen Vater ebenfalls ganz ein literariſches Leben führte, und beredete ihn leicht, eine Woche lang auf dem Gute meines Vaters, Groß-Twülpſtedt (in der Nachbarſchaft von Helmſtedt), mit mir zuzubringen. Dort fanden wir uns Beide gänzlich emancipirt, und trieben nach unſern Phantaſien, jagend und zu Pferde die Umgegend durchſchwärmend, ein wahrhaft idylliſches Leben. Kam dann der Sonntag-Abend, ſo wurde die ländliche Jugend zu einem Balle ganz eigenthümlicher Art förmlich eingeladen, wozu ein ſehr paſſendes Local in einem Gartenſaale des Gutes vorhanden war. Es kann wohl in den erſten ſtädtiſchen Cirkeln feiner,

nicht aber anständiger hergehen, als es auf unsern heitern Bällen der Fall war, die wir den jungen Burschen und Mädchen des Dorfes gaben, zu denen wir auch Bekannte aus Helmstedt und aus der Umgegend einluden. Jeder von uns hatte denn auf diesen Bällen seine Schöne, welcher er vorzügliche Aufmerksamkeit schenkte. Mir war eine liebenswürdige schlanke Blondine zu Theil geworden, die weit und breit als das schönste Mädchen der Gegend bewundert wurde. Sie war die Tochter eines Leinewebers, dessen Bienenzucht zu warten des Mädchens vorzügliches Geschäft war, daher sie auch im Dorfe nur »das schöne Immenmädchen« hieß. Sey es nun, daß eine Beschäftigung, die zu Beobachtung und Nachdenken auffordern zu müssen scheint, Mariken (so hieß sie) gebildet hatte, oder daß die zarte Blume der Schönheit mit Roheit unverträglich ist, kurz sie betrug sich bei unsern Festen mit der Liebenswürdigkeit der Unschuld einer Jungfrau und der Zartheit eines vornehmen Fräuleins. Auch mein guter Hoyer war für dergleichen nicht unempfänglich; es mußte daher die Bienenzucht unsers Nachbars oft den Vorwand geben, Marike zu besuchen, die von dem Sohne und dem Freunde des Gutsherrn wohl ein Band oder ein Tuch zum Geschenk annahm, ohne jedoch von ihrem jungfräulichen Wesen im mindesten nachzulassen. — Denke

ich, jetzt, fast am Ende meiner Lebensbahn, den verflossenen Zeiten nach, so erscheinen mir als die glücklichsten Stunden, die mir zu Theil wurden, jene in einer Unschuldswelt verlebten, wo ich an der Seite eines ebenfalls glücklichen Freundes leicht und sorgenlos hinlebte. Die Jugend des Dorfes betrachtete uns als freudenspendende Götter, unsern ländlichen Schönen waren wir das Höchste in der Natur, und indem wir selbst so glücklich waren, machten wir Andere eben so glücklich, als wir uns fühlten.

In dieser Art lebte ich mit meinem Freunde bis zum ersten Tage des Jahres 1797, der für mich ein verhängnißvoller, das ganze folgende Leben bestimmender Tag wurde.

Zur Feier des Tages war bei meinen Aeltern eine ziemlich große Gesellschaft von Verwandten und Freunden zu Tische geladen. Gott weiß was meinen Vater verstimmte, und ohne daß von meiner Seite die geringste Veranlassung dazu gegeben, äußerte er sich auf einmahl gegen mich in so herben Worten, daß die ganze Tischgesellschaft in ein schmerzhaftes Erstaunen gerieth. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß eine liebenswürdige Verwandtinn, das Fräulein Helena von Grone, die neben mir saß, mir theilnehmend die Hand drückte und mit Thränen in den Augen mich anschaute.

Ohne eine Sylbe zu erwiedern, ſtand ich auf und ging auf mein Zimmer, wohin mir meine Schweſter Henriette folgte. Mein Entſchluß, den ſie nicht mißbilligte, war bald gefaßt: ich ließ ſofort mein Pferd ſatteln, umarmte meine weinende Schweſter, ſteckte meine Baarſchaft zu mir, und ritt davon, erſt unbeſtimmt wohin ich wollte, dann nach Wolfenbüttel; feſt entſchloſſen, nie wieder in Verhältniſſen gänzlicher Abhängigkeit in das väterliche Haus zurückzukehren.

Zu Wolfenbüttel angekommen, machte ich meine Pläne. Dieſe lagen in folgender Alternative: »Entweder der Vater bewilligt mir ein Jahrgehalt, ſo daß ich zu Wolfenbüttel meinem Amte obliegen kann, bis ich zu einer genügenden Beſoldung gelange —: dann ziehe ich dieſes vor; oder, er iſt hierzu nicht zu bewegen —: dann widme ich mich der Advocatur, und lebe auch ſo unabhängig.« — Dieſen Entſchluß, von dem mich nichts abbringen konnte — denn meine Verwandte und Freunde verſuchten bei mir Alles, um mich zur Rückkehr zu bewegen —, theilte ich auch meinem Chef, dem Hofrichter von Münchhauſen, mit. Er billigte ihn, trug ſogar den Fall dem Herzoge vor, und es wurde durch ihn, und zwar im Auftrage des edlen Fürſten, vermittelt, daß mir mein Vater einen kleinen Jahrgehalt zu Wolfenbüttel ausſetzte, wogegen ihm die

bestimmte Hoffnung gemacht wurde, daß ich bald in eine feste Besoldung einrücken solle. — So war ich auf einmahl in ziemlich unabhängigen Verhältnissen.

Jetzt richtete ich mich zu Wolfenbüttel ein, wohin ich auch meine schon ziemlich bedeutende Bibliothek bringen ließ. Nachdem ich von Mutter und Schwester gehörig unterrichtet, kehrte ich, wie zu einem Besuche, in das väterliche Haus zurück, und als wäre nichts vorgefallen, wurde weder jener Scene, noch meines Auszuges gedacht.

Zu Wolfenbüttel wohnte seit kurzer Zeit die Familie eines vor wenigen Wochen gestorbenen ausgezeichneten, sehr rechtschaffenen Mannes, des Oberforstmeisters von Bülow, der, bisher auf dem Communion-Harze angestellt, bei der Theilung desselben zwischen Hannover und Braunschweig pensionirt worden. Der älteste Sohn dieses Herrn von Bülow, damahls Assessor bei der Justiz-Canzlei, war mein Universitätsfreund. Freundlich an meiner bedenklichen Lage theilnehmend, führte er mich nicht nur bei seiner Mutter und seinen Geschwistern ein, sondern er machte es auch möglich, daß mir in dem weitläufigen Hause, welches die Familie bewohnte, miethweise einige Zimmer überlassen wurden, ja er bewirkte bei seiner Mutter, daß ich, gegen ein billiges Kostgeld, die Ehre hatte, täglich mit

der Familie zu speisen. Diese bestand, außer meinem Freunde dem Assessor und seiner Mutter, aus fünf liebenswürdigen Töchtern von 12 bis 20 Jahren, und zwei Söhnen, damahls noch Kinder, welche auf dem Felde der Ehre als Officiere gefallen sind. Zwei ältere Brüder waren damahls schon in Kriegsdiensten und fast stets abwesend. Von dieser zahlreichen Familie, in welcher die musterhaftesten Sitten bei einem wahrhaft vornehmen Anstande herrschten, war ich, wie durch einen Zauberschlag, gleichsam Mitglied geworden. Ich sah sie täglich mehrmahls, unser Umgang, unsere Vergnügungen waren gemeinschaftlich, und vor allem, ihre Freunde und Bekannte wurden die meinen. Unter diesen nenne ich vorzüglich die Familie des Professors Trapp, in dessen Hause sich recht liebenswürdige Mädchen von Stande in Pension befanden, denen wir junge Männer durch veranstaltete Vorlesungen Schiller'scher und Göthe'scher Dramen, auch wohl durch eigene Poesien, uns bemerklich zu machen suchten. Doch vor den übrigen liebenswürdigen jungen Damen Wolfenbüttels leuchteten mir meine schönen Hausgenossinnen selbst ganz vorzüglich in die Augen, und vor allen anderen die älteste, Philippine, die durch ihr heiligenartiges Wesen und ihre Schönheit ganz geeignet war, ein schwärmerisches Jünglingsgemüth hinzureißen. Sie ist es,

der ich das zarte Gedicht ſang, welches vor meinem Tibull zu leſen iſt, den ich zu jener Zeit vollendete, und welches ich hier nebſt einem in gleicher Stimmung gedichteten Sonnette, folgen laſſe:

Du, die mit mehrerm Recht die Sternen-Sphäre,
Als hier die niedere Welt, die Ihre nennt,
Vom Himmel uns geliehn, daß er uns lehre
Den Abſtand, der von Engeln Menſchen trennt,

Olympia, nimm gütig auf die Lieder,
Wenn gleich wie dort die Liebe hier nicht ſingt:
So leg' ich ſie auf den Altar Dir nieder,
Wie Himmliſchen man Erden-Opfer bringt.

Sonnett.

Deiner Saiten Klagen, holdes Weſen,
Haben mir das Inn're tief durchbebt:
Jeder Laut, der Deiner Harf' entſchwebt,
Läßt in Deiner ſchönen Seele leſen.

Als im Sternenraume Du geweſen,
Eh' Du hier, in dieſer Welt gelebt,
Haſt Du Engeltönen nachgeſtrebt;
Mädchen ſingen ſo nicht, die verweſen.

O vergiß es, Theure, wo Du lebteſt,
Denk', daß Du zu dieſer kalten Erde
Nur der Menſchen wegen niederſchwebteſt.

Daß Olympia hier Muſter werde,
Mußte ſie von Edens Fluren ſchwinden,
Nicht, um frohe Tage ſelbſt zu finden.

Mit Recht ſagt jedoch Bürger:

Lieb' entzündet Gegenliebe,
Und entflammt zur Feuersbrunſt,
Was ein Aſchenfünkchen bliebe.

Dieſe Gegenliebe glaubte ich nicht zu finden, Philippine ſchien mir kalt und mich gleichſam verſchmähend. So verlöſchte denn allmählig meine Flamme, um für Amalien, ſo hieß ihre zweite Schweſter, bei der ich Gegenliebe zu finden glaubte, zur Feuersbrunſt aufzulodern. Jetzt war alſo an keine Reiſe nach Italien mehr zu denken: ich wohnte mit meiner Geliebten in demſelben Hauſe, und mein ganzes Beſtreben ging auf ihren Beſitz, ein Ziel, dem ſich jedoch die größten Hinderniſſe, ſowohl von Seiten ihrer Mutter als meines Vaters, entgegenſtellten; wie es denn auch allerdings bedenklich ſcheinen mußte, einem jungen, noch ohne Beſoldung von väterlicher Unterſtützung lebenden Manne, nahe Hoffnungen, wie ich ſie hegte, zu gewähren. Doch gewiß iſt das Sprichwort wahr: »Liebe beſiegt Alles.« — Nicht nur ſiegte unſere Liebe über alle Hinderniſſe, ſondern ſie wurde mir auch die Veranlaſſung zu der eigenthümlichen Richtung meiner Laufbahn im öffentlichen Dienſte.

Den Launen der ſonſt vortrefflichen Mutter meiner Amalie entfliehend, hatte ich meine bisherige Wohnung

verlaſſen, und mir ein anderes Quartier gemiethet, wo ich einſam auf meinem Zimmer ſpeiſete, doch nicht minder meine Geliebte ſtets im Sinne habend, die ich jetzt nur ſelten in ihrem Hauſe, öfter aber an dritten Orten ſah und ſprach. Dazu waren wir in einem ununterbrochenen Briefwechſel, von dem denn freilich die Frau Mamma nichts wiſſen durfte, den aber eine alte ehrwürdige Tante Amaliens, die zu Braunſchweig wohnte, kannte und nicht mißbilligte. Mit welchem Feuer iſt dieſer Briefwechſel geführt, der mir noch vollſtändig vorliegt, und zu welchen glühenden Gedichten begeiſterte mich meine Liebe! So ging das Jahr 1797 und ein Theil des Jahres 1798 hin, in deſſen Beginne ich eine Reiſe nach Berlin machte, um meinem Bruder Heinrich eine Anſtellung als Referendar zu verſchaffen, wozu mir der Chef der Juſtizcanzlei Cramer zu Wolfenbüttel ein Empfehlungsſchreiben an den Großcanzler von Goldbeck mitgegeben hatte. Ein Plan, der vollkommen gelang, wie ich in dem Nekrolog meines verewigten Bruders in den »Zeitgenoſſen« (No. XXV. XXVI. 1832) ausführlich erzählt habe. — Doch ich mußte zum Ziele kommen, denn es war wiederum faſt ein Jahr hingegangen, ohne daß ſich nähere Hoffnungen zeigten, und zu dieſem Ziele gelangte ich durch einen Schritt, der wenigſtens kein ganz gewöhnlicher iſt.

Ich schilderte meine ganze Lage, meine Qualen und meine Hoffnungen, in einem ehrfurchtsvoll-vertraulichen Schreiben, meinem großen Fürsten, dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand, und bat um die Verleihung einer Rathsstelle mit Besoldung bei der Justiz-Canzlei oder dem Consistorium. Dem Herzoge war nicht unbekannt, was Liebe sey, er war mir schon längst gewogen, er achtete die Familie meiner Geliebten, er wußte, daß mir, so gut als meinem Bruder, der Preußische Staatsdienst offen stehe: so war er daher schnell geneigt, mir zu helfen, und ich empfing durch seinen entscheidenden Einfluß einen Posten, welcher noch bei weitem vortheilhafter war, als die, worum ich gebeten hatte; er schlug mich nämlich seiner Frau Schwester, der Prinzessinn Auguste, Aebtissinn des damahligen Reichsstiftes Gandersheim, zu dem erledigten Posten eines Abteirathes vor. Ich mußte der Prinzessinn meine Aufwartung machen; sie sprach mit mir von meinen Reisen und schriftstellerischen Bestrebungen, auch über meine Liebe, und ich wurde zu ihrem Abteirathe, d. i. zum Chef der ganzen sehr bedeutenden Abteilichen Verwaltung ernannt, wodurch denn Gandersheim mein künftiger Wohnsitz werden mußte.

Vereint mit dem geliebten Gegenstande meiner feurigsten Wünsche Wolfenbüttel mit einer kleinen abge-

legenen Stadt zu vertauſchen, konnte ich mir ſchon gefallen laſſen. Unter andern Umſtänden wäre der Tauſch aber keineswegs ein erfreulicher geweſen. Wolfenbüttel und Braunſchweig, nur zwei Stunden Weges von einander entfernt liegend, werden gleichſam als eine Stadt angeſehen. Das Großartige der letzten überträgt ſich auch auf die erſte, die in literariſcher Hinſicht ſelbſt noch Vorzüge vor Braunſchweig behauptet. Zu Wolfenbüttel befindet ſich die weltberühmte Bibliothek, das Denkmahl der Gelehrſamkeit und Liebe zu den Wiſſenſchaften des edeln Herzogs Auguſt († 1666); da die Juſtiz-Collegien und das Conſiſtorium des Landes hier ihren Sitz haben, ſo fehlt es auch nie an gelehrten Männern und bedeutenden Privat-Bibliotheken; kurz, Wolfenbüttel bietet in manchen Beziehungen den wiſſenſchaftlich Gebildeten die Vortheile einer Univerſitäts-Stadt dar, wozu ſie auch Karl Wilhelm Ferdinand, durch die Verlegung der Helmſtedtiſchen Akademie hierher, gern gemacht hätte. In der Zeit, von welcher ich rede, war ihr noch ein neuer außerordentlicher Vortheil geworden: ſie war der Aufenthaltsort von einer bedeutenden Anzahl gebildeter Franzöſiſcher Emigranten, die ſämmtlich in den Geſellſchaften, und vorzüglich in dem Bülow'ſchen Hauſe, Zutritt hatten. Ein reſpectabeler Geiſtlicher, Hr. Truchot, war ſogar

unſer täglicher Tiſchgenoſſe. Abgeſehen von dem groſſen Vortheil, den es für einen jungen Mann haben mußte, ſolche Gelegenheit benutzen zu können, ſich in der Franzöſiſchen Sprache zu vervollkommnen, welche, der Fremdlinge wegen, faſt ausſchließlich in unſern Cirkeln geſprochen wurde, ſo war es doch gewiß auch ein bedeutendes Bildungsmittel, mit Perſonen, die ganz andere Verhältniſſe kennen gelernt hatten, als unſere beſchränkten waren, genauen und täglichen Umgang zu pflegen. Denn es war nicht ſelten, beſonders wenn Beſuch von Braunſchweig (wo es auch nicht an Emigranten fehlte) oder ſogar von dem Hofe Ludwigs XVIII. von Blankenburg angekommen war, daß wir in unſern Theecirkeln zugleich einen Erzbiſchof (den von Rheims), ein Paar Biſchöfe, einen Maréchal de France, und einen Parlaments-Präſidenten erblickten, die ſich dann nicht ſelten mit uns jungen Leuten, die wir ihrer Sprache mächtig waren, und ihren Deductionen und Prophezeiungen achtungsvoll zuhörten, unterhielten. Vorzüglich tritt mir noch jetzt die Perſönlichkeit des Marechal de Caſtries, dem der Herzog eine Wohnung auf dem Schloſſe zu Wolfenbüttel hatte anweiſen laſſen, des Grafen de Caraman, Miniſters am Wiener Hofe nach der Reſtauration, des als Miniſter Ludwigs XVIII. ſo bekannt gewordenen Marquis de Villèle, des Generals

de Vaſſimont, eines gar wunderlichen Mannes, vor Allen aber einer höchſt liebenswürdigen Familie Beauval entgegen, deren ſchöne Töchter ausgezeichnete Harfenſpielerinnen waren.

Unter den Gelehrten Wolfenbüttels jener Zeit ſind billig Trapp und Langer vorzüglich zu erwähnen, zwei Männer von der verſchiedenartigſten Gemüthsbeſchaffenheit, und gänzlich entgegenſtehenden Eigenſchaften; daher ſie denn auch, obwohl Nachbarn auf dem Schloßplatze, nicht den geringſten Umgang mit einander hatten, woran jedoch Langer ganz allein Schuld hatte. — Es iſt nicht möglich, daß es einen humanern, wohlwollendern, ſtets zu Dienſten und Aufopferungen bereitwilligern Mann geben kann, als Trapp war. Ein Freigeiſt im edlen Sinne, war er ein Feind von jedem Pfaffenthume und jeder Art von Verketzerung. In politiſcher Hinſicht war er Republicaner, doch mit den gemäßigtſten Grundſätzen, und dankbar in der trefflichen Adminiſtration Karl Wilhelm Ferdinands das letzte Ziel des Republicanismus, Wohl des Ganzen, erkennend. Er ſtudirte mit Eifer die Kantiſche Philoſophie, wozu er ſchon durch ſein Amt, als Recenſent der allgemeinen Deutſchen Bibliothek in dieſem Fache, aufgefordert wurde, und wozu ihm — da die Schuldirection, zu deren Mitgliede er zugleich mit Campe und Stuve berufen, nicht

zu Stande gekommen, und er alſo ohne öffentliche Geſchäfte war — hinlängliche Zeit nicht fehlte. Zum Lehrer war er im eigentlichſten Sinne geboren, denn er war im Stande, ſtundenlang mit eben dem Eifer uns lehrbegierigen jungen Männern die abſtracteſten Doctrinen der Kantiſchen Philoſophie mit einer Deutlichkeit und Klarheit zu entwickeln, die nichts zu wünſchen übrig ließen, mit welchem er ein fünfjähriges Mädchen leſen lehrte; denn er ließ es ſich nicht nehmen, in ſeiner kleinen Penſionsanſtalt den Elementarunterricht ſelbſt zu ertheilen. Giebt es hienieden wahre Weiſe, ſo war Trapp einer derſelben. Sein Haus, welches von ſeiner geiſtreichen, vielleicht etwas zu gefallſüchtigen Frau in muſterhafter Ordnung erhalten wurde, war der Vereinigungsort der literariſchen jungen Männer Wolfenbüttels. Dieſer Cirkel empfing aber dadurch eine beſondere Bedeutenheit, daß auch Trapp's auswärtige Freunde, als Campe, Fr. Nicolai, Gleim, Eliſe von der Recke u. ſ. w. von Zeit zu Zeit in demſelben erſchienen, und Gelegenheiten zu Familien-Feſten gaben. — Langer dagegen zeigte ſich als den erſten aller Egoiſten. Kaum und nur mit Umſtänden war für Fremde, oft ſelbſt für ſeine Bekannte, Zutritt zu ihm zu erlangen. Stets bei ſeinen Griechiſchen Claſſikern ſitzend, und die Phraſen derſelben mit den Leiſtungen

der Lexicographen vergleichend (denn in das Innere der Schriftsteller ging er weniger hinein), oder für die Göttingenschen gelehrten Anzeigen recensirend, hielt er jede Stunde für verloren, die er einem Fremden amtswegen, als Bibliothekar, aufzuopfern verpflichtet war. Gleich einer Festung war sein Haus verschlossen, und drang ja Jemand, der mit ihm literarische Geschäfte abzumachen hatte, bis zu ihm ein, so fand er einen Unzufriedenen, dem man es leicht ansah, wie leid es ihm that, auf eine Viertelstunde die Feder aus der Hand legen zu müssen. Von Trapp sprach er nur mit Hohn, weil dieser nicht so wie er in den Byzantinern bewandert war. Dieses Leben konnte er denn als unverheirathet in aller Ungestörtheit führen; und wie Jemand nur methodisch grob zu seyn braucht, um seinen Eigenheiten vollständige Anerkennung zu verschaffen, so sah auch Langer die seinigen auf das Vollständigste, selbst von fürstlichen Personen anerkannt. Bei dem Allen liebte doch auch Langer wieder Gesellschaft — weil er eine bedeutende Neigung zu Klatschereien hatte — nur nicht in seinen vier Pfählen. Zu gewissen bestimmten Tagen und Stunden besuchte er ein Paar Häuser, in denen seinen Eigenheiten nichts entgegen geschah, und unterhielt sich da, besonders gern mit ältlichen Damen, über Gegenstände des gemeinen Lebens, sich so bei ei-

ner Pfeife Tabak, die man dem wunderlichen Manne wohl gewährte, abſpannend, um mit neuem Eifer zu ſeinen Studien zurückkehren zu können. Seine Amtsgeſchäfte als Bibliothekar verwaltete er mit der gewiſſenhafteſten Sorgfalt, auch fremden Gelehrten, die ſich ſchriftlich an ihn wandten, die verlangte Auskunft gebend. Er war ein ſtrenger Orthodox, und überhaupt Vertheidiger alter Einrichtungen und Feind aller Neuerer. Man gab ihm Schuld, ins Geheim gegen das ſchöne Geſchlecht nicht gleichgültig zu ſeyn, und in dieſer Beziehung ſich nicht über das, was Göthe von ihm berichtet hat beklagen zu können. — Dieſes eingezogenen Lebens ungeachtet konnte man Langer genau kennen lernen. Er verfehlte nämlich nicht, täglich zu einer gewiſſen Stunde, ſeinen Spaziergang um den Wall zu machen. Hier ſchloß er ſich gern an, und machte aus ſeinem Innern nicht das geringſte Hehl. Hier ging es denn auch recht tüchtig über Martini-Laguna und andere Gelehrte her, die in der Rückſendung geliehener Handſchriften ſich ſaumſelig finden ließen: denn Langer war die perſonificirte Ordnungsliebe. — In ſeiner Kleidung hatte er ſeit ſeinen Leipziger Jahren, in denen ihn Göthe kannte, keine Veränderung getroffen; als ein lebendiges Bild einer früheren Zeit ſah man ihn Sommers in einem geſtreiften ſeidenen

der ich das zarte Gedicht ſang, welches vor meinem Tibull zu leſen iſt, den ich zu jener Zeit vollendete, und welches ich hier nebſt einem in gleicher Stimmung gedichteten Sonnette, folgen laſſe:

Du, die mit mehrerm Recht die Sternen-Sphäre,
Als hier die niedere Welt, die Ihre nennt,
Vom Himmel uns geliehn, daß er uns lehre
Den Abſtand, der von Engeln Menſchen trennt,

Olympia, nimm gütig auf die Lieder,
Wenn gleich wie dort die Liebe hier nicht ſingt:
So leg' ich ſie auf den Altar Dir nieder,
Wie Himmliſchen man Erden-Opfer bringt.

Sonnett.

Deiner Saiten Klagen, holdes Weſen,
Haben mir das Inn're tief durchbebt:
Jeder Laut, der Deiner Harf' entſchwebt,
Läßt in Deiner ſchönen Seele leſen.

Als im Sternenraume Du geweſen,
Eh' Du hier, in dieſer Welt gelebt,
Haſt Du Engeltönen nachgeſtrebt;
Mädchen ſingen ſo nicht, die verweſen.

O vergiß es, Theure, wo Du lebteſt,
Denk', daß Du zu dieſer kalten Erde
Nur der Menſchen wegen niederſchwebteſt.

Daß Olympia hier Muſter werde,
Mußte ſie von Edens Fluren ſchwinden,
Nicht, um frohe Tage ſelbſt zu finden.

Mit Recht sagt jedoch Bürger:

Lieb' entzündet Gegenliebe,
Und entflammt zur Feuersbrunst,
Was ein Aschenfünkchen bliebe.

Diese Gegenliebe glaubte ich nicht zu finden, Philippine schien mir kalt und mich gleichsam verschmähend. So verlöschte denn allmählig meine Flamme, um für Amalien, so hieß ihre zweite Schwester, bei der ich Gegenliebe zu finden glaubte, zur Feuersbrunst aufzulodern. Jetzt war also an keine Reise nach Italien mehr zu denken: ich wohnte mit meiner Geliebten in demselben Hause, und mein ganzes Bestreben ging auf ihren Besitz, ein Ziel, dem sich jedoch die größten Hindernisse, sowohl von Seiten ihrer Mutter als meines Vaters, entgegenstellten; wie es denn auch allerdings bedenklich scheinen mußte, einem jungen, noch ohne Besoldung von väterlicher Unterstützung lebenden Manne, nahe Hoffnungen, wie ich sie hegte, zu gewähren. Doch gewiß ist das Sprichwort wahr: »Liebe besiegt Alles.« — Nicht nur siegte unsere Liebe über alle Hindernisse, sondern sie wurde mir auch die Veranlassung zu der eigenthümlichen Richtung meiner Laufbahn im öffentlichen Dienste.

Den Launen der sonst vortrefflichen Mutter meiner Amalie entfliehend, hatte ich meine bisherige Wohnung

verlaſſen, und mir ein anderes Quartier gemiethet, wo ich einſam auf meinem Zimmer ſpeiſete, doch nicht minder meine Geliebte ſtets im Sinne habend, die ich jetzt nur ſelten in ihrem Hauſe, öfter aber an dritten Orten ſah und ſprach. Dazu waren wir in einem ununterbrochenen Briefwechſel, von dem denn freilich die Frau Mamma nichts wiſſen durfte, den aber eine alte ehrwürdige Tante Amaliens, die zu Braunſchweig wohnte, kannte und nicht mißbilligte. Mit welchem Feuer iſt dieſer Briefwechſel geführt, der mir noch vollſtändig vorliegt, und zu welchen glühenden Gedichten begeiſterte mich meine Liebe! So ging das Jahr 1797 und ein Theil des Jahres 1798 hin, in deſſen Beginne ich eine Reiſe nach Berlin machte, um meinem Bruder Heinrich eine Anſtellung als Referendar zu verſchaffen, wozu mir der Chef der Juſtizcanzlei Cramer zu Wolfenbüttel ein Empfehlungsſchreiben an den Großcanzler von Goldbeck mitgegeben hatte. Ein Plan, der vollkommen gelang, wie ich in dem Nekrolog meines verewigten Bruders in den »Zeitgenoſſen« (No. XXV. XXVI. 1832) ausführlich erzählt habe. — Doch ich mußte zum Ziele kommen, denn es war wiederum faſt ein Jahr hingegangen, ohne daß ſich nähere Hoffnungen zeigten, und zu dieſem Ziele gelangte ich durch einen Schritt, der wenigſtens kein ganz gewöhnlicher iſt.

Ich schilderte meine ganze Lage, meine Qualen und meine Hoffnungen, in einem ehrfurchtsvoll-vertraulichen Schreiben, meinem großen Fürsten, dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand, und bat um die Verleihung einer Rathsstelle mit Besoldung bei der Justiz-Canzlei oder dem Consistorium. Dem Herzoge war nicht unbekannt, was Liebe sey, er war mir schon längst gewogen, er achtete die Familie meiner Geliebten, er wußte, daß mir, so gut als meinem Bruder, der Preußische Staatsdienst offen stehe: so war er daher schnell geneigt, mir zu helfen, und ich empfing durch seinen entscheidenden Einfluß einen Posten, welcher noch bei weitem vortheilhafter war, als die, worum ich gebeten hatte; er schlug mich nämlich seiner Frau Schwester, der Prinzessinn Auguste, Aebtissinn des damahligen Reichsstiftes Gandersheim, zu dem erledigten Posten eines Abteirathes vor. Ich mußte der Prinzessinn meine Aufwartung machen; sie sprach mit mir von meinen Reisen und schriftstellerischen Bestrebungen, auch über meine Liebe, und ich wurde zu ihrem Abteirathe, d. i. zum Chef der ganzen sehr bedeutenden Abteilichen Verwaltung ernannt, wodurch denn Gandersheim mein künftiger Wohnsitz werden mußte.

Vereint mit dem geliebten Gegenstande meiner feurigsten Wünsche Wolfenbüttel mit einer kleinen abge-

legenen Stadt zu vertauſchen, konnte ich mir ſchon gefallen laſſen. Unter andern Umſtänden wäre der Tauſch aber keineswegs ein erfreulicher geweſen. Wolfenbüttel und Braunſchweig, nur zwei Stunden Weges von einander entfernt liegend, werden gleichſam als *eine* Stadt angeſehen. Das Großartige der letzten überträgt ſich auch auf die erſte, die in literariſcher Hinſicht ſelbſt noch Vorzüge vor Braunſchweig behauptet. Zu Wolfenbüttel befindet ſich die weltberühmte Bibliothek, das Denkmahl der Gelehrſamkeit und Liebe zu den Wiſſenſchaften des edeln Herzogs Auguſt († 1666); da die Juſtiz-Collegien und das Conſiſtorium des Landes hier ihren Sitz haben, ſo fehlt es auch nie an gelehrten Männern und bedeutenden Privat-Bibliotheken; kurz, Wolfenbüttel bietet in manchen Beziehungen den wiſſenſchaftlich Gebildeten die Vortheile einer Univerſitäts-Stadt dar, wozu ſie auch Karl Wilhelm Ferdinand, durch die Verlegung der Helmſtedtiſchen Akademie hierher, gern gemacht hätte. In der Zeit, von welcher ich rede, war ihr noch ein neuer außerordentlicher Vortheil geworden: ſie war der Aufenthaltsort von einer bedeutenden Anzahl gebildeter Franzöſiſcher Emigranten, die ſämmtlich in den Geſellſchaften, und vorzüglich in dem Bülow'ſchen Hauſe, Zutritt hatten. Ein reſpectabeler Geiſtlicher, Hr. Truchot, war ſogar

unſer täglicher Tiſchgenoſſe. Abgeſehen von dem groſſen Vortheil, den es für einen jungen Mann haben mußte, ſolche Gelegenheit benutzen zu können, ſich in der Franzöſiſchen Sprache zu vervollkommnen, welche, der Fremdlinge wegen, faſt ausſchließlich in unſern Cirkeln geſprochen wurde, ſo war es doch gewiß auch ein bedeutendes Bildungsmittel, mit Perſonen, die ganz andere Verhältniſſe kennen gelernt hatten, als unſere beſchränkten waren, genauen und täglichen Umgang zu pflegen. Denn es war nicht ſelten, beſonders wenn Beſuch von Braunſchweig (wo es auch nicht an Emigranten fehlte) oder ſogar von dem Hofe Ludwigs XVIII. von Blankenburg angekommen war, daß wir in unſern Theecirkeln zugleich einen Erzbiſchof (den von Rheims), ein Paar Biſchöfe, einen Maréchal de France, und einen Parlaments-Präſidenten erblickten, die ſich dann nicht ſelten mit uns jungen Leuten, die wir ihrer Sprache mächtig waren, und ihren Deductionen und Prophezeiungen achtungsvoll zuhörten, unterhielten. Vorzüglich tritt mir noch jetzt die Perſönlichkeit des Marechal de Caſtries, dem der Herzog eine Wohnung auf dem Schloſſe zu Wolfenbüttel hatte anweiſen laſſen, des Grafen de Caraman, Miniſters am Wiener Hofe nach der Reſtauration, des als Miniſter Ludwigs XVIII. ſo bekannt gewordenen Marquis de Villèle, des Generals

de Vaſſimont, eines gar wunderlichen Mannes, vor Allen aber einer höchſt liebenswürdigen Familie Beauval entgegen, deren ſchöne Töchter ausgezeichnete Harfenſpielerinnen waren.

Unter den Gelehrten Wolfenbüttels jener Zeit ſind billig Trapp und Langer vorzüglich zu erwähnen, zwei Männer von der verſchiedenartigſten Gemüthsbeſchaffenheit, und gänzlich entgegenſtehenden Eigenſchaften; daher ſie denn auch, obwohl Nachbarn auf dem Schloßplatze, nicht den geringſten Umgang mit einander hatten, woran jedoch Langer ganz allein Schuld hatte. — Es iſt nicht möglich, daß es einen humanern, wohlwollendern, ſtets zu Dienſten und Aufopferungen bereitwilligern Mann geben kann, als Trapp war. Ein Freigeiſt im edlen Sinne, war er ein Feind von jedem Pfaffenthume und jeder Art von Verketzerung. In politiſcher Hinſicht war er Republicaner, doch mit den gemäßigtſten Grundſätzen, und dankbar in der trefflichen Adminiſtration Karl Wilhelm Ferdinands das letzte Ziel des Republicanismus, Wohl des Ganzen, erkennend. Er ſtudirte mit Eifer die Kantiſche Philoſophie, wozu er ſchon durch ſein Amt, als Recenſent der allgemeinen Deutſchen Bibliothek in dieſem Fache, aufgefordert wurde, und wozu ihm — da die Schuldirection, zu deren Mitgliede er zugleich mit Campe und Stuve berufen, nicht

zu Stande gekommen, und er also ohne öffentliche Geschäfte war — hinlängliche Zeit nicht fehlte. Zum Lehrer war er im eigentlichsten Sinne geboren, denn er war im Stande, stundenlang mit eben dem Eifer uns lehrbegierigen jungen Männern die abstractesten Doctrinen der Kantischen Philosophie mit einer Deutlichkeit und Klarheit zu entwickeln, die nichts zu wünschen übrig ließen, mit welchem er ein fünfjähriges Mädchen lesen lehrte; denn er ließ es sich nicht nehmen, in seiner kleinen Pensionsanstalt den Elementarunterricht selbst zu ertheilen. Giebt es hienieden wahre Weise, so war Trapp einer derselben. Sein Haus, welches von seiner geistreichen, vielleicht etwas zu gefallsüchtigen Frau in musterhafter Ordnung erhalten wurde, war der Vereinigungsort der literarischen jungen Männer Wolfenbüttels. Dieser Cirkel empfing aber dadurch eine besondere Bedeutenheit, daß auch Trapp's auswärtige Freunde, als Campe, Fr. Nicolai, Gleim, Elise von der Recke u. s. w. von Zeit zu Zeit in demselben erschienen, und Gelegenheiten zu Familien-Festen gaben. — Langer dagegen zeigte sich als den ersten aller Egoisten. Kaum und nur mit Umständen war für Fremde, oft selbst für seine Bekannte, Zutritt zu ihm zu erlangen. Stets bei seinen Griechischen Classikern sitzend, und die Phrasen derselben mit den Leistungen

der Lexicographen vergleichend (denn in das Innere der Schriftsteller ging er weniger hinein), oder für die Göttingenschen gelehrten Anzeigen recensirend, hielt er jede Stunde für verloren, die er einem Fremden amtswegen, als Bibliothekar, aufzuopfern verpflichtet war. Gleich einer Festung war sein Haus verschlossen, und drang ja Jemand, der mit ihm literarische Geschäfte abzumachen hatte, bis zu ihm ein, so fand er einen Unzufriedenen, dem man es leicht ansah, wie leid es ihm that, auf eine Viertelstunde die Feder aus der Hand legen zu müssen. Von Trapp sprach er nur mit Hohn, weil dieser nicht so wie er in den Byzantinern bewandert war. Dieses Leben konnte er denn als unverheirathet in aller Ungestörtheit führen; und wie Jemand nur methodisch grob zu seyn braucht, um seinen Eigenheiten vollständige Anerkennung zu verschaffen, so sah auch Langer die seinigen auf das Vollständigste, selbst von fürstlichen Personen, anerkannt. Bei dem Allen liebte doch auch Langer wieder Gesellschaft — weil er eine bedeutende Neigung zu Klatschereien hatte — nur nicht in seinen vier Pfählen. Zu gewissen bestimmten Tagen und Stunden besuchte er ein Paar Häuser, in denen seinen Eigenheiten nichts entgegen geschah, und unterhielt sich da, besonders gern mit ältlichen Damen, über Gegenstände des gemeinen Lebens, sich so bei ei-

ner Pfeife Tabak, die man dem wunderlichen Manne wohl gewährte, abſpannend, um mit neuem Eifer zu ſeinen Studien zurückkehren zu können. Seine Amtsgeſchäfte als Bibliothekar verwaltete er mit der gewiſſenhafteſten Sorgfalt, auch fremden Gelehrten, die ſich ſchriftlich an ihn wandten, die verlangte Auskunft gebend. Er war ein ſtrenger Orthodox, und überhaupt Vertheidiger alter Einrichtungen und Feind aller Neuerer. Man gab ihm Schuld, ins Geheim gegen das ſchöne Geſchlecht nicht gleichgültig zu ſeyn, und in dieſer Beziehung ſich nicht über das, was Göthe von ihm berichtet hat beklagen zu können. — Dieſes eingezogenen Lebens ungeachtet konnte man Langer genau kennen lernen. Er verfehlte nämlich nicht, täglich zu einer gewiſſen Stunde, ſeinen Spaziergang um den Wall zu machen. Hier ſchloß er ſich gern an, und machte aus ſeinem Innern nicht das geringſte Hehl. Hier ging es denn auch recht tüchtig über Martini-Laguna und andere Gelehrte her, die in der Rückſendung geliehener Handſchriften ſich ſaumſelig finden ließen: denn Langer war die perſonificirte Ordnungsliebe. — In ſeiner Kleidung hatte er ſeit ſeinen Leipziger Jahren, in denen ihn Göthe kannte, keine Veränderung getroffen; als ein lebendiges Bild einer früheren Zeit ſah man ihn Sommers in einem geſtreiften ſeidenen

Hofrocke, friſirt und mit einem Haarbeutel; im Winter aber im Ueberrocke, mit einer Taille von der Länge, wie ſie in den 70ger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach dem neueſten Geſchmacke geweſen war.

Doppelt werth war mir Wolfenbüttel dadurch geworden, daß mein Freund Hoyer nach dem Tode ſeines Vaters dieſe Stadt, allein aus Freundſchaft für mich, zu ſeinem Aufenthaltsorte gewählt, hier ein Haus gekauft und ſo recht zu einem Muſenſitze eingerichtet hatte.

Bei einem Juſtiz-Collegio angeſtellt, konnte man kaum daran zweifeln, daß ich in dieſer Stadt meine Dienſt- und Lebensbahn vollenden würde: wir waren alſo, nach unſerer Meinung, für das Leben vereint. Hoyer hatte ſich eine Canonicats-Präbende bei dem Stifte St. Sebaſtiani zu Magdeburg gekauft, und lebte nun, ganz nach ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit, den Wiſſenſchaften und den Freunden; vor Allem aber an dem, was mich betraf, den innigſten Antheil nehmend. Welche köſtliche Abende waren es, wo wir mit unſerm gemeinſchaftlichen Freunde, dem Hofrathe von Knieſtedt (meinem nachherigen Schwager, dem ich in Spangenberg's vaterländiſchem Archive ein freundſchaftliches Denkmahl geſetzt habe), Klopſtock's Oden mit einander laſen! Solche Abende kommen nicht wieder, und nur mit inniger Wehmuth

— denn die Freunde sind abgeschieden — kann man sie in das Gedächtniß zurückrufen.

Verhältnisse dieser Art wurden zerrissen: aber die Geliebte war gewonnen; dieses ersetzte Alles.

Meine Verbindung mit Amalie v. Bülow wurde am 2ten April 1799 zu Wolfenbüttel, in Gegenwart meiner von Braunschweig herübergekommenen Aeltern, Geschwister und vieler Verwandten und Freunde gefeiert. Mit allem zu einer Haushaltung Gehörigen wohl und recht elegant ausgestattet, zogen wir nun nach Gandersheim, wo wir am 7ten April eintrafen, und bis zur Einrichtung unserer eigenen Wohnung, einer Stifts-Curie, auf der Abtei unser Quartier angewiesen bekamen.

Gandersheim ist ein uralter, zwischen den Vorgebirgen des Harzes gelegener, ziemlich düsterer Ort von ein Paar tausend Einwohnern, der nichts als eine arme Landstadt gewesen wäre, wenn das »kaiserliche frei-weltliche Stift Gandersheim« hier nicht seinen Sitz gehabt hätte. Dieses, dem Namen nach reichsunmittelbar — wie denn auch die Aebtissinn einen Comitial-Gesandten zu Regensburg besoldete — hatte in den neuern Zeiten fast alle seine Prärogativen, eine nach der andern, eingebüßt, und war nicht viel mehr, als ein Braunschweigisches Landesstift geworden. (Jetzt ist es

bekanntlich säculariſirt.) Nur der Fürſtinn-Aebtiſſinn, die in der Regel eine Prinzeſſinn von Braunſchweig war, machte man die Reichsunmittelbarkeit nicht ſtreitig; nichts konnte aber ungewiſſer, ſchwankender und controverſer ſeyn, als die Verhältniſſe des Capitels (das zur Hälfte aus Canoniſſinnen, welche unmittelbare Reichsfürſtinnen oder Gräfinnen ſeyn mußten, und zur Hälfte aus Capitularen beſtand) zu dem Hauſe Braunſchweig und zu den Landes-Juſtiz-Behörden. Eben dieſe Verhältniſſe machten das Amt des Abteiraths, der ganz die Geſchäfte eines abteilichen Canzlers verſah, im höchſten Grade ſchwierig. Mir war dieſes ſchon ganz recht, denn indem ich die Prärogativen des Stifts gegen die ſteten Eingriffe der Braunſchweigiſchen Behörden vertheidigte, wobei es denn auch an Streitigkeiten zwiſchen der Abtei und dem Capitel nicht mangelte (welchem Allen, ſo recht auf reichstägige Weiſe, eine große Wichtigkeit beigelegt wurde), hielt ich mich für eine Art Diplomaten. In der That bedarf es aber auch weder einer geringern Geſchicklichkeit noch Thätigkeit, Intereſſen dieſer Art durchzufechten, als zu wichtigen politiſchen Unterhandlungen gehört. Im Gegentheile iſt eine größere Maſſe hiſtoriſcher Kenntniſſe erforderlich, verwickelte Verhältniſſe der Art ins Klare zu ſetzen, und ſie durch die geeigneten Mittel geltend zu machen, als, unterſtützt

von einer tüchtigen Macht, über den Besitz ganzer Provinzen zu unterhändeln. Eine der gewöhnlichen Täuschungen der Menschen ist es, von der Größe des Gegenstandes auf die Größe der Mittel zurückzuschließen, welche angewendet werden mußten, ihr Ziel zu erreichen. Wenn ein Minister Napoleons durch einen Federstrich eine Provinz gewinnen konnte, so hat der Minister eines kleinen Fürsten oft den größten Aufwand von Genie und Kraft nöthig, um eine unbedeutende Grenzberichtigung zu bewirken. Dazu stand ich nun zu Gandersheim, als oberster Geschäftsführer der Aebtissinn, ganz allein, ohne allen Beirath, und belastet mit der ganzen Responsabilität meiner Handlungen Dieses ist mir für das ganze folgende Leben von eminentem Nutzen gewesen: ich gewöhnte mich auf diese Weise, selbstständig zu handeln, und zu schnellen Entschließungen und raschen Maaßregeln nie in Verlegenheit zu seyn. Ich schweige hier von allem Dem, was ich zu Gandersheim für Kirchen und Schulen, für die Emporbringung der Domainen und Holzungen, die Ordnung der weitläufigen und wichtigen Archive, und überhaupt zum gemeinen Nutzen wirkte; das Meiste davon ist, bei gänzlich veränderten Verhältnissen, untergegangen; für mich aber brachte es den großen Vortheil, daß ich dadurch nicht allein in der öffentlichen Meinung,

ſondern auch in der des Herzogs und der Fürſtinn-Aebtiſſinn immer höher ſtieg.

Das geſellige Leben zu Gandersheim war ganz eigenthümlicher Beſchaffenheit: es war zugleich hofmäßig und kleinſtädtiſch. Das Damen-Capitel (das ſogenannte Capitulum illustre) beſtand aus der Dechantinn, einer Prinzeſſinn von Sachſen-Coburg-Saalfeld, einer Tochter des damahls regierenden Herzogs von Coburg, und einigen Canoniſſinnen aus unmittelbaren fürſtlichen und reichsgräflichen Familien. Bei dieſen Damen herrſchte ein alterthümlicher Hofton. Man konnte ſich in die Zeiten Herzogs Anton Ulrichs (zum Anfang des Jahrhunderts) zurückverſetzen. Die Soirées (wie man jetzt zu ſagen pflegt), zu denen die Honoratioren Gandersheims, vorzüglich die Stiftsherrn, nach der Reihe geladen wurden, hatten ihren Anfang um zwei Uhr Nachmittags, und begannen mit einem ganz vortrefflichen und reichlichen Kaffee, zu welchem äußerſt ſolides Backwerk umhergereichet ward. Die Geſpräche, welche mit der größten Reverenz gegen die Durchlauchtigen und Erlauchten Damen geführt wurden, drehten ſich in dem Cirkel der Stifts-Ereigniſſe, der Gandersheimiſchen Stadtvorfälle, und auch wohl, wenn man ſich etwas höher als gewöhnlich verſtieg, der Zeitungs-Politik. Gegen vier Uhr ſetzte ſich die Geſellſchaft zum Spiel, wobei ſüße Weine herum-

gegeben wurden. Zuletzt erschien der Thee, der wiederum keinesweges ohne substantiellere Begleitung war. Unglücklicher Weise habe ich nun niemahls ein Kartenspiel begreifen können oder wollen: da ging denn die herablassende Güte der illustern Damen so weit, daß mir zu Ehren ein Würfelspiel an die Tagesordnung kam, welches den Namen Campana e martello führte, und das vom Rheine her von einer der Gräfinnen in Gandersheim eingebürgert war. Man kann sich denken, was ich bei diesen Zusammenkünften ausstand, ohne doch das Geringste von meiner Langenweile mir merken lassen zu dürfen. Und welch ein Unrecht wäre dieses auch gewesen! Die Prinzessinn-Dechantinn, eine ungefähr 50jährige Dame, war die Herzensgüte, die Frömmigkeit und der Edelmuth selbst. Mehr für Andere, besonders für Nothleidende, als für sich lebend, und stets dahin strebend, Menschen-Elend zu lindern, fand sie in diesen stillen und einförmigen Gesellschaften ihre Erholung und unschuldige Freude. Die übrigen erlauchten Damen theilten diese Art zu leben gern mit einer so respectabeln Fürstinn.

Eine solche Lebensweise wurde zweimahl im Jahre unterbrochen, nämlich im Frühjahr und im Herbste, wenn die Fürstinn-Aebtissinn (Auguste Dorothea), die zu Braunschweig mit ihrer Mutter, der verwittweten Herzoginn Philippine Charlotte, einen gemein-

ſchaftlichen Hofſtaat hatte, nach Gandersheim kam, um dort einige Wochen Reſidenz zu halten. Dann nahm das Ganze das Anſehn eines bedeutenden fürſtlichen Hofes an. Fremde aus der Nachbarſchaft machten der Fürſtinn ihre Aufwartung und wurden zur Tafel gezogen, die unermeßlichen Gänge der alten Abtei hallten zurück von ankommenden Fremden und umherlaufenden Dienern: man glaubte in das Hoflager eines regierenden Fürſten verſetzt worden zu ſeyn. Vorzüglich ging aber alsdann Alles auf das feierlichſte her, wenn der König von Preußen die von der Abtei Gandersheim relevirenden Lehne durch eine eigene Geſandtſchaft empfing, oder wenn das hoch- und wohlwürdige Capitel belehnt wurde, wobei die Aebtiſſinn auf ihrem Throne, im großen Audienzſaale, umgeben von dem Capitel, in feierlichem Ernſte ſaß, der Abteirath aber (die Stelle eines Canzlers vertretend) zur Seite der geiſtlichen Fürſtinn ſtehend, die hergebrachten Reden hielt und den Belehnungs-Act in ihrem Namen vollzog. Dieſes waren Ueberreſte aus dem Mittelalter, von denen jetzt wenig oder gar keine Spuren mehr vorhanden ſind. Zu ſolchen mittelalteriſchen Ueberreſten gehörten auch die feierlichen Gerichte, die ich, umgeben von den Schöppen, jährlich auf einem alterthümlichen Gerichtsſaale zu hegen und zu halten hatte, bei welchen es an allen den

Formeln und Gebräuchen nicht fehlte, die wir in alten Gerichtsordnungen noch lesen. — Wie ein Traum ist mir dieses in der jetzigen Zeit: es ist auf ewig untergegangen. Damahls fand ich an diesen alten Formen ein solches Behagen, daß ich es für eine Verletzung der Dienstpflicht gehalten haben würde, darin das Geringste abzuändern oder zu versäumen.

Aber auch meine alten Freunde und Bekannte fehlten mir nicht ganz. Hoyer, mit dem ich in ununterbrochenem Briefwechsel stand, war bisweilen wochenlang bei mir, und da wurden denn Excursionen durch die Gebirge nach Clausthal und Zellerfeld (dem frühern Wohnort meiner Frau) veranstaltet; denn ohne Bergreisen kann ich so wenig leben, daß ich hier zum Voraus bemerke, mehr als vierzig Mahl, und selbst mitten im Winter, auf dem vaterländischen Brocken gewesen zu seyn. Auch Kniestedt fehlte nicht; und eben bei einem solchen Besuche war es, daß er sich in meine schöne und liebenswürdige Schwiegerinn Luise verliebte, die bald nachher seine Gattinn wurde, und mit welcher er bis zu seinem Tode ein äußerst glückliches Leben geführt hat. Philippine, die schon erwähnte älteste Schwester meiner Frau, jetzt meine schwesterliche Freundinn, stets getreu ihrem sanften, stillen und frommen Wesen, steurte, wo es nöthig war, unserm jugendlichen Uebermuthe,

und gehörte wesentlich dazu, das Bild unsers frohen Daseyns zu vollenden.

So war das Wolfenbüttelsche Leben doch auch zu Gandersheim, obwohl in Unterbrechungen, fortgesetzt; gekrönt wurde aber das Ganze und der Jubel der Freunde war allgemein, als Amalia mir am Ende des Jahres den ersten Sohn gebar, welcher am 1sten Januar 1800 getauft wurde.

Auch meine literarischen Beschäftigungen waren zu Gandersheim dieselben geblieben. Ich vollendete die metrische Uebersetzung des ersten Buches der Elegieen des Properz, welche ich Klopstock dedicirte, aus Dankbarkeit, daß er die Zuschrift »an Olympien« vor meinem Tibull mit solchem Gefallen aufgenommen, daß er mir den Antrag that, »ihn zum nähern Vertrauten meiner Liebe zu machen.« Der Druck des Büchleins verzögerte sich aber leider so sehr, daß bei seiner Beendigung Klopstock bereits gestorben war († 14. März 1803); welches mich um so mehr mit Kummer erfüllte, da ich, in der Verlegenheit, was ich von meiner Liebe dem großen Manne berichten solle — die, wie ich erzählt habe, eine Wendung bekommen hatte, die, nach seiner Art zu lieben, ihm wenig gefallen konnte — auf die freundliche Zuschrift gar nicht geantwortet hatte. Ich setze diese ihrer Eigenthümlichkeit wegen hierher.

„Herr Klopstock an den Herrn von Strombeck.“ (sic.)

„Sie haben mir durch Uebersendung Ihres Tibulls ein doppeltes Vergnügen gemacht. Das zweite ist, dafs Sie mich zugleich Antheil an Ihrer Liebe nehmen lassen. Dafs dieser Antheil nicht klein sey, zeige ich Ihnen dadurch, dafs ich Sie bitte, mich, wenn es Olympia erlaubt, zum noch näheren Vertrauten Ihrer Liebe zu machen, als Sie gethan haben. Ich bin schon oft in meinem Leben Vertrauter von Liebenden gewesen; und ich darf sagen, dafs ich es auch durch Mitempfindung und Verschwiegenheit verdient habe.“

„Hamburg, den 15. März 1800.“

Klopstock's mir heiliges Andenken habe ich nachher in folgenden Versen gefeiert:

Gleim und Klopstock, verklärte Geister.

Ha, wer steigt dort empor an dem glänzenden Pfade des Himmels?
Welch ein strahlender Geist kommt zu der Seligen Sitz? —
Hört, melodischer rauscht der Gesang der rollenden Sphären,
Und „Willkommen“ ertönt fröhlich die himmlische Ley'r.
— Seelenerhebender Anblick des Weltalls! Unter mir Sonnen!
Erde, wo bliebst denn du? Erde, wo schwandest du hin?

Liebende Freunde, dort unten . . . . Doch, ſchon erblick' ich den Wohnſitz
Seliger Geiſter, wie mir oft ihn die Muſe gezeigt. —
Wie, mein Klopſtock! Du? . . ſo bald? . . . — Biſt Du's, o verklärter
Gleim, dem die Freunde noch ſtets weinen der Thränen ſo viel?
Ach, unnennbare Wonne des Wiederſehens? Erfüllung
Himmliſcher Ahnungen, ſchon irdiſchen Weſen ſo ſüß! —
Und es umſchlangen ſich nun mit unſterblichen Armen die Freunde:
Leuchtend, ein Doppelgeſtirn, ſchwebten zum Thron ſie hinauf.

Die Stiftsſchule zu Gandersheim, damahls eine Anſtalt, von welcher die Schüler unmittelbar die Univerſität beziehen konnten, hatte zum Rector einen Gelehrten, den Magiſter Gödecke, der als Kenner der Griechiſchen Sprache (ſelbſt nach ſeines großen Lehrers Heyne Urtheil) in Deutſchland kaum übertroffen wurde, und der einen ganz andern Poſten verdiente, als er nachher — als Rector zu Nordheim — erhalten hat. Eine ſolche Gelegenheit, Fortſchritte in der Griechiſchen Sprache zu machen, vorübergehen zu laſſen, wäre unverzeihlich geweſen: ich benutzte ſie alſo auf das eifrigſte, indem ich Unterricht bei Gödecken nahm, deſſen Methode, die Schwierigkeiten der ſchönen und vollkommenen Sprache aus dem Wege zu räumen, nicht zweckmäßiger ſeyn konnte.

In einem Leben der geſchilderten Art verſtrich das Jahr 1800. — Das folgende ſollte große Veränderungen für mich herbeiführen.

Der Tod der verwittweten Herzoginn Philippine Charlotte (Anfangs des Jahrs 1801), der Mutter meiner Fürſtinn, machte es dieſer nothwendig, eine eigene Hofhaltung zu Braunſchweig für ſich einrichten zu laſſen, wozu der Herzog, ihr Bruder, bedeutende Zuſchüſſe gab; ihr Vermögen hatte durch die Erbſchaft einen beträchtlichen Zuwachs erhalten; die Erbauseinanderſetzung mit den übrigen fürſtlichen Erben war nicht ohne Schwierigkeit, und war mir übertragen: — Alles dieſes waren Umſtände, welche es der Fürſtinn wünſchenswerth machten, mich künftig in ihrer Nähe zu haben. Es wurde mir daher zur Pflicht gemacht, meinen Aufenthalt, ſobald als es thunlich, zu Braunſchweig zu nehmen, und ich empfing in dieſer Rückſicht eine ſehr bedeutende Beſoldungs-Zulage. Meine Geſchäfte blieben im Ganzen dieſelben: ich ſtand den ſämmtlichen Angelegenheiten der Fürſtinn, ſowohl zu Gandersheim als zu Braunſchweig, vor, und dirigirte zugleich ihren auf einen ſehr anſtändigen Fuß eingerichteten Hofſtaat. Zu Gandersheim wurden die Angelegenheiten, die ich mir nicht vorbehalten hatte, durch einen Rath, deſſen Vorſchlag mir überlaſſen war, beſorgt, der nur an mich be-

richtete, und von mir seine Anweisungen bekam. — Aber auch der Jurisprudenz entfremdete ich mich nicht; denn als ordentliches Mitglied des Hofgerichts zu Wolfenbüttel von der ritterschaftlichen Curie, wozu mich der Herzog, in dessen besonderer Gunst ich fortdauernd stand, damahls ernannt hatte, besuchte ich wiederum regelmäßig die Gerichts-Diäten, von denen ich mich während meines Aufenthalts zu Gandersheim — so lange ich nur außerordentliches Mitglied des Gerichts war — hatte dispensiren lassen. Um so wünschenswerther mußte es mir aber seyn, künftig zu Braunschweig zu wohnen, da mein ehrwürdiger Vater um diese Zeit (17. Apr. 1801) gestorben war, meine so innig von uns Kindern geliebte Mutter Rath und Beistand forderte und bedurfte, die Besitzungen, welche mir durch den Tod des Vaters zufielen, aber nur mit Schwierigkeit von Gandersheim aus hätten benutzt und verwaltet werden können; da ferner ich so wieder in die Nähe meiner Freunde und Verwandten kam; vor allen aber in die Umgebung einer Fürstinn, die mich mit einer Güte und einem Wohlwollen behandelte, welches sie so oft Freundschaft zu nennen geruhte, und welche es würdig ist, der Nachwelt (wenn nur diese Blätter auf solche zu gelangen Hoffnung hätten) als eine der edelsten ihres Geschlechts geschildert zu werden.

Auguſte Dorothea, Tochter Herzogs Karl von Braunſchweig, war am 2ten October 1749 geboren, und alſo zu jener Zeit ſchon über funfzig Jahre alt. Mit eben der ausgezeichneten Sorgfalt als ihre übrigen fürſtlichen Geſchwiſter erzogen und unterrichtet, — unter denen man nur die Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand, Friedrich von Oels, den Menſchenfreund Leopold und die Regentinn-Mutter, Amalia von Weimar, zu nennen braucht, um an das Edelſte, was Deutſchland je hervorgebracht hat, zu erinnern, — glänzte ſie doch noch weit mehr durch dasjenige, was ihr eine gütige Natur ſo reichlich verliehen, als durch das, welches ſie erlernet hatte. Ihr Auge und ihr Profil erinnerten ſofort an ihren großen Oheim Friedrich den Zweiten von Preußen, deſſen Liebling ſie geweſen war, — mehr aber vielleicht, als Geſicht und Blick, der treffende Witz, der ihre heitere Unterhaltung zu der angenehmſten machte, die man ſich denken kann. So war es denn nicht zu verwundern, daß der regierende Herzog, ihr Bruder, den ſie ganz unausſprechlich liebte, ſich ſo ſehr in ihrer Geſellſchaft gefiel, daß es ihm ſchon eine Ewigkeit dünkte, wenn Auguſte (wie er ſie zutraulich nannte) länger als ein Paar Wochen abweſend war. Daher kam es denn auch, daß, ſo lange der Herzog lebte, ſie nicht zu Gandersheim ihre Reſidenz hielt, wie doch die Stifts-Sta-

tuten vorſchrieben. Ihre Verſe, die ſie mit der größten Leichtigkeit, doch nur in Franzöſiſcher Sprache, machte, und von denen ich eine Sammlung, nebſt vielen Hunderten an mich gerichteter Briefe, als ein Heiligthum aufbewahre, ſprudelten von Witz und einer harmloſen Satyre. — Aber ihr Herz übertraf noch den Geiſt. Von ihren bedeutenden Einkünften behielt ſie am Ende des Jahres nicht nur nichts übrig, ſondern auch oft war ſie in einer Art von Geldverlegenheit: nicht daß ſie für ſich irgend etwas Bedeutendes aufgewendet hätte, — ihre Kleidung war die einfachſte von der Welt, gewöhnlich ein ſilbergraues ſeidenes Kleid, und nie habe ich ſie mit einem Diamant-Schmuck oder einer Perlenſchnur geſehn, — ſondern, weil ſie mit Freuden auch das Letzte weggab, um zu unterſtützen und Menſchenelend zu lindern. Eine Menge Penſionen ſtanden auf ihrem Etat, und zahlloſe Almoſen theilte ſie aus, wo ſie nur Hülfe nöthig erachtete. Man brauchte nur einen Unglücklichen zu nennen, und ihm war geholfen. »Ich ſehe mich nur als die Vertheilerinn (»dispensatrice«) von Dem an, was mir das Schickſal verlieh,« war bei ihr eine ſtehende Redensart. So gern ſie ſich durch Lectüre unterrichtete, ſo ſandte ſie doch oft ein ihr zur Anſicht zugeſchicktes Werk zurück, wenn es ihr in die Gedanken kam, der Preis ſey ſo hoch, daß ſie damit einer dürftigen Fa-

milie aufhelfen könne. »Dieß iſt zu viel für ein Buch,« ſagte ſie dann, »damit können wir etwas Beſſeres ausrichten.« Ihre Dienerſchaft, bis zum letzten Garderobenmädchen hinunter, behandelte ſie mit einer Milde, die es zweifelhaft machte, ob ſie als Gebieterinn oder als Pflegemutter zu ihnen ſpräche.

In Geſchäften war es nicht leicht, mit dieſer geiſtreichen und milden Fürſtinn umzugehen; ſchon deßhalb, daß ſie ihnen ſelten die nöthige Aufmerkſamkeit widmete. Zweimahl hatte ich wöchentlich, Morgens nach 11 Uhr, ihr in ihrem Cabinette Vortrag zu machen und die Ausfertigungen zur Unterſchrift vorzulegen. Da war es denn oft nicht wenig ſchwer, ihr einleuchtend zu machen, daß eine Pachtung (bei den damahls ſtets ſteigenden Kornpreiſen und dem daher rührenden Reichthume der Pächter) künftig ein Paar hundert Rthlr. mehr abwerfen könne. — »Hat der Mann Familie?« pflegte ſie dann zu fragen, und mußte dieſes bejahet werden, dann war es doppelt ſchwer. Wandten ſich endlich Pächter, denen ich die Pacht ſo geſteigert hatte, perſönlich an die Fürſtinn, wie oft der Fall war, dann lag ich nicht ſelten unter; oder, ſiegte ich, von der Billigkeit der (bei den ſtets ſteigenden Ausgaben) nöthigen Erhöhung überzeugt, dann war dieß nur der Fall, weil

(wie sie sich scherzend ausdrückte) sie ihren »Monsieur le Chancelier« nicht böse machen wolle.

Die große Liebe, welche ihre Mutter, die verwittwete Herzoginn, und ihr Bruder, der regierende Herzog, zu ihr hegten, war jedoch keinesweges geeignet, ihr ein frohes und glückliches Daseyn zu verschaffen. Sie lebte dadurch vielmehr in einer Abhängigkeit, die etwas Niederdrückendes haben mußte, besonders für einen Geist von der Lebhaftigkeit des ihren. So lange sie sich zu Braunschweig aufhielt, war sie nur Herrinn ihrer Zeit von früh Morgens bis gegen Mittag, in welchen Stunden sie sich mit Lectüre oder Briefschreiben, seltener schon mit Stickereien in gefärbter Wolle, worin sie eine große Meisterinn war, beschäftigte; eine Zeit, die denn doch auch durch Audienzen noch oft genug ihre Verkürzungen erlitt. Erlaubte es irgend das Wetter, so machte sie noch vor Tafel, begleitet von einer oder zwei Kammerfrauen, welche gebildete Frauenzimmer von guten Familien waren, und gefolgt von ein Paar Lackeyen, einen Spaziergang ins Freie. Bald nach der Rückkehr kleidete sie sich um, und fuhr, so lange Philippine Charlotte lebte, von ihrer Wohnung auf dem Grauen-Hofe zu deren Palais, zur Tafel. Bei ihrer Frau Mutter verweilte sie, wenn sie nicht in das Schauspiel ging, welches zu der Zeit nur selten der Fall war, bis zum späten

Abend, wo ſie, erſchöpft von der Repräſentation und den nothwendigen Unterhaltungen mit den oft anweſenden Fremden zu ihrer eigenen Wohnung zurückkehrte, um am andern Tage daſſelbe Leben wieder zu beginnen, welches nur durch die ſchon erwähnten Reiſen nach Gandersheim halbjährlich einmahl unterbrochen wurde.

Nach dem Tode der Herzoginn-Mutter wurde ihr ein eigenes Haus durch die Freigebigkeit Karl Wilhelm Ferdinands im ſogenannten alten Mooſthofe eingerichtet, und ſie empfing, wie ich ſchon bemerkte, einen beſondern Hofſtaat. Dieſes änderte jedoch an ihrer Lebensweiſe nichts weiter, als daß ſie an den Tagen, wo ſie nicht am Hofe des Herzogs ſpeiſete (dort war ſie Sonntags und Mittwochs), zu ihrer eignen Tafel einladen laſſen konnte, wen ſie wollte. Die Abende hatten ihre ſtrenge und feſte Beſtimmung. Sonntags Cour am regierenden Hofe; Montags Schauſpiel; Dienſtags Beſuch des Herzogs bei der Fürſtinn oder Concert am Hofe; Mittwochs Spiel bei der regierenden Herzoginn oder Schauſpiel; Donnerſtags Schauſpiel; Freitags Beſuch des Herzogs; Sonnabends Spiel und Souper am erbprinzlichen Hofe. So war, ſoviel ich mich erinnere (denn vielleicht verwechſele ich, nach dreißig Jahren, die Beſtimmung einiger Tage mit einan-

der), die Zeit vertheilt. An den Abenden, wo der Herzog bei seiner Frau Schwester zubrachte, erschien auch dessen Freundinn, das Fräulein von Hartenfeld, eine Dame von großem Verstande, und in ihrer Jugend, wie man allgemein sagte, von außerordentlicher Schönheit. Sie wohnte ganz in der Nähe des Herzogs auf dem Schlosse, und lebte (damahls, als ich sie kannte, wohl schon über funfzig Jahre alt), fast unsichtbar für jeden andern, lediglich ihrem fürstlichen Freunde. Nie hat sie sich entfernt in Staatsangelegenheiten gemischt und wurde überall hochgeachtet. Sie starb im Anfange des Jahrhunderts und ihre Leiche ist in der herzoglichen Familien-Gruft beigesetzt.

Mein Umzug von Gandersheim nach Braunschweig war im October 1801 vollendet, nachdem meine Amalie mich mit einer Tochter (unserm zweiten Kinde) beschenkt hatte, welche, nach ihrer fürstlichen Gevatterinn, den Namen Augusta Dorothea empfing. Den nächsten Winter wohnte ich in einem gemietheten Hause ziemlich eng, dann bezog ich ein von mir erkauftes, fast ländlich gelegenes Haus, welches ich ganz nach meinem Geschmacke einrichtete, und wo ich den erforderlichen Platz hatte, meine schon bedeutend angewachsene Biblio-

thek recht ſplendide aufzuſtellen. Selbſt eine kleine Sternwarte zu meinen aſtronomiſchen Liebhabereien, die damahls ganz vorzüglich bei mir an der Tagesordnung waren, fehlte mir nicht. — In dieſer Wohnung habe ich ſieben Jahre lang — bis zum Jahre 1808, wo ich Braunſchweig, meine Vaterſtadt, verlaſſen mußte, um ſie nie wieder zum eigentlichen Wohnorte zu bekommen — ein Leben geführt, welches ich zwar im Ganzen ein glückliches nennen muß, in welchem mir jedoch, nach dem Looſe der Sterblichen, auch des Herben ſehr Vieles zugetheilt wurde, worunter ich nur hier ſofort bemerken will, daß mir der Tod (an der furchtbaren häutigen Bräune) meine ſchon erwähnten beiden Kinder und noch ein drittes, einen Sohn, dann im Jahre 1804 (12. Octob.), meinen innigſten Freund Hoyer (an einem organiſchen Fehler des Herzens), und im Jahre 1807 (20. Aug.) meine edele, unendlich von mir geliebte und hochgeachtete Mutter, in ihrem 61ſten Lebensjahre, entriß. — Wie traten mir Verluſte dieſer Art ans Herz! — Ich glaubte, es ſey unmöglich, je wieder froh zu werden; aber der Balſam der mildernden Zeit wirkte: zwei hoffnungsvolle Söhne erſetzten die hingeſchiedenen Kinder, die Wiſſenſchaften, Geſchäfte und Reiſen erheiterten und zerſtreuten, die zärtliche Sorgfalt und Liebe meiner Amalie und die ſtille,

tröſtende Güte meiner Freundinn Philippine, ſuchten mir den Verluſt des Freundes weniger fühlbar zu machen. Auch neue Bekanntſchaften trugen dazu bei, in meinem zum Frohſinne geſtimmten Gemüthe Heiterkeit wieder hervorzurufen, obwohl ich in ihnen nie entfernt Erſatz für meinen ſo früh dahingeſchiedenen Freund Hoyer gefunden habe, der mir jetzt, nach acht und zwanzig Jahren, noch täglich vor Augen iſt. Dieſes hier nur im Allgemeinen von den bezeichneten Jahren, für Braunſchweig Jahre des tiefſten Friedens, obwohl die Fremden ſchon uns nahe genug hauſeten, das immer mehr und mehr zerfallende Deutſche Reich und das dahinſinkende Gleichgewichts-Syſtem keine Sicherheit mehr darboten, und der Umſturz der alten Verhältniſſe den Weiterſehenden nicht mehr fern zu ſeyn ſchien. Der Reichsdeputationshauptſchluß von 1803, wodurch das Stift Gandersheim dem Hauſe Braunſchweig-Wolfenbüttel zugetheilt wurde, hatte, nach den gerechten und milden Geſinnungen des Herzogs, auf das Stift Gandersheim keinen weſentlichen Einfluß. Wir ließen aus dem Titel das »kaiſerlich und des heiligen Römiſchen Reichs« weg; ich bekam den Auftrag, die Huldigung der Stiftsperſonen zu Gandersheim zu verfügen, und die Reichs-Adler abnehmen zu laſſen, und Alles blieb bei dem Alten. Dieß war ganz den Geſin-

nungen des Herzogs gemäß, der für nichts größere Rückſicht hatte, als für das, was die Welt von ihm ſagte, und der ſchon dieſerhalb (wenn es auch nicht mit ſeinem Gerechtigkeitsgefühle ganz übereinſtimmend geweſen wäre) ſich gewiß nicht an den wohlerworbenen Einkünften irgend Jemandes vergriffen haben würde. Als ich jedoch, noch geraume Zeit vor der allgemeinen Seculariſations-Kataſtrophe, von Regensburg die vertrauliche Mittheilung erhalten, daß auch dem faſt tauſendjährigen Stift Gandersheim eine andere und noch, hinſichtlich der Beſtimmung, ungewiſſe Zukunft bevorſtehe, ſo eilte ich, davon dem Miniſter des Herzogs, Mahner, Mittheilung zu machen und das Erforderliche einzuleiten, wenigſtens dem Hauſe Braunſchweig dieſe Beſitzung zu ſichern, und ſo zu verhindern, daß ſie nicht in fremde Hände käme. Ich ließ mich gehörig von meiner Fürſtinn bevollmächtigen, ohne bei dieſer äußerſten Gefahr auf das Capitel bedeutende Rückſicht zu nehmen, und nach einigen Unterhandlungen, die ich mit den ebenfalls bevollmächtigten Braunſchweigiſchen Miniſtern in dem Sitzungszimmer des Staats-Conſeils hatte, wurde ein Receß abgeſchloſſen, wodurch alle bisherigen zwiſchen dem Hauſe Braunſchweig und dem Stifte beſtandenen Streitigkeiten beſeitigt, und Gandersheim als ein Landesſtift der Aebtiſſinn anerkannt

wurde. So konnte die Reichs-Deputation nicht anders verfügen, als es hierbei zu laſſen, und es durfte nicht davon die Rede ſeyn, Gandersheim einem andern Hauſe als Entſchädigung zuzutheilen. Die Redaction des Receſſes übernahm ich, wodurch ich Gelegenheit hatte, dem Stifte manchen kleinen Vortheil zuzuwenden. Dem Herzoge gefielen dieſe Unterhandlungen und ihr Reſultat ſo ſehr, daß er mir darüber vielfach ſeinen Beifall ausdrückte, und mir faſt bei jeder Gelegenheit, wo ich allein bei ihm war, ſagte: »Wären Sie meiner Schweſter nicht unentbehrlich geworden, ſo müßten Sie ganz der Meine werden.« Die weitläufige Auseinanderſetzung des bedeutenden Nachlaſſes der Herzoginn Philippine Charlotte, deren gänzliche Beendigung ſich durch mehrere Jahre hinzögerte, machte aber, daß ich ſehr häufig mit dem Herzoge in ſeinem Cabinette arbeitete, bei welchen Gelegenheiten er mir denn vielfach die Ehre erwies, auch in Sachen, die meinem angewieſenen Wirkungskreiſe fremd waren, meine Meinung zu verlangen.

Da ich hier die Zeiten in das Gedächtniß zurückrufe, wo ich jenen unvergeßlichen Fürſten ſo oft ſah, ſo will ich hier Einiges von ihm mittheilen, welches die Nachwelt vielleicht nicht ungern leſen wird.

Karl Wilhelm Ferdinand war auch noch in

den ſpätern Jahren ſeines Lebens, wo ich ihn kannte, ein ſehr ſchöner Mann, daher es denn kam, daß er, ſelbſt in jenen Zeiten, bei denjenigen Damen, mit denen er in einem freundſchaftlichen Umgange ſtand, ſehr bedeutenden Eindruck machte. Die Gemählde, welche wir aus dieſer Periode ſeines Lebens von ihm beſitzen, ſind, was den aus ſeinem Geſichte ſtrahlenden Geiſt anbetrifft, wenig getreu, nur das mehr Körperliche ſtellen ſie, und ſelbſt dieſes nur einigermaaßen, dar. Auch hat der Herzog, ſo viel ich weiß, dem Hofmahler Schröder, deſſen Paſtellgemählde den übrigen Bildern zum Grunde liegt, nicht geſeſſen. — Karl Wilhelm Ferdinand war von mittler Größe, und zeigte ſich ſtets mit einem edlen, wahrhaft fürſtlichen Anſtande. Zu Pferde ſchien er als Siebenziger ein Vierziger zu ſeyn. — Er wohnte zu Braunſchweig im Mittelgebäude des Grauen-Hofes, (dieſen Namen führte damahls das Reſidenzſchloß noch allgemein) im dritten Stockwerke, nach dem ſogenannten Ackerhofe und Garten hinaus. Zu ſeiner beſondern Wohnung dienten vier Zimmer, nämlich der Saal, welcher eine ſchöne Handbibliothek in Mahagony-Schränken faßte, und der auch zum Vorzimmer gebraucht wurde, und drei ſehr einfach verzierte Cabinette. In einem Eingangszimmer, noch vor der Bibliothek, hielten ſich ſtets einige Lackeyen auf. Je-

der, der den Herzog zu ſprechen wünſchte, konnte ſich durch dieſe, faſt zu jeder Zeit, melden laſſen, und war er allein, oder nicht durch dringende Geſchäfte abgehalten, ſo dauerte es in der Regel nur wenige Minuten, daß der Gemeldete vorgelaſſen wurde. Während dieſer Zeit wartete man in der Bibliothek, wo auf den Tiſchen ſtets ſehr ſchöne Special-Karten ausgebreitet lagen, welche zu betrachten Jedem völlig frei ſtand. Nachdem nun der Herzog die Abſicht hatte, ſich mit Jemand kürzere oder längere Zeit zu unterhalten, trat er zu dem, der Audienz begehrte, entweder in die Bibliothek, und fertigte ihn dort ab, oder er öffnete ſelbſt die Thüre ſeines vordern zur Bibliothek führenden Zimmers und ſagte freundlich: »Treten Sie näher.« — Im Cabinette des Fürſten hatte es ganz das Anſehen als in dem Arbeitszimmer eines beſchäftigten Staatsbeamten. Acten und Papiere lagen mit Büchern vermiſcht auf den Tiſchen und Pulten, und man erkannte leicht, daß der Herzog eben zu arbeiten aufgehört hatte. Er war übrigens bei ſolchen Audienzen mit einem blauen Ueberrocke bekleidet, und trug Stiefel. Erforderte das Geſchäft längere Zeit, ſo nöthigte der Herzog den Erſcheinenden freundlich zum Sitzen, und zwar in einen Lehnſeſſel von eben der Beſchaffenheit als der war, deſſen er ſich ſelbſt bediente. Er hörte den Vortrag mit

der größten Ruhe an, ohne den Redenden je zu unterbrechen. Dann sagte er seine Meinung mit einer Bestimmtheit, die den geübtesten Staatsminister Ehre gemacht haben würde: oder er forderte auf, die eigene Meinung noch bestimmter, als geschehen, zu entwickeln. Sollte die Audienz beendet seyn, so schwieg der Herzog ein Paar Augenblicke, sah den Erscheinenden freundlich an, und sagte wohl: »Nun, ich habe bald das Vergnügen, Sie wieder zu sehen, dann sprechen wir weiter;« oder auch, nach der Lage des Geschäftes, etwas, das auf die Ausführung desselben Bezug hatte. War der Herzog vorzüglich guter Laune und hatte Zeit, so ließ er sich auch wohl in ein ganz gleichgültig scheinendes Gespräch ein. — Wenigstens ich bin auf diese Weise stets von ihm behandelt. Mit einigen Personen, die er aus niedrigen Verhältnissen emporgehoben, und die ihn öfter sahen, soll er sehr wenig Umstände gemacht, und sie so ziemlich nach ihrer früheren Lage behandelt haben.

Der Herzog speis'te mit seiner Gemahlinn (bekanntlich einer Schwester Königs Georg III.) und saß dieser bei Tafel gegenüber. Die ausgezeichnetsten Fremden saßen ihm zur Seite, und mit diesen pflegte er sich in Französischer Sprache zu unterhalten, welche er, selbst nach Mirabeaus Urtheile, mit der Eleganz eines Französischen Akademikers sprach. Waren keine Fremde da,

ſo ſaß auch wohl der Graf Gallatin (Braunſchw. Geh. Legations-Rath ohne beſtimmte Geſchäfte) oder der Graf Montjoye-Frohberg (Kammerherr), neben ihm, weil er ſich am liebſten in Franzöſiſcher Sprache unterhielt. Oft aber hatte er auch Braunſchweiger zur Seite, und mit dieſen redete er nur Deutſch. Die Unterhaltung war keine andere, als ſie an fürſtlichen Tafeln zu ſeyn pflegt; denn der Herzog übte eben ſo ſehr eine außerordentliche Vorſicht, als er ſie von Andern erwartete. Zur Tafel (die um drei Uhr ihren Anfang nahm und nicht viel über eine Stunde dauerte) wurden, der Reihe nach, alle hoffähigen Perſonen der Stadt gezogen, und ſo auch, von Zeit zu Zeit, die Braunſchweigiſchen Gelehrten, die den Hof nicht gewöhnlich beſuchten. Damen nur, nach der damahligen Etiquette, wenn ſie geborne Adelige waren. Selbſt die Gemahlinn eines Miniſters konnte, wenn dieſes bei ihr nicht der Fall war, nicht am Hofe erſcheinen. Der Prinz Georg ſpeiſ'te täglich mit ſeinen Durchlauchtigen Aeltern. Der Erbprinz hatte einen beſondern Hofſtaat, und auch der Prinz Auguſt ſpeiſ'te in ſeinem Hotel mit ſeiner Umgebung. Sonntags, um ſechs Uhr, war Cour am Hofe, bei welcher jeder ungeladen erſcheinen konnte, der einmahl vorgeſtellt worden. Auch hatten hier in der Regel die erſten Präſentationen Statt. Die Herzo-

ginn ſprach bei der Cour mit Jedem ein freundliches Wort, ſo auch die Prinzeſſinn-Aebtiſſinn und die Erbprinzeſſinn, die beide in der Regel gegenwärtig waren. Der Herzog, der etwas ſpäter erſchien, ſprach nur mit Einigen, und blieb zu meiner Zeit nicht zum Spiel. Die Spieltiſche waren in den Zimmern der Herzoginn geordnet, und es war eine Auszeichnung, mit den Mitgliedern der fürſtlichen Familie zu ſpielen. Der Erbprinz und die Prinzen Auguſt und Georg wurden wegen ihres kurzen Geſichts, das ſchon damahls an Blindheit grenzte, von den Erſcheinenden zuerſt angeredet, und unterhielten ſich dann mit der ihnen eigenen Gutmüthigkeit über Gegenſtände des gemeinen Lebens. Daß der Herzog mit ihnen jemahls geredet hätte, habe ich nie geſehen. Der Prinz Friedrich Wilhelm ſtand in Preußiſchen Dienſten, und war daher in der Regel abweſend; erſchien er, ſo wurde er mit beſonderer Aufmerkſamkeit behandelt. Seine Gemahlinn (bekanntlich eine Prinzeſſinn von Baden) zeichnete ſich durch Grazie und eine, ich möchte ſagen, ſanfte Schönheit aus. Man kann ſich nichts Liebenswürdigeres denken, als dieſe der Welt ſo früh entriſſene Fürſtinn.

Wenn der Herzog, wie ſehr häufig der Fall war, ſich nicht zu Braunſchweig befand, — man denke nur

ſo ſaß auch wohl der Graf Gallatin (Braunſchw. Geh. Legations-Rath ohne beſtimmte Geſchäfte) oder der Graf Montjoye-Frohberg (Kammerherr), neben ihm, weil er ſich am liebſten in Franzöſiſcher Sprache unterhielt. Oft aber hatte er auch Braunſchweiger zur Seite, und mit dieſen redete er nur Deutſch. Die Unterhaltung war keine andere, als ſie an fürſtlichen Tafeln zu ſeyn pflegt; denn der Herzog übte eben ſo ſehr eine außerordentliche Vorſicht, als er ſie von Andern erwartete. Zur Tafel (die um drei Uhr ihren Anfang nahm und nicht viel über eine Stunde dauerte) wurden, der Reihe nach, alle hoffähigen Perſonen der Stadt gezogen, und ſo auch, von Zeit zu Zeit, die Braunſchweigiſchen Gelehrten, die den Hof nicht gewöhnlich beſuchten. Damen nur, nach der damahligen Etiquette, wenn ſie geborne Adelige waren. Selbſt die Gemahlinn eines Miniſters konnte, wenn dieſes bei ihr nicht der Fall war, nicht am Hofe erſcheinen. Der Prinz Georg ſpeiſ'te täglich mit ſeinen Durchlauchtigen Aeltern. Der Erbprinz hatte einen beſondern Hofſtaat, und auch der Prinz Auguſt ſpeiſ'te in ſeinem Hotel mit ſeiner Umgebung. Sonntags, um ſechs Uhr, war Cour am Hofe, bei welcher jeder ungeladen erſcheinen konnte, der einmahl vorgeſtellt worden. Auch hatten hier in der Regel die erſten Präſentationen Statt. Die Herzo-

ginn ſprach bei der Cour mit Jedem ein freundliches Wort, ſo auch die Prinzeſſinn-Aebtiſſinn und die Erbprinzeſſinn, die beide in der Regel gegenwärtig waren. Der Herzog, der etwas ſpäter erſchien, ſprach nur mit Einigen, und blieb zu meiner Zeit nicht zum Spiel. Die Spieltiſche waren in den Zimmern der Herzoginn geordnet, und es war eine Auszeichnung, mit den Mitgliedern der fürſtlichen Familie zu ſpielen. Der Erbprinz und die Prinzen Auguſt und Georg wurden wegen ihres kurzen Geſichts, das ſchon damahls an Blindheit grenzte, von den Erſcheinenden zuerſt angeredet, und unterhielten ſich dann mit der ihnen eigenen Gutmüthigkeit über Gegenſtände des gemeinen Lebens. Daß der Herzog mit ihnen jemahls geredet hätte, habe ich nie geſehen. Der Prinz Friedrich Wilhelm ſtand in Preußiſchen Dienſten, und war daher in der Regel abweſend; erſchien er, ſo wurde er mit beſonderer Aufmerkſamkeit behandelt. Seine Gemahlinn (bekanntlich eine Prinzeſſinn von Baden) zeichnete ſich durch Grazie und eine, ich möchte ſagen, ſanfte Schönheit aus. Man kann ſich nichts Liebenswürdigeres denken, als dieſe der Welt ſo früh entriſſene Fürſtinn.

Wenn der Herzog, wie ſehr häufig der Fall war, ſich nicht zu Braunſchweig befand, — man denke nur

an seine Verhältnisse als Preußischer General-Feldmarschall und an seine bekannten Feldzüge, — so blieb die Ordnung dennoch dieselbe, nur bewegte sich dann alles mit mehr Ungezwungenheit und Freiheit, denn die Persönlichkeit des Herzogs übte auf die Mitglieder seiner Familie einen ganz eminenten Einfluß aus.

Die regierende Herzoginn Auguste hatte ganz das Aeußere und die Art und Weise zu seyn einer recht biedern Hausfrau. Ihr Geist konnte einem Fürsten, als ihr Gemahl war, nicht genügen: aber an Gutmüthigkeit und Edelsinn ist sie nie von einer Fürstinn übertroffen. Die Erbprinzessinn (eine Prinzessinn von Oranien), von angenehmen Formen, ohne schön zu sein, war eine sehr kluge und im hohen Grade vorsichtige Fürstinn. Sie war kalt, und Einige wollten sie für stolz ausgeben. Mit mir hat sie sich oft mit Güte (besonders zu Antoinettenruh, dem Lustschlosse bei Wolfenbüttel, woselbst der erbprinzliche Hof sich in den Sommermonaten aufhielt*), unterhalten, wie ich denn die Ehre hatte, öfter dorthin mit meiner Frau geladen zu werden. Ihr Gemahl, der Erbprinz, war, wie ich schon erwähnte, fast blind, welcher unglückliche Umstand den größten Einfluß auf sein ganzes Be-

*) Dieses Schloß ist im Herbste 1832 abgebrochen.

nehmen haben mußte. Er hatte ganz die Gutmüthigkeit seiner Mutter, nichts aber von dem großen Geiste des Vaters. Wäre er zur Regierung gelangt, so würde er, bei dem besten Willen, Alles um sich her glücklich zu machen, gewiß der Spielball einiger Günstlinge geworden seyn, in sofern es seiner Gemahlinn, der es hierzu wohl nicht an Kraft fehlte, nicht gelungen wäre, die Leitung der Regierungsgeschäfte sich zuzueignen. Er starb plötzlich (unendlich beklagt, denn er hatte allgemeine Liebe) am 20sten September 1806, als der Herzog bereits zu dem unglücklichen Feldzuge abgereiset war. — Eine auffallende Erscheinung ist es, daß diejenigen Söhne des Herzogs, welchen die Gesichtsbildung des Königs Georg III., so wie sie auf den Münzen ausgeprägt ist, zu Theil geworden, an Gesichtsschwäche litten, von welcher der Prinz Friedr. Wilhelm und die nachherige Königinn Caroline, welche mehr dem Herzoge glichen, frei waren. — Von allen diesen fürstlichen Personen, die einen so liebenswürdigen Kreis bildeten, lebt jetzt auch nicht mehr eine. Nur die Schwester des Herzogs, die Prinzessinn Elisabeth Christine Ulrike, einst vermählt mit dem Kronprinzen (nachherigem König Friedr. Wilh. II.) von Preußen, lebt noch im hohen Alter abgeschieden zu Stettin. Ihr war es vom Schicksale vorbehalten, mit den größten Hoffnungen in die

Welt tretend, alle ihre Geſchwiſter in das Grab ſinken zu ſehen. Ich habe dieſe unglückliche Fürſtinn nie erblickt.

Am Hofe herrſchte ſo große Sparſamkeit, als der Anſtand nur irgend erlaubte, ja Einige behaupten, die Sparſamkeit ſey noch weiter gegangen. Doch wurden große Summen früher auf eine Italiäniſche Opera buffa, dann auf ein Franzöſiſches Schauſpiel verwandt; das Deutſche Theater (wenn ein ſolches vorhanden war) empfing keine bedeutende Unterſtützung. Unter den Hofbedienten waren einige Männer von Geiſt. Ich brauche in dieſer Beziehung nur den Oberkammerherrn von Bothmer, den ſchon erwähnten Grafen Montjoye und den noch jetzt in hohem Alter lebenden, auch als geiſtreicher Schriftſteller bekannten Oberjägermeiſter Freiherrn von Sierstorpff zu nennen. Mit dieſen konnten ſich die Herren ***** und viele Andere, hinſichtlich des Geiſtes, nicht meſſen, aber ſie waren rechtſchaffene Leute; wie man denn überhaupt von Cabalen an dem Braunſchweigiſchen Hofe, zur Zeit, als ich ihn beſuchte, nichts wußte. In früheren Zeiten ſoll es in dieſer Beziehung anders geweſen ſeyn.

Bei feierlichen Gelegenheiten gab es auch Bälle am Hofe, an denen es an ſchönen und liebenswürdigen jungen Damen nicht fehlte, und bei welchen Ungezwungenheit und Fröhlichkeit vorwalteten.

Ein besonders lebhafter Jubel herrschte, wie im ganden Lande, so vorzüglich am Hofe, als dem Prinzen Friedrich Wilhelm der erste Prinz — der nachherige Herzog Karl II., — geboren wurde. Jetzt waren die Wünsche Aller erfüllet, und Freude strahlte aus den Augen des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, der jetzt der festen Hoffnung lebte, wie zum Wohle seiner Unterthanen, so auch zum Besten des eigenen Stammes gearbeitet zu haben. — Es war dieses die Zeit, wo ich mich bisweilen in einer Ode versuchte, und so begeisterte mich denn die allgemeine Freude zu folgendem Gedichte. — Das Schicksal wollte nicht, daß meine Vorhersagungen Wahrheit würden; doch erfüllte den letzten Theil derselben des neugebornen Prinzen Vater durch seinen Helden-Tod.

Die Erscheinung
bei
der Wiege
eines neugebornen Deutschen Fürsten.

Am 30sten October 1804.

Ich sah, o sagt mir, sah ich, was jetzt geschieht?
Erblickt' ich Zukunft? Klopstock.

Siehe, blendend strahlt zu des Fürsten Wiege
Vom Olymp ein magischer Schimmer nieder,

Aus dem Schimmer ſchwebet, das Haupt mit Sternen
Golden umkränzet,

In der Hand die richtende Wage haltend,
Welche Thaten wägt der geſtorb'nen Fürſten,
Und dann Fluch, Vergeſſenheit oder Segen
Ueber ſie ſpendet,

Ernſt, doch liebreich ſchauend, des Rechtes Göttinn:
Sieht den Säugling an mit des Segens Blicke,
Und den Keim der herrlichſten Fürſten-Tugend
Weckt ihm ihr Segen.

»Du wirſt,« ſpricht ſie, »wenn Du es wagſt, gerecht ſeyn,
»Wann das Schickſal ruft Dich zum Völker-Hirten.
»Zu verdienen ſuch, daß Du wardſt ein Enkel
»Karls, des Gerechten.

»Hoch zum Baume müſſe der Keim Dir wachſen,
»Den ich, Segen blickend, ins Herz Dir legte,
»Goldne Früchte müſſe dem Volk er tragen,
»Welches mit Jubel

»Dich den Sprößling alter Beherrſcher nennet. —
»Von des Sieges Lorbeer ſo oft umſchattet,
»Strahlten in Germaniſcher Fürſten Reihe
»Heller die Welfen.

»Aber Sieg, erkauft durch der Mütter Thränen,
»Hat ſo hoch zum Himmel ſie nicht gehoben,
»Als der Ruhm, daß ſtets ſie gerecht beherrſchten
»Dankende Menſchen. —

»Doch wenn Feſſeln drohen dem Deutſchen Volke,
»Dann ergreif mit mächtiger Hand das Schlachtſchwert,
»Deutſche um Dich ſammelnd, ein zweiter Hermann,
»Bringe Verderben

»In der Fremden fliehende Heereswogen.
»Mach, daß neu die liebliche Klage ſchalle:
»Varus, gieb mir wieder die Legionen,
»Hermanns Beſiegte!«

So verſtrich im ſchnell ſich drehenden Cirkel der Zeit ein Jahr nach dem andern bis zur großen Kataſtrophe des Jahres 1806.

Doch ehe ich zu dieſer komme, will ich noch Einiges aus meinem Leben erzählen.

Schon erwähnte ich, wie mir der unerbittliche Tod die Geliebteſten von der Seite riß. Wenn dann, nach ſolchen Verluſten, meine gütige Fürſtinn tiefen Kummer in meinen Zügen las, dann glänzte auch ihr theilnehmend eine Thräne im Auge, ſie ergriff freundlich tröſtend meine Hand und ſagte: »Sie müſſen ſich zerſtreuen: es iſt unmöglich, daß dieſes durch ihre Geſchäfte allein geſchehe. Man muß der Zeit zu Hülfe kommen, wie ein guter Arzt durch paſſende Mittel die wirkende Natur unterſtützt. Bei dem einförmigen Le-

ben, welches Sie hier bei mir führen, würde nur langsam von Statten gehen, was eine Reise schneller bewirken wird. — Reisen Sie; ich will mich schon behelfen, und das Nothwendige wird der Herr von Grone gern beschaffen, den Sie von Gandersheim hieher bescheiden werden.« — So hieß der abteiliche Rath zu Gandersheim, der, durch Verheirathung mit meiner geliebten Schwester Henriette, mein Schwager geworden war, und der sowohl aus Gefälligkeit für mich, als um doch auch einmahl das Leben in einer kleinen Stadt mit dem in einer großen zu vertauschen, gern dergleichen Aufträge erfüllte. — Gewöhnlich hatten meine Reisen in der Periode, von welcher ich rede, diese Veranlassung. Doch blieb ich auch bisweilen nicht ohne geheime Aufträge von dem Herzoge, und indem ich mich zerstreute, vergnügte und belehrte, hatte ich mehrmahls das Glück, diese vollständig zu erfüllen. — Meine Absicht kann hier nicht seyn, Reisebeschreibungen zu liefern: nur damit das Bild meines Lebens nicht zu unausgeführt bleiben möge, will ich etwas von meinen Reisen erwähnen. Ich rechne zu diesen nicht die Reisen nach Gandersheim, welche ich sehr oft und zweimahl im Jahre als Begleiter der Fürstinn machte, wo dann das Gandersheimische Hofleben, wie ich es schilderte, sich jedesmahl erneute. Das möge hier noch als

Nachtrag zu jener Schilderung stehen, daß die Fürstinn-Aebtissinn an ihrem Geburtstage (2. Oct.) regelmäßig in der Stiftskirche zu Gandersheim öffentlich mit der Fürstinn-Dechantinn und ihrer eigenen gesammten Dienerschaft das heilige Abendmahl feierte. Nach alterthümlicher Weise schritten dann die Männer vorauf. Ich eröffnete die Reihe, und mir folgten die sämmtlichen Abteibediente, bis zu dem letzten Stallknecht hinab; dann erst kamen die Aebtissinn, die Dechantinn, die Hofdamen beider, die Kammerfrauen und die übrige weibliche Dienerschaft. Die Canonissinnen pflegten, ich weiß nicht weßhalb, dieser Feier nicht beizuwohnen.

Mein Bruder Friedrich Heinrich, von welchem ich oben erzählte, daß er durch meine Bemühungen als Referendar zu Berlin angestellet worden, bekleidete seit einiger Zeit den Posten eines Regierungsraths — die Preußischen Regierungen waren damahls Justiz-Collegien — zu Posen. Seit dem Tode unsers Vaters (1801) hatte ich den geliebten Bruder nicht gesehen, er schrieb mir so manches von dem eigenthümlichen Leben in einer Stadt, von der es schwer zu bestimmen war, ob sie eine Polnische oder eine Deutsche sey, und von seinen eigenen neuen Verhältnissen, er lud mich

ſo dringend ein, ihn zu beſuchen, daß ich mich zu der weiten Reiſe entſchloß, zugleich meiner guten Frau Zerſtreuung des Kummers über den Verluſt unſeres Töchterchens zu verſchaffen ſuchend. Die Reiſe wurde am 22ſten April 1803 in einem großen Familienwagen angetreten, der erforderlich war, um die ſämmtliche Reiſegeſellſchaft zu faſſen: denn dieſe beſtand, außer meiner Frau und mir, aus deren älteſten Schweſter Philippine, meiner Schweſter Catharine von Bechelde und meinem jüngſten Bruder Georg. Dieſe bedeutende Ladung (mit dem Bedienten ſechs Perſonen), wurde in den Sächſiſchen Staaten mit vier, in den Preußiſchen aber — zu meinem nicht geringen Schaden und Verdruſſe — mit ſechs Poſtpferden fortgeſchafft. — Das auf der Reiſe von mir geführte Tagebuch, in Briefen an meinen Freund Hoyer, den ich erſt im folgenden Jahre verlor, liegt noch vollſtändig vor mir. — Wir reiſ'ten über Halle, Leipzig, Dresden, Hoyerswerda, Spremberg, Guben, Croſſen, Meſeritz, und kamen nach einer glücklichen und luſtigen Reiſe am 4ten Mai in Poſen an. -- Aber wie ſehr war ein großer Theil unſerer freudigen Hoffnungen zunicht geworden! — Das große Unglück, welches Poſen betroffen hatte, hörten wir ſchon zu Meſeritz. Eine ungeheure Feuersbrunſt hatte wenige Tage vor unſerer Ankunft einen ſehr be-

deutenden Theil der Stadt in Schutt- und Aſchenhaufen verwandelt. Mehr als ſiebentauſend Menſchen, ihres Obdachs beraubt, waren bei den Einwohnern der Stadt, deren Wohnungen verſchont geblieben, einquartiert. So waren denn auch die Zimmer, welche mein Bruder für uns in dem Hauſe, worin er ſelbſt zur Miethe wohnte, bedungen hatte, beſetzt; und ich, für meine Perſon, mußte mit einer Bodenkammer, zum großen Leidweſen meines ſorgſamen Bruders, vorlieb nehmen. Noch mehr, ſeine Frau, aufgeregt von der drohenden Gefahr und erſchüttert von dem Unglücke vieler Freunde und Bekannten, war, Tags vor unſerm Eintreffen in Poſen, zu frühzeitig niedergekommen, und lag nun gefährlich krank. — Doch mein trefflicher Bruder, an deſſen Liebe und Sorgfalt ich ſtets nur mit der größten Rührung denken kann, nur darauf ſinnend, den ihn von ſo weit her beſuchenden Verwandten den Aufenthalt, ſo weit die traurigen Umſtände irgend erlaubten, nützlich und angenehm zu machen, verſäumte nichts, was zur Erreichung dieſes Zwecks dienen konnte. — Wir lernten durch ihn das Leben und Treiben in Poſen ziemlich vollſtändig kennen. Die erſten der dortigen Staatsbeamten, die Militär-Chefs, die gelehrteſten und intereſſanteſten Männer, die ſchönſten und liebenswürdigſten Damen Poſens ſahen wir nicht nur bei den

Gaſtmahlen und Feſten, die er uns zu Ehren gab, obwohl ſeine kranke Frau an allem dieſen nicht Theil zu nehmen vermochte, ſondern wir wurden auch von vielen wieder gaſtfreundlich eingeladen. In Poſen herrſchte damahls ungefähr derſelbe Ton in den vornehmen Cirkeln als in Berlin, ja die ſchönen Polinnen, unter denen ſich eine Gräfinn von Frieß aus Warſchau durch Liebenswürdigkeit auszeichnete, gaben den dortigen Geſellſchaften ganz eigenthümlichen Reiz und Heiterkeit. — Die Preußiſche Regierung that unendlich viel für die Stadt, deren urſprüngliche Einwohner aber die Wohlthaten ihres Königs ſchlecht zu erkennen ſchienen. Alle Polen waren antipreußiſch. Neue Straßen entſtanden durch die Freigebigkeit des Königs, eine ſchnelle Juſtiz war an die Stelle einer faſt vollſtändigen Geſetzloſigkeit getreten, neue Gewerbs-Quellen waren eröffnet, Alles blühete, die Preiſe für Häuſer und die Miethe waren enorm, und wenigſtens dreimahl ſo hoch als zu Braunſchweig: aber man ſah nichts als den Verluſt der Nationalität. Eine Haupturſache dieſer Abneigung gegen die Preußiſche Regierung ſchien mir in der Unzufriedenheit der Geiſtlichkeit zu liegen, welche man aber auch in ihren weltlichen Intereſſen ſehr hart angegriffen. So hatte z. B. der Biſchof von Poſen (welcher die »Excellenz« führte) unter der Polni-

schen Verfassung 52,000 Rthlr. Einkünfte, und war nun auf ungefähr 13000 Thlr. gesetzt. Ein Geistlicher, dessen Bekanntschaft ich zu Radajewo, der prächtigen Besitzung eines Herrn von Trescow, machte, erzählte mir, daß man, um zu diesen Reductionen zu gelangen, folgendermaaßen verfahren sey. Man habe auf eine glaubhafte Weise verlauten lassen, daß die höhere Geistlichkeit einer Abgabe von funfzig Procent von ihren Einkünften unterworfen werden solle. Bald nachher habe man sie aufgefordert, ihre Einkünfte gewissenhaft anzugeben. Bei dieser Angabe haben jedoch die Herren die gefürchtete Abgabe sehr bedeutend berücksichtigt. Die Regierung, selbst das Unglaubliche für wahr annehmend, habe darauf die geistlichen Güter eingezogen, und den bisherigen Nutznießern die angegebenen Nutzungen, nach einem Abzuge von 50 Procent, als baares Jahrgehalt ausgesetzt. — Eine zweite Ursache des Mißvergnügens, sagte man mir, läge in dem Cantonsysteme und der Behandlung der Recruten, die keinesweges, wie ich selbst auf den öffentlichen Plätzen, wo sie eingeübt wurden, zu bemerken Gelegenheit hatte, besonders menschenfreundlich war.

Der Hauptgrund war aber unstreitig, vorzüglich bei dem Adel, die eingeführte gesetzliche Ordnung, die Aufhebung der Willkür, auch bei diesem und dem Bürger

die Justizpflege durch Deutsche Beamte, denen man sich oft nur durch Dolmetscher verständlich machen konnte.

Unter diesen Umständen war die Lage meines Bruders, als eines Preußischen Staatsbeamten, keineswegs ganz angenehm, und selbst (man brauchte nur an die letzte Insurrection zu denken) nicht einmahl völlig sicher; daher ich es ihm denn auch äußerst verdachte, als er, ein Paar Jahre darauf, aufgemuntert durch eine bedeutende Bauprämie der Regierung, zu Posen ein Haus baute, welches ihm über zwanzigtausend Thlr. kostete, das gleich nach der Besetzung der Stadt durch die Franzosen im Herbst 1806, nachdem der Eigenthümer hinausgetrieben, in ein Militär-Hospital verwandelt wurde. Wir hielten uns zu Posen ungefähr 14 Tage auf, und verließen es, dankbar für die gütige Aufnahme meines Bruders, nachdem dessen Frau ziemlich hergestellt war. Wir hatten die Stadt hinlänglich kennen gelernt, und hielten es für Unrecht, einen Aufenthalt zu verlängern, der, bei den schon erwähnten ungeheuer hohen Preisen aller Lebensbedürfnisse (außer den gemeinsten), meinem Bruder große Unkosten verursachen mußte: denn nach seiner Art zu handeln, ließ er es sich nicht nehmen, täglich die kostbarsten Anstalten zu unsern Vergnügungen zu treffen. Diese Art zu seyn, und die

Meinung, seine Freunde durch Gastmahle ehren zu müssen, ist ihm fast bis zu seinem Tode eigen geblieben.

Wir reis'ten über Frankfurt an der Oder (wo wir nicht versäumten, das Denkmahl des edeln Herzogs Leopold und Kleist's Grab zu besuchen), Berlin und Magdeburg zurück.

Da diese Blätter Beiträge zu der Geschichte des Privatlebens meiner Zeit enthalten sollen, so kann ich es nicht unterlassen, hier einen Auszug aus meinem Tagebuche (ohne alle weitere Bemerkungen) einzuschalten, weil er mir die Zeit bezeichnend zu seyn scheint. — Vor dieser Mittheilung ein Paar einleitende Worte.

Mein Freund Hoyer litt seit einigen Jahren von Zeit zu Zeit an dem furchtbarsten Herzklopfen. Die Bäder zu Driburg waren vergeblich gebraucht, die ersten Aerzte des Landes zu Hülfe gerufen. — Vergeblich! — Der Leibmedicus Brückmann zu Braunschweig (ein höchst scharfsinniger und glücklicher Arzt) glaubte in der Krankheit einen hartnäckigen Rheumatismus, der sich auf die Muskeln der Brust und des Herzens geworfen, zu erkennen, der Doctor Pauli, ein geschickter Arzt zu Wolfenbüttel, hingegen einen Fehler dieses edlen Organs. (Er hatte leider Recht gehabt.) Unter diesen Umständen schien es von Wichtigkeit, des schon damahls hochberühmten H*** Ansicht von der

Krankheit zu erfahren, und es war verabredet worden, daß ich auf der Post zu Berlin bei meiner Rückkehr einen Bericht des Doctors Pauli an H*** und eine von Hoyer selbst aufgesetzte Krankheits-Geschichte vorfinden sollte, um Beides an H*** zu übergeben und ihn um seine Meinung, Rath und Beistand zu bitten. Vergeblich war ich mehrmahls zur Post gewesen, kein Brief für mich war angekommen. Erst, als bereits die Postpferde zur Abreise vor dem Gasthofe standen, wurde mir das so sehnsuchtsvoll erwartete Packet eingehändigt. Es enthielt den erwähnten Bericht des Doctors Pauli und eine von meinem Freunde selbst sorgfältig ausgearbeitete, nach seiner Gewohnheit auch kalligraphisch auf das schönste geschriebene Krankheits-Geschichte. — Sofort entschloß ich mich, von der Leipziger Straße, wo ich wohnte, nach dem Oranienburger Thore zu dem Geheimen-Rath H*** zu wandern, da ich keinen Lohnwagen schnell genug finden konnte. Nun lasse ich wörtlich mein Tagebuch folgen:

»H*** wohnt in dem zweiten Stockwerke*) eines schönen Hauses. An der Treppe las ich: »Jeder, »der den Geheimen-Rath H*** sprechen will, wird er-

*) Wir nennen zu Braunschweig das zweite Stockwerk die sogenannte belle étage, das Erdgeschoß für das erste Stockwerk nehmend.

»ſucht, Dienſtags und Freitags um 4 Uhr zu kom»men.« — Ich zog an der Klingel für die Bedienten des Herrn Geheimen-Raths (die Klingel für die Bedienten der Frau Geheimen-Räthinn war beſonders bezeichnet), und wurde nach mehrern Explicationen über die Eile des Falles und nicht ohne Schwierigkeiten gemeldet, wobei ich eine Viſitenkarte mit meinem Namen und den Brief des Doctors Pauli zum Voraus hineinſandte. Ich wurde angenommen und etwas zu warten angewieſen. Nachdem ich, nebſt einem Oberchirurgus, eine gute Viertelſtunde antichambrirt hatte, erſchien der Herr Geheime-Rath, welcher meine höfliche Begrüßung mir faſt unmerklich erwiederte, und mit einem trocknen: »Treten Sie herein,« mich in ſein Zimmer nöthigte. — »Ich: »Ich bitte um Verzeihung, Herr Geheime-Rath, wenn ich Sie zur ungewöhnlichen Zeit beläſtige. In dieſem Augenblicke, wo ich abzureiſen im Begriffe bin, empfange ich den Ihnen eingereichten Brief des Doctors Pauli zu Wolfenbüttel, nebſt dieſer Krankheits-Geſchichte meines Freundes, des Canonicus Hoyer. Ich gebe anheim, was Sie zu verfügen die Güte haben werden. Gern will ich meinen Aufenthalt, wenn es erforderlich iſt, hier einige Stunden verlängern, obwohl, wie ich bemerkte, meine Poſtpferde angeſchirrt vor meinem Logis ſtehen.«

H*** (höchst trocken): »Ich werde dem Doctor Pauli antworten.« Eine kaum merkliche Verbeugung des Kopfes gab mir das Zeichen zum Aufbruch. — Ich entfernte mich mit einer gleichen Begrüßung, ohne ein Wort zu sagen; doch (dieß füge ich hinzu) tief gekränkt von dieser Aufnahme des berühmten, von mir so hoch geachteten Mannes. Wie, dachte ich, würde ich ihn aufgenommen haben, hätte er etwas bei mir zu suchen gehabt! — Denn auf diese Art habe ich niemahls den unbedeutendsten, ein Viaticum suchenden Reisenden abgefertigt. — Am Morgen desselben Tages war ich bei dem Großcanzler gewesen, den ich freilich von einem frühern Aufenthalt in Berlin kannte, und hatte eine ganz andere Art der Aufmerksamkeit gefunden. Gewiß, dachte ich auf meinem Rückwege, der berühmte Mann sann in diesem Augenblicke über die Lage eines höchstgefährlich niederliegenden Kranken nach. Die Hauptsache ist, er erfüllt die Bitte: äußere Höflichkeiten sind bei einem Arzte (wiewohl eine angenehme Zugabe) etwas Unwesentliches. H*** aber schrieb weder an den Doctor Pauli, noch an Hoyer, noch an mich; sandte auch die so sorgfältig aufgesetzte Krankheits-Geschichte nicht zurück.

Als nun mein edeler Freund im Jahre darauf gestorben war, und ich, gleich heiligen Reliquien, Briefe

und Aufsätze des Verewigten ordnete, da wünschte ich auch jene Krankheits-Geschichte wieder zu besitzen und schrieb, wahrscheinlich nicht ohne einige Empfindlichkeit durchblicken zu lassen, an Herrn H***. Ich empfing auch, unter dem 10ten Januar 1805, Antwort des Inhalts: Sobald die Tage länger würden, solle der verlangte Aufsatz gesucht und übersandt werden. Eine Entschuldigung war hinzugefügt. Die Tage sind seitdem achtundzwanzig Mahle länger geworden, ich habe jedoch nichts empfangen, obwohl es, bei einiger Sorgfalt in der Aufbewahrung wichtiger Papiere, nicht möglich ist, daß ein Heft von mehrern Bogen gänzlich verschwinden könne.

Im Mai des Jahres 1804 machte ich mit einem Freunde, dem Drosten von Lauingen, eine Reise nach Cassel, wo wir die Ehre hatten, am kurfürstlichen Hofe auf das freundlichste aufgenommen zu werden. Derjenige irret unendlich, welcher, wie es wohl hin und wieder der Fall ist, die Meinung hegt, als sey der verewigte Kurfürst Wilhelm I. stolz und abstoßend gewesen. Grade das Gegentheil: mit der liebenswürdigsten Offenheit, und einer Freundlichkeit, die aus dem Herzen zu kommen schien, unterhielt er sich sowohl mit den Fremden als seinen Unterthanen, die er zu seiner Tafel gezogen hatte. Mir z. B. setzte er ausführlich seine finanziel-

ten Grundsätze, hinsichtlich seiner großen Bauten, auseinander. Man müsse den Handwerkern und Taglöhnern zu verdienen geben: dieß geschehe am leichtesten durch große Bauten, wobei man noch überdieß den Vortheil habe, auch eigentliche Künstler, vorzüglich Mahler und Bildhauer, zu beschäftigen. »Wenn Fürsten nicht bauen,« setzte er lächelnd hinzu, »wer soll denn bauen?« — Der Kurfürst hatte in der Architectur einen großartigen Geschmack, und sicher war es, daß er unter mehrern ihm vorgelegten Entwürfen stets denjenigen wählte, der in dem reinsten und edelsten Style ausgearbeitet war. — Aber der leidige und nach Hessens Verhältnissen unnütze und sogar schädliche Soldaten-Zwang! — Jeder robuste Bauersohn wurde unter die Regimenter gesteckt, und die Felder wurden von Krüppeln, Kindern, Greisen und Weibern bestellt, welches sogar Einfluß auf die Menschenrasse zeigte: nirgend waren die gemeinen Weiber häßlicher als in Hessen. — Die Kurfürstinn, eine Prinzessinn von Dänemark, war eine stille, fromme und verehrungswürdige Fürstinn, die mit der größten Humanität ihre Umgebung behandelte. Sie mußte sich leider in das Verhältniß schicken, in welchem der Kurfürst zu der Gräfinn Hessenstein stand, und welches an den Deutschen Fürstenhöfen — wenigstens an vielen — nicht zur Erbauung der Unterthanen ein

hergebrachtes zu seyn schien. Nach der Gewohnheit verfehlten wir nicht, auch der Gräfinn in ihrem Palais auf der belle-vue unsere Aufwartung zu machen. Obwohl bereits Mutter vieler Kinder, war sie noch stets eine sehr schöne Frau. Sie nahm uns mit Auszeichnung auf, und lud uns mehrmahls zu ihren Abendcirkeln ein. Hier hatte ich die Ehre, dem damahligen Kurprinzen, jetzigen König von Baiern, vorgestellt zu werden, dessen Bekanntschaft ich schon zu Braunschweig an dem Hofe des Erbstatthalters (der längere Zeit dort in der Dompropstei sich aufhielt) gemacht hatte. Der vortreffliche Prinz, welcher zu Göttingen studirte, zeigte damahls schon den großen Geist, der jetzt das schöne Baiern beglückt.

Im August desselben Jahres machte ich, in Gesellschaft meines Schwagers, des abteilichen Raths von Grone, eine Geschäftsreise nach den Besitzungen des Stifts Gandersheim zu Groß-Ehrich und Tennstedt in Thüringen (welche noch von Geschenken der Ottonen herrührten), und von da, über Gotha und Erfurt, nach Weimar. Der Schwester meiner Fürstinn, der verwittweten Herzoginn Anna Amalia, machte ich meine Aufwartung auf ihrem Landsitze Tiffurt, und wurde von ihr mit der größten Freundlichkeit aufgenommen. Sie war damahls fünf und funfzig Jahre alt, sah ihrer

Schweſter Auguſta Dorothea außerordentlich ähnlich, und hatte von der Lebendigkeit ihres thätigen Geiſtes, der ſie früher als Regentinn auszeichnete, nicht das Geringſte verloren. Unſere Unterhaltung drehete ſich faſt ausſchließlich in dem Cirkel der Braunſchweigiſchen Verhältniſſe, von denen ſie ſehr mangelhafte Kenntniſſe hatte. Sie war ihrem urſprünglichen Vaterlande in dieſer Beziehung faſt gänzlich entfremdet. Auch der Herzog und ſeine nachher durch ihre Standhaftigkeit, wodurch ſie Retterinn ihres Landes wurde, ſo ſehr berühmt gewordene Gemahlinn, nahmen uns mit dem größten Wohlwollen auf. Wie hätte ich damahls die Lage ahnen können, in welcher ich zwei Jahre ſpäter jenen liebenswürdigen Fürſten zu Roſtock wieder erblickte! Am Hofe, der mir bei weitem glänzender ſchien als der Braunſchweigiſche, machte ich die Bekanntſchaft mehrerer eben anweſenden Fremden, unter denen ich mich des damahligen Preußiſchen Präſidenten zu Erfurt, des berühmten von Dohm (der nachher zu Caſſel als Staatsrath mein College wurde), desgleichen des Preußiſchen Miniſters von Angern, beſonders erinnere. Bei der Tafel fand ich auch ſtets einige Franzoſen und Engländer, die ſich als Reiſende zu Weimar aufhielten. Das herzogliche Schloß war vor kurzem auf das prachtvollſte ausgebaut und möblirt. Beſonders ſtrahlten die für die

junge Gemahlinn des Erbprinzen, die Großfürſtinn Marie, eingerichteten Zimmer in einem Glanze, den ich kaum nachher in den Tuilerien und St. Cloud übertroffen gefunden habe. Die Großfürſtinn war mit ihrem Gemahl noch nicht eingetroffen. Alle jene Merkwürdigkeiten des Palaſtes ſahen wir unter der perſönlichen Begleitung des Hofmarſchalls Baron v. Egloffſtein, deſſen zuvorkommende Güte und wahrhafte Theilnahme für uns, während unſers ganzen Aufenthalts zu Weimar, ich nicht genug zu rühmen vermag. Er erſchien uns als das Muſter eines vollkommenen edeln Hofmannes. Ueberhaupt gehörte keine lange Beobachtung dazu, um zu bemerken, daß zu Weimar ein ganz anderer Ton unter den Hofleuten herrſchte, als in meiner lieben Vaterſtadt, wo es zu jener Zeit (freilich mit mehrern rühmlichen Ausnahmen) ſo ziemlich auf Bequemlichkeit und gutes Eſſen und Trinken abgeſehen war. Auch am Hofe zu Weimar erkannte man das Deutſche Athen. — Doch verfolgte mich hierher ein eigenes Unglück: Wieland war krank, Schiller in Jena und Göthe in Lauchſtädt: ich ſah alſo keinen von dieſen drei Lichtern der Deutſchen Literatur. Entzückt von der Aufnahme, die wir an einem Hofe gefunden, der in ſo nahen Verwandtſchaftsverhältniſſen zu dem unſrigen ſtand, kehrten

wir, auf einem Umwege, über Jena, Leipzig und Halle, nach Braunſchweig zurück.

Im Frühling und Sommer des Jahres 1805 machte ich eine Reiſe über Caſſel, Frankfurt a. M., Mainz und Metz nach Paris.

Zu Frankfurt wurde ich von dem berühmten Herrn von Bethmann und ſeiner Familie auf das freundlichſte aufgenommen, und machte in ſeinem gaſtfreien Hauſe, welches auf einen fürſtlichen Fuß eingerichtet war, die intereſſanteſten Bekanntſchaften. Unter dieſen ſtehen billig die eigenen Schweſtern des Herrn von Bethmann, die Gräfinn Flavigny und Madame Hohlweg, oben an, denn dieſe übertrafen alle andere Damen, welche ich dort kennen zu lernen die Ehre hatte, an Liebenswürdigkeit und wiſſenſchaftlicher Ausbildung. Hier war es auch, wo ich den Marquis de Souza, früher Portugieſiſchen Geſandten zu Stockholm, Berlin und Paris, ſeit 1802 Gemahl der verwittweten Gräfinn Adele von Flahaut, kennen lernte (Souza † 1. Juni 1825 zu Paris). Unendlich bedauerte ich es, daß eine Unpäßlichkeit dieſe berühmte Schriftſtellerinn damahls abhielt, das Zimmer zu verlaſſen oder Fremde anzunehmen; gewiß würde ich es nicht verſäumt haben, zu verſuchen, eine Bekanntſchaft der Art zu machen. Die lange Reihe ihrer Romane, die in der Franzöſiſchen Li-

teratur für claſſiſch geachtet werden *), ſind die vollgültigen Beweiſe der hohen Geiſtesbildung der liebenswürdigen Verfaſſerinn. Ihr erſter Gemahl, der Marquis de Flahaut, war unter dem revolutionären Beile gefallen; ſie hatte, von Allen verlaſſen, mit ihrem einzigen Sohne, einem zarten Kinde, nach England flüchten müſſen. Dort diente ihr bewundernswürdiges Talent dazu, ihr die Mittel zu verſchaffen, ihrem Liebling, dem Troſt in ihrem Exil, die vortrefflichſte Erziehung zu geben. Er hatte ihren Erwartungen völlig entſprochen, und es ſchon dahin gebracht, obwohl jetzt ungefähr erſt zwanzig Jahre alt, als Adjutant bei dem Prinzen Murat, Napoleons Schwager, angeſtellt zu werden, und der jüngſte aller mit dem Orden der Ehrenlegion geſchmückten Officiere zu ſeyn. Dieſer hoffnungsvolle junge Mann hatte von Paris aus ſeine Mutter und ſeinen Stiefvater zu Frankfurt beſucht, und war im Begriff, nach Metz, wo er Geſchäfte hatte, zurückzureiſen. Aufgefordert von dem Marquis de Souza wurden wir Reiſegefährten, und ſo hatte ich das Vergnügen, mit dem ausgezeichnetſten der jungen Franzöſiſchen Officiere die Reiſe von Frankfurt nach Metz zu machen. Herr von Flahaut

*) Oeuvres complettes. Paris 1821. 12 Tomes in 12.

kannte nicht nur die Franzöſiſche, Italiäniſche und Engliſche Literatur, ſondern ihm waren auch unſere Claſſiker keinesweges unbekannt. Dieſe Bekanntſchaft mit der Deutſchen Literatur hatte er zu Celle gemacht, wo er eine Zeitlang bei einem Geiſtlichen in Penſion geweſen war. Auch unſer Braunſchweig kannte er, denn er hatte mit Louis Bonaparte unſern Hof beſucht. Von dem Herzoge ſprach er mit der größten Ehrerbietung: er habe eine »réputation immense,« wiederholte er häufig. Der Kaiſer Napoleon hat nie einen enthuſiaſtiſchern Verehrer gehabt als ihn: und ſo zweifelte ich denn ſchon damahls nicht, der talentvolle und ſehr ſchöne Mann, in den die Liebenswürdigkeit der Mutter übergegangen zu ſeyn ſchien, werde eine ganz ausgezeichnete Laufbahn machen. Die Ahnung iſt eingetroffen: der Graf Flahaut hat ſich in den Schlachten als tapferer und umſichtiger Krieger und bei Unterhandlungen als gewandter Diplomat ausgezeichnet, und mit hoher Ehre dient er noch jetzt ſeinem Vaterlande. Nie kann ich ſeinen Namen in den Zeitungen leſen, daß ich nicht an die Zeit gedächte, in welcher ich mit ihm über die Vogeſen reiſete, in deren ungebahnten Wegen (dieß waren ſie damahls) wir allerhand kleine Abenteuer erlebten. Wir trennten uns in Metz am erſten Mai, und obwohl ich ſeitdem ihn

nie wieder geſehen habe, iſt mir ſein Andenken doch ſtets lebendig und werth geblieben.

Da ich meinen Wagen in Frankfurt zurückgelaſſen hatte, ſo entſchloß ich mich, die Reiſe von Metz nach Paris mit der Diligence zu machen, einem ſo eleganten und bequemen Fuhrwerk, daß ſich in Frankreich auch Perſonen von Bildung, und ſogar Damen, deſſelben gern bedienen. Freilich iſt es, in Beziehung auf die Annehmlichkeit der Reiſe, entſcheidend, welche Reiſegeſellſchaft uns zu Theil wird. Beſteht dieſe aus ein Paar unerſchöpflichen Schwätzern, ſo bleibt kein anderes als das zweifelhafte Mittel übrig, ſich einzubilden zu ſuchen, man wohne der Vorſtellung eines Luſtſpieles bei, in welcher der Schwätzer als Hauptperſon aufträte. — Mir ging es beſſer. — Kaum wußte ich, ob ich meinen Augen trauen ſollte, als mich der Expediteur der Diligence zwei jungen und ſchönen Damen vorſtellte, und mich aufforderte, während der ganzen Fahrt von hier nach Paris (39½ Poſten, oder ungefähr 45 Meilen) ihnen meine Aufmerkſamkeit zu widmen. — Wir begrüßten uns auf das freundlichſte, und betrachteten uns wechſelſeitig von oben bis unten. Ich wußte eigentlich nicht recht, was ich aus den ſchönen Damen machen ſollte; mich an meine Italiäniſchen Land- und Waſſerfahrten erinnernd, hielt ich ſie anfangs für Schauſpielerinnen; darüber gar nicht

ungehalten: denn in der Regel verbinden dieſe den Ton der guten Geſellſchaft mit derjenigen Leichtigkeit der Converſation, die, den Gegenſatz von Zurückhaltung bildend, ſich unſtreitig für eine vorübergehende Reiſebekanntſchaft am beſten eignet. — Wir waren noch nicht aus dem Thore von Metz, ſo wußte ich ſchon: daß ich mit einer Dame von Stande und ihrer Kammerfrau (femme de chambre) reiſ'te; daß ſie, wohnhaft und verheirathet in Paris, ihre Verwandte in Metz beſucht habe; daß ſie zärtliche Mutter von zwei Kindern ſey, von denen der Knabe (zwei Jahr alt) Napoleon, die Tochter aber (von ſechs Monaten) Stephanie heiße, und daß ſie den Augenblick nicht erwarten könne, dieſe wieder in ihre Arme zu ſchließen, wobei ihr ſofort eine große Thräne im Auge glänzte. — Unter intereſſanten Geſprächen dieſer Art, und wie ſie eine eben aufblühende Bekanntſchaft, von welcher wir etwas erwarten und uns daher im beſten Lichte zeigen, einzugeben pflegt, kamen wir an das Thor, und unſere Päſſe wurden uns abgefordert. Als ich den meinen zurückempfing, nahm die Dame ihn aus den Händen des Polizei-Beamten, eröffnete ihn und las ihn mit der größten Gemächlichkeit, wodurch ſie mir ein gleiches Recht, hinſichtlich ihres Paſſes, einräumte, welches ich denn auch zu benutzen nicht verfehlte. Ich las alſo:

»Madame Sumian, épouse de Mr. le Banquier Franceschi à Paris; agée 19 ans; — front: élévé; — yeux: noirs et grands; — sourcils: de même; — bouche: moyenne; — menton: rond avec fossette; — col: long etc.« — Ihre Kammerfrau hieß Mademoiſelle Fonbarque. — So hatte ich denn mit meinen Begleiterinnen gewiſſermaaßen officielle Bekanntſchaft gemacht. — Madame Franceſchi mußte eine vortreffliche Erziehung genoſſen haben, denn ſie kannte die Franzöſiſche, Engliſche und Italiäniſche Literatur, dieſe letzte vorzüglich durch ihren Gemahl, der ein geborner Italiäner war. Von der Deutſchen Literatur waren ihr nur durch eine Ueberſetzung Gesners Idyllen bekannt. Was mich in einiges Erſtaunen ſetzte war, daß eine ſo junge Frau und eine Franzöſinn allen übrigen Italiäniſchen Dichtern den Dante vorzog; daher es ihr denn nicht wenig Freude machte, daß ich im Stande war, ihr daraus lange Stellen, ſo die Zeit der Reiſe verkürzend, vorzudeclamiren. Uebrigens war ſie ganz Franzöſinn; aufrichtig ſagte ſie: »Je ne travaille jamais,« hinzufügend, weibliche Arbeiten überließe ſie ihrer Kammerfrau und ſolchen Damen, die ſich mit Literatur nicht beſchäftigen könnten, oder, nach ihren Vermögensumſtänden, zu beſchäftigen keine Muße hätten. — Wenn ſie dann ſo eine Zeitlang geſchwatzt hatte, legte ſie ihr ſchönes Köpfchen auf die

Schulter ihrer Kammerfrau oder gar in deren Schooß, und that, als wenn ſie ſchliefe. Anſcheinend erwachend hieß es dann: »Monsieur, à présent nous parlerons ensemble.« So kam ich auf die angenehmſte Art von der Welt, ſtets ganz allein mit meinen Damen, nach Verdün, wo die Diligence von 10 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens anhielt. — Die Gegend von Verdun bis St. Menehould war mir äußerſt merkwürdig, weil hier unſer Herzog mit der Preußiſchen Armee gegen Dumouriez geſtanden hatte. Zwiſchen Chalons ſur Marne, 5 Poſten von St. Menehould und Epernais, betrachtete ich mit meinen Reiſegeſellſchafterinnen die Verſchanzungen der Preußen, welche ihr letztes Ziel geweſen waren. Das Feld, worauf ſich dieſe Schanzen befanden, heißt Camp de la Lune, weil es zu einem Gaſthofe gehört, der den Namen la Lune führt. Gegenſtände der Art gaben uns den Stoff zu allerlei Betrachtungen: ich erzählte von meinem Fürſten, und daß man ihm das berüchtigte Manifeſt keineswegs zur Laſt legen könne; meine Reiſegefährtinn hingegen gab mir ihre ariſtokratiſchen Geſinnungen zu erkennen, worin ſich damahls in Frankreich Alles gefiel, was vornehm ſcheinen wollte. Zu Epernais verfehlte ich nicht, eine Flaſche Champagner »von der erſten Qualität« zu koſten und dabei der entfernten Lieben zu denken. Madame Franceſchi

fand dieſes ſentimental von meiner Seite, und hatte die Güte, ein Glas von mir anzunehmen, aus dem ſie jedoch nur jungfräulich ein wenig nippte.

Die Gegend zwiſchen Chalons und Paris iſt himmliſch: man muß die Ufer der Marne, welche man faſt nie verläßt und ihre reizenden Hügelketten ſehen — ihre landſchaftlichen Schönheiten laſſen ſich nicht beſchreiben. Auch Madame Franceſchi war entzückt, wiewohl ſie dieſe ſchönſten Gegenden des ſchönen Frankreichs oft geſehen hatte.

Wir kamen in Paris am 5ten Mai an, und trennten uns in dem bureau de toutes les messageries de la France, rue de notre Dame des victoires gleich alten Bekannten, um uns nie wiederzuſehen: denn da ich zum Beſuch nicht aufgefordert wurde, ſo wollte ich nicht zudringlich ſeyn, und beſuchte Madame zu Paris nicht. Doch hörte ich daſelbſt, daß ihre Familie ſehr reich ſey, Madame ſich aber von ihrem Gemahl, wegen »incompatibilité des humeurs,« kürzlich ſeparirt habe; aus welchem Umſtande ſich mir denn manche ihrer Aeußerungen — beſonders in Beziehung auf den Charakter der Italiäner — erklärten. Jetzt begab ich mich ſofort in einem Fiacre nach meinem Gaſthofe, dem hôtel du Cercle auf der rue de la Loi, ehemahls Richelieu, ganz in der Nähe des Boulevards. Ich hatte dieſen

zur Wohnung gewählt, weil hier der Hannöverische Oberappellations-Rath von Ramdohr, Geschäftsführer seines Vaterlandes zu Paris, während der Französischen Occupation desselben, sich aufhielt, bei dem ich verschiedene vertrauliche Erkundigungen einzuziehen und ihm einige Eröffnungen zu machen hatte, so daß ich also, ohne das mindeste Aufsehen zu erregen, oder bei der stets aufpassenden geheimen Polizei im geringsten verdächtig zu werden, stündlich mit ihm mich unterhalten konnte. Ein Zufall war es freilich, daß mir Mr. du Béval, der Eigenthümer des Hauses, mein Zimmer dicht neben dem des Herrn von Ramdohr anweisen ließ. Ueberdieß bot dieser Gasthof vor allen andern in Paris große Vortheile den Fremden dar. Bekanntlich erhält man in den hôtels garnis nichts als die Wohnung. Dieß war hier nicht der Fall, man konnte auf Deutsche Art im Hause selbst alle Bedürfnisse empfangen, und an der schön besetzten Mittagstafel, an welcher Madame du Béval präsidirte, fand man fast alle bei den verschiedenen Legationen attachirte junge Diplomaten und die Geschäftsträger der Deutschen Fürsten. Auch Herr von Ramdohr speis'te hier täglich. Dieser, nicht im Stande seinem unterdrückten Vaterlande irgend einen bedeutenden Nutzen zu verschaffen, führte hier, als Gelehrter und Kunstfreund, das angenehmste Leben von

der Welt. Ein Mann von Geist und Kenntnissen, leidenschaftlicher Liebhaber der Künste (wie seine schätzbaren, jetzt freilich längst vergessenen Schriften zeigen), und selbst täglich die Oelmahlerei übend, lebte er, seit bereits zwei Jahren, hier so recht eigentlich, unter Mahlern und Bildhauern, in seinem Elemente, und dachte nur mit Schauder an die Zeit, wo er sich wieder zu seinen Cellischen Actenstößen, Relationen und Correlationen begeben müsse. Ueberdieß sagte ihm seine halbdiplomatische Lage so recht eigentlich zu. Er hatte unstreitig wahre Verdienste und war ein höchst achtungswerther Gelehrter: aber auf seine Kenntnisse, in sofern sie nicht directen Bezug auf die Künste hatten, schien er nicht den geringsten Werth zu legen; höchstens erwähnte er ihrer nur beiläufig. Seine Leidenschaft war zu glänzen und als Baron, Hofmann und Diplomat auftreten zu können, obwohl er keines von allen dreien war. Ein Orden, ein Gesandtenposten, die Excellenz, die Kammerherrnwürde hätten ihn schon damahls höchstglücklich gemacht, und wären ihm gewiß unendlich mehr werth gewesen, als der Ruf, der erste Rechtsgelehrte im Deutschen Vaterlande zu seyn. Auch prangte der »Baron« auf seinen Visitenkarten. Wie es nun eine sehr gewöhnliche Erscheinung ist, daß der Mensch das, was er in der Jugend wünschet im Alter in Fülle hat, so ist

auch Rambohr im Alter im Beſitz alles deſſen geweſen, was er in frühern Jahren ſo ſehnlich gewünſcht hatte. An ſeinem Freiherrnſtande zweifelte zu Neapel, wo er, königlich Preußiſcher Geſandter war, Niemand; er hat den St. Johanniter-Orden und die Kammerherrnwürde empfangen, und die Excellenz wird ihm in Italien gewiß nicht gefehlt haben Ich bin feſt überzeugt, daß er die Kammerherrn-Würde und den Johanniter-Orden für das Vice-Präſidium auf der Gelehrten-Bank des Oberappellations-Gerichts zu Celle (auf welcher er, nach der dortigen Einrichtung, zu ſeinem nicht geringen Verdruß, ſeinen Platz hatte) nicht vertauſcht haben würde. Dieſer, mit ſeinen verzeihlichen Schwächen, als Menſch und Gelehrter, beſonders aber als Kunſtkenner, höchſt achtenswerthe Mann war im Anfange meiner Anweſenheit zu Paris mein täglicher Geſellſchafter; weniger nachher, indem er, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, befürchtete, daß meine Eigenſchaft als Unterthan des Herzogs von Braunſchweig, bei einem fortgeſetzten vertrauten Umgange, ſeinen quasi-diplomatiſchen Verhältniſſen nachtheilig werden könne. — In der That war er auch nicht erforderlich, um meinen Hauptzweck zu erreichen; und dieſer war, Paris in einem Zeitraume von vier Wochen (denn nur dieſe Zeit konnte ich auf jenen Zweck verwenden) möglichſt kennen zu lernen. Der gedruckten

Hülfsmittel ſind in dieſer Stadt zum Unterricht der Fremden ſo viele vorhanden, daß nichts leichter iſt, als Paris in Paris kennen zu lernen; beſonders wenn man ſo glücklich iſt, als ich war, zum Wegweiſer einen tüchtigen Cicerone zu bekommen. Ich hatte meinem Bedienten, einem gebornen Coburger, in Frankfurt auf ſechs Wochen Urlaub ertheilt und nach ſeiner Vaterſtadt geſandt, um in einem Lande, deſſen Sprache er nicht kannte, von ihm nicht beläſtigt zu werden. Seine Stelle bei mir zu Paris vertrat, als valet de chambre de louage, ein sieur du Puits, (rue d'Argenteuil, près le passage de St. Roch, Nr. 189), — deſſen Name und Adreſſe hier, wegen ſeiner Verdienſte um mich, ſtehen mögen, um, auf die kurze Zeit, daß dieſe Blätter mich zu überleben beſtimmt ſeyn könnten, den Nachkommen überliefert zu werden. Dieſem treuen, unterrichteten und gewandten Manne bin ich vielen Dank ſchuldig. Vier Wochen lang hat er mit mir das unermeßliche Paris und die Umgegend zu Fuß und zu Wagen durchkreuzt, und mich auf eine Menge von Gegenſtänden aufmerkſam gemacht, die ich ohne ihn nicht würde haben kennen lernen. Auch dafür ſorgte er, daß ich ganz in der Regel auftreten möge. »Mein Herr,« ſagte er mir wohl, »wir verlangen nicht, daß ein Mann von euren Jahren (34 Jahre war ich alt), ein

Gelehrter und Staatsdiener, wie Ihr seyd, als ein junger Nichtsthuer und Pflastertreter sich zeige. In diesen Fehler verfallen viele eurer Landsleute, und machen sich dadurch lächerlich. Eure Kleider sind gut gemacht, und Ihr könnt euch allenthalben damit zeigen. Nur einen andern Hut kauft Euch; der eure hat nicht die jetzt übliche Form, und vor Allem, laßt Euch eure Haare gehörig ordnen. Ein Zöpfchen ist hier ganz außer Cours. Ich werde Euch einen Künstler senden, der eurem Kopfe eine natürlichere und elegantere Form geben soll.« — Gesagt, gethan: mein Zopf (der 1793 zu Wien seine Hauptverkürzung empfangen hatte) erlebte zu Paris seinen gänzlichen Untergang, und mein Haupthaar wurde »en Caracalla«, wie mich der Artist versicherte, geordnet. Doch ließ ich mir das Zöpfel nicht nur aushändigen, sondern sogar der Gestalt zubereiten, daß ich nachher noch zwei Jahre lang, es am Kragen meiner Uniform befestigen lassend, damit am Hofe erscheinen konnte; denn bis zu meinem Vaterlande war der Kopfschmuck des Römischen-Tyrannen zu der Zeit noch nicht gedrungen.

Während meines Aufenthaltes zu Paris führte ich sorgfältig ein Tagebuch, wie ich stets auf Reisen gethan habe, ich benutzte dabei die besten Hülfsmittel und habe es sogar nach meiner Rückkehr sauber ins Reine ge-

ſchrieben, mit Kupferſtichen, kleinen Karten und allerhand curioſen Documenten (wie ſie in Paris zu Hunderten den Fremden zugeſteckt werden) verſehen. Es liegt in der Handſchrift, in zwei ſtattlichen Quartbänden, vor mir, und nichts würde leichter ſein, als hier einige Bogen daraus mitzutheilen; wie ich denn auch in der längſt entſchlafenen, und, wie es den Todten geht, vergeſſenen Berliner Monatsſchrift, meinem verewigten Freunde, dem Bibliothekar Bieſter, zu Gefallen, Einiges daraus mitgetheilt habe*). Doch ich unterlaſſe es. Man hat, auch aus der damahligen Zeit, ſo viele Beſchreibungen von Paris, daß ich dem Leſer wahrſcheinlich, durch Wiederholung des Bekannten, Langeweile verurſachen würde. Einige Anekdoten, die ich in meinem Tagebuche finde, möchten wohl piquant genug gefunden werden: doch halte ich ſie, vielleicht zu vorſichtig, zur Zeit noch nicht für mittheilbar; und ſo mögen ſie in meinem Tagebuche begraben liegen, bis einer meiner Nachkommen einſt damit einer noch nicht gebornen Zeitſchrift aushilft.

*) Berliner Monatsſchrift, 14r Band, Auguſt 1805, S. 81. Hier ſind die Ueberbleibſel der Julianiſchen Bäder, an der ſüdlichen Seite der Seine, in der Vorſtadt St. Jacob, nicht weit von der ehemaligen Sorbonne in der Straße la Harpe, beſchrieben. — Reſte aus dem Alterthume, die kein Reiſender beachtet, und die in Paris ſelbſt faſt gänzlich unbekannt ſind.

Ich machte in Paris nur wenige Bekanntſchaften und benutzte nicht einmahl meine Empfehlungsſchreiben; ſo ſehr zogen mich die Kunſtſchätze an, die damahls aus halb Europa hier zuſammengehäuft waren. Auch wäre ich, wenn ich vornehme Bekanntſchaften hätte machen wollen, zur unrechten Zeit nach Paris gekommen; denn faſt alle Perſonen mit hiſtoriſchen Namen waren dem Kaiſer Napoleon nach Mailand gefolgt, wo er in dieſer Zeit als König von Italien gekrönt wurde. Dorthin war ihm auch der Marquis de Lucheſini gefolgt, an den ich Empfehlungsſchreiben bekommen hatte. Doch ſein Stellvertreter, der Legationsrath Roux, nahm ſich meiner auf das gütigſte an, und verſchaffte mir den Schutz und die Anerkennung der Preußiſchen Geſandtſchaft, ſo daß ich in dem Hotel des Miniſters Talleyrand nicht die geringſte Schwierigkeit hinſichtlich meiner Legitimation fand.

Während meines Aufenthalts zu Paris hielt ſich daſelbſt die Herzoginn Anna Caroline, Gemahlinn des Herzogs Friedrich Karl Ferdinand von Braunſchweig-Bevern, auf, eine geborne Prinzeſſinn von Naſſau-Saarbrück und verwittwete Herzoginn von Holſtein-Glücksburg, um ſehr bedeutende Forderungen, die ſie als Saarbrück'ſche Prinzeſſinn hatte, zu ſollicitiren. Dieſe vortreffliche Fürſtinn, welche ich im Januar des

Jahres 1807, unter ganz andern Conſtellationen, zu Glücksburg wiederſah, nahm mich mit dem größten Wohlwollen, als einen Landsmann, auf; und nur von mir würde es abgehangen haben, nach ihrem oft wiederholten gütigen Anerbieten, das höhere Perſonal von Paris (ſo viel damahls davon anweſend war) eben ſo genau kennen zu lernen, als ich die Gebäude, Kunſtſammlungen, wiſſenſchaftlichen Inſtitute und die Straßen-Scenen glaube kennen gelernt zu haben — ſo daß ich ſogar, als ich nach ſechs Jahren Paris wiederſah, wenig nachzuholen fand: — aber ich habe nun einmahl die Eigenheit, daß ich nur ſchwer dahin zu bringen bin (außer wenn es nothwendig iſt), ſogenannte vornehme Bekanntſchaften zu ſuchen und zu cultiviren. Ich blieb alſo bei meinem gewohnten Leben. — Doch machte ich die Bekanntſchaft eines Landsmannes, den ich nachher im Vaterlande in verſchiedenartigen Verhältniſſen geſehen und in mehrfachen Hinſichten ſchätzen gelernt habe. Es war dieſes der königl. Preußiſche Kammerherr von Münchhauſen, ein Sohn des ſchon damahls verſtorbenen Braunſchweigiſchen Miniſters und Oberhofmarſchalls. Er lebte in Paris den Wiſſenſchaften und den Vergnügungen. Der Franzöſiſchen Sprache war er ſo ſehr mächtig, daß er in dieſer Beziehung von keinem gebornen Pariſer unterſchieden werden konnte. Auch hat er in derſelben

einige Trauerſpiele geſchrieben, welche nicht ohne dichteriſchen Werth ſeyn ſollen. Er bewohnte eine kleine, ſehr elegant eingerichtete Etage in Geſellſchaft einer ſchönen und geiſtreichen Dame aus Toulouſe, die ſeine genaue Freundinn zu ſeyn ſchien. Er nahm mich mit Freundſchaft auf; auch war ich durch meine Frau entfernt mit ihm verwandt. Zur Zeit der Errichtung des Königreichs Weſtphalen trat er in die Dienſte des neuen Königs, bekleidete die Geſandtſchafts-Poſten zu Amſterdam und München, ging dann, nach Auflöſung des Königreichs, nach Paris zurück, um, bei einem hinlänglichen Vermögen, das frühere unabhängige Leben fortzuſetzen. Aber es giebt Männer, ſelbſt ſehr geiſtreiche, denen die Hofluft gleichſam die Lebensluft iſt. Das Lächeln der Natur am ſchönſten Frühlingsmorgen erſetzet ihnen nicht das gnädige Lächeln eines Fürſten —; dazu kam noch, daß ein fortgerücktes Alter die ſinnlichen Genüſſe nicht mehr ſo als früher zuließ —; Münchhauſen hatte zu viel gelebt, das Leben war ihm zum Ekel geworden. — Er entſchloß ſich alſo, das Mahl freiwillig zu verlaſſen, von dem er nicht mehr genießen konnte, und ein Piſtolenſchuß, in den Mund geführt, verſpritzte ſein Gehirn an die Wände ſeines Gemachs. — So endete einer der geiſtreichſten Männer, die ich habe kennen gelernt. — Ramdohr war

gelehrter als Münchhauſen, dieſer geiſtreicher; jener mehr in der alten Literatur, dieſer mehr in der neuern bewandert. Sie hätten ſich wechſelſeitig ergänzen können. An Eitelkeit waren ſie einander gleich, und kaum zweifle ich, daß auch Rambohr, wenn er wie Münchhauſen damahls den Danebrog-Orden beſeſſen, und es übrigens vermocht hätte, ſich, gleich dieſem, den Stern in Diamanten hätte herſtellen laſſen, mit welchem Münchhauſen, velut inter ignes Luna minores, unter den übrigen beſternten Perſonen am Weſtphäliſchen Hofe hervorglänzte.

Nachdem ich vier Wochen zu Paris zugebracht hatte, dachte ich auf meine Rückreiſe, ungern ſo früh eine Stadt verlaſſend, die man, nach dem, was der Sieg in ihr zuſammengeführt, in wiſſenſchaftlicher (wie ſchon längſt in politiſcher) Hinſicht, die Hauptſtadt der Erde nennen konnte. Ich verließ ſie, nicht nur durch die mannichfachen Anſchauungen unterrichtet, ſondern ich hatte hier auch für das ganze übrige Leben gewiſſe politiſche Ueberzeugungen gewonnen, deren Richtigkeit ſich nachher immer mehr erprobet hat. Unter dieſe gehört denn vor allem Andern, daß Frankreich, wenn es in ſeinem Innern ruhig und glücklich ſeyn ſoll, nur auf die Weiſe regiert werden kann, als es Napoleon regierte, und daß alſo ein ernſtlich gemeintes Re-

präſentativ-Syſtem für den Franzöſiſchen Charakter vollkommen unangemeſſen ſey. Unter hundert Franzoſen werden wenigſtens fünf und neunzig von der unbeſchränkteſten Eitelkeit und dem vollendetſten Egoismus geplagt: man befriedige dieſe, ſo ſind ſie die entſchiedenſten Anhänger deſſen, von dem ſie dieſe Befriedigung empfangen. Diejenigen aber, bei denen die Befriedigung nicht Statt finden kann, und dieſes wird freilich immer (der Natur der Sache nach) die Mehrheit ſeyn, müſſen durch die Hoffnung, daß auch an ſie einſt die Reihe komme, und durch Furcht in Ordnung erhalten werden; wobei ſich denn verſteht, daß für die erſten Bedürfniſſe der Menge — weil Noth kein Gebot achtet — geſorgt werden müſſe. — Nach dieſen Prinzipien regierte und handelte Napoleon. Wenn ich nun, im Julius 1805, in Paris ſo ſicher herumſchweifend, wie man nur in Wien herumſchweifen kann, bedachte, daß hier vor zehn Jahren der Terrorismus noch an der Tagesordnung geweſen, — denn erſt am 28ſten Julius 1794 wurde Robespierre guillotinirt, — dann mußte ich mit der größten Bewunderung gegen den Helden erfüllt werden, der ein ſolches Reſultat herbeizuführen gewußt hatte. Wäre nur ſolche Größe durch die ſchönſte aller Tugenden eines mächtigen Herrſchers, durch Mäßigung im Glücke, gekrönt geweſen! — So viel ſcheint

mir aber gewiß zu ſeyn: eben ſo lange wird Frankreich von der einen Revolution zu der andern hingeriſſen werden, als das jetzige Repräſentativ-Syſtem und die Zügelloſigkeit der periodiſchen Preſſe dauern. — Mit beiden iſt es unmöglich, Frankreich zu regieren.

Die Reiſe mit der Diligence war für mich auf der Herreiſe ſo angenehm geweſen, daß ich keinen Augenblick anſtand, ſie auch zur Rückreiſe zu wählen; und gewiß müßte Jeder, der eine Kenntniß der verſchiedenen Volksclaſſen erwerben will, dieſe Art zu reiſen jeder andern vorziehen. Doch war ich auf meiner Rückreiſe, die ich über Straßburg zu machen beabſichtigte, nicht ſo glücklich, als auf meiner Fahrt von Metz nach Paris, wo ich, wenn die Wahl der Reiſegeſellſchaft von mir abgehangen hätte, nur das Vergnügen der Unterhaltung berückſichtigend, nicht zweckmäßiger hätte wählen können. Mehr Kenntniß, in der angedeuteten Hinſicht, konnte ich aber durch meine neue Reiſegeſellſchaft erwerben. Sie beſtand: aus einem höchſtalbernen Kaufmannsdiener, dem kein vernünftiges Wort aus dem Munde ging; einer ältlichen Italiäniſchen Dame, Gemahlinn eines Brigadegenerals bei der Polniſchen Legion; der Frau eines Lieutenants bei derſelben Legion, welche ein Kind

von wenigen Monaten mit ſich führte; der Frau eines Regiments-Muſicus, die von Boulogne nach ihrer Heimath zurückkehrte und eine Deutſche war. Ich hatte alſo Gelegenheit, mich in Deutſcher, Franzöſiſcher und Italiäniſcher Sprache mit meiner Reiſegeſellſchaft unterhalten zu können. Die beiden Polniſchen Officier-Frauen kehrten, nach vielen erlittenen Drangſalen, von St. Domingo nach Europa zurück. Die junge Dame war während eines Sturms auf der See entbunden, und nachdem das Schiff an der Portugieſiſchen Küſte geſcheitert, hatte ſie ſich von dort nach Paris durchbetteln müſſen. Jetzt wurden beide Damen nach einer kleinen Stadt geſandt, wo gleichſam ein Depot von Polniſchen Officier-Frauen, die man von St. Domingo zurückgeſchickt hatte, angelegt wurde. — Verhältniſſe der Art, die ſonſt einem ewig unbekannt bleiben würden, lernt man auf den Reiſen mit der Diligence kennen, und ſo erſt gewinnt man ein richtiges Bild von dem Leben und dem Treiben in der Zeit. — Die armen Polinnen, entgangen den mordenden Negern und den Seeſtürmen, ſollten durch die grenzenloſe Albernheit eines Franzöſiſchen Kaufmanns-Commis von neuem ins Unglück kommen. — Die jüngere Dame war ausgeſtiegen, wahrſcheinlich, um hinter einem Buſche ihr weinendes Kind zu ſäugen. Als ſie etwas zu lange ausblieb und die Genera-

linn ängstlich zu werden begann, erbot sich unser Narr, mit Französischer Liebenswürdigkeit, Erkundigung einzuziehen. Ehe er die Erlaubniß empfangen, war er schon über einen Graben in das Holz gesprungen. Gleich nachher kam er mit dem betrübtesten Ansehen zurück, berichtend, die junge Dame läge entseelt neben einer Eiche, und ihr Kind würde von Wölfen verspeiset. — Die Generalinn sank sofort in Ohnmacht, und jetzt bekannte denn unser Plagegeist: er habe Alles erlogen; es sey nur ein Scherz von ihm. Indem ich ihn mit der verdienten Verachtung behandelte, suchte ich nur die Dame wieder in das Leben zu bringen. Vergeblich. Unterdeß erschien die junge Frau mit ihrem beruhigten Kinde: aber nun wurde die Verlegenheit noch unendlich ärger. Nicht anders als glaubend, ihre Tante (wie sie jene nannte) sey gestorben, überließ sie sich einer grenzenlosen Verzweifelung, die in die furchtbarsten Krämpfe überging. Die Deutsche Musikantenfrau mußte sich nun des Kindes annehmen, wir legten unsere Kranken so gut zurecht, als es gehen wollte, und machten, daß wir nach St. Dizier kamen, von wo wir eine halbe Stunde entfernt waren. Hier begab ich mich sofort nach der Mairie, zeigte den Vorfall an, und bewirkte, daß den Damen ein Quartier in der Stadt angewiesen wurde; denn obwohl die Aeltere wieder zur Besinnung gekommen, so

waren doch beide nicht im Stande, die Reiſe fortzuſetzen.

Es war mir unmöglich, bei dem Stocknarren im Wagen zu bleiben; ich ſetzte mich alſo bei dem Conducteur in das ſogenannte Cabriolet, wo ich bis Toul, mich an der reizenden Gegend ergötzend, ſitzen blieb. — Nach einer Reiſe von ſechs Tagen (von Paris an), nach mannichfacher Abwechslung der Reiſegeſellſchaft, und nach einer Verweilung von einem Tage in dem ſchönen Nancy, kam ich, nachdem ich die Vogeſen bei Nacht überſchritten, glücklich in Straßburg, des Morgens um acht Uhr, an.

Zu Straßburg machte ich eine Bemerkung, die ich aus meinem Tagebuche mitzutheilen nicht unterlaſſen mag. Mein erſter Gang auf der Straße, vorzüglich aber die Logen des Theaters, geben mir die Ueberzeugung, daß hier ein ganz anderes Blut in den Adern des weiblichen Geſchlechtes ſtröme, als zu Paris. So viel häßliche und verkrüppelte Weiber und Mädchen ich dort erblickte, ſo viele ſchöne ſah ich hier. Dort ſcheint Schönheit nur das Erbtheil der Buhldirnen des Palais royal und der Tänzerinnen geworden zu ſeyn; die große Mehrheit der Frauen iſt häßlich, und würde, ihres Schmuckes beraubt, in häuslicher Kleidung gewiß noch weit häßlicher erſcheinen. — Zu Straßburg war damahls kein Fran-

zösisches, sondern nur ein Deutsches Schauspiel. An dem Abende, da ich diesem beiwohnte, wurde, auf eine wahrhaft ergreifende Weise, Schiller's Todtenfeier begangen, welcher eine Vorstellung der Jungfrau von Orleans, zum Vortheile von Schiller's hinterlassener Wittwe, folgte. Am 9ten Mai war der große Dichter im 46sten Lebensjahre gestorben.

Der Umblick vom Münster ist unbeschreiblich ergreifend. — Westlich die Vogesen; südlich, in tiefer Ferne, die Alpen; östlich der Rhein, durch fruchtbare Gefilde zwischen Städten und Dörfern dahinströmend; nordöstlich die Gebirge des Schwarzwaldes. — Dieses Panorama erinnerte mich wehmüthig an meinen verewigten Freund Hoyer, der sich durch Anblicke der Art so sehr hinreißen ließ. Ich schrieb seinen Namen an die Krone des Thurms, und heftete an eine dort befindliche eiserne Krampe das Band meines Handstockes, welches, wie dieser, von ihm getragen war. Ich wollte gleichsam ein Andenken von meinem todten Freunde auf dem höchsten Gebäude der Erde zurücklassen.

Am 15ten Junius, früh um sechs Uhr, verließ ich, nach einem Aufenthalt von drei Tagen, Straßburg mit der Taxischen Diligence. Meine Reisegesellschaft bestand aus zwei Damen, zu denen sich in Kehl ein Badischer Officier, ein geborner Russe und sehr gebildeter

junger Mann, hinzugeſellete. Die ältere Dame war die Frau eines Predigers aus dem Badiſchen, welche ihre Söhne, die ſich in Paris in Kriegsdienſten befanden, beſucht hatte. Die jüngere war ein blaſſes und zartes Mädchen, von vielleicht ſiebenzehn Jahren, ein Fräulein von Oberkirch, welche in Straßburg mehrere Jahre in der Penſionsanſtalt einer Madame Loyauté geweſen war. Vor dem Hauſe dieſer Dame war ſie auch eingeſtiegen, umarmt von einer Schaar junger Mädchen, und von Madame Loyauté ſelbſt, die den zärtlichſten Abſchied von ihr nahmen. Sie wurde jetzt nach einer Frau von S***, die ſich des mir ziemlich verlaſſen ſcheinenden Mädchens angenommen, nach Stuttgart geſandt, und war, auf eine, wie mir ſchien, unverantwortliche Weiſe, der öffentlichen Poſtkutſche, ohne alle Begleitung, anvertraut worden. Wir trafen, uns im Sande langſam fortſchleppend, um 4½ Uhr zu Raſtadt, gegen Mitternacht aber erſt zu Carlsruhe ein. Fräulein Oberkirch, die nie auf einem Poſtwagen, vielweniger des Nachts gefahren, war bei unſerer Ankunft in Carlsruhe in einem ſolchen Zuſtande der Erſchöpfung, daß ich für ihre Geſundheit, ja für ihr Leben, fürchtete. Blaß, wie der Tod, zitterte ſie über und über, und vermochte kaum ein Wort zu reden. Dazu verſtand ſie kein Wort Deutſch, denn ſie war nie aus Franzöſiſchen

Penſions-Anſtalten gekommen, und hatte keinen Begriff von den Deutſchen Münzſorten. Dieſes hülfloſe Weſen mußte nun noch eine Reiſe von faſt zwei Tagen nach Stuttgart machen. Wir übrigen trennten uns hier von ihr: die Reiſe der Predigersfrau und des Officiers war zu Ende; ich mußte die meinige nach Bruchſal fortſetzen. Zu ihrem einzigen künftigen Reiſegeſellſchafter bekam ſie einen Engliſchen Seeofficier, der aus der Gefangenſchaft zu Verdun, in welcher er ſich einige Monate zu ſeinem großen Kummer befunden, entflohen, jetzt ſich nach Venedig zu begeben beabſichtigte, und der außer ſeiner Mutterſprache nur etwas Italiäniſch verſtand. Ich machte ſeine Bekanntſchaft im Poſthauſe; er ſchien ein vollkommen biederer Seemann zu ſeyn, und verſprach dem Poſtmeiſter und mir, ſich ſeiner Reiſegefährtinn beſtens anzunehmen. In der That iſt ſie auch glücklich in Stuttgart angekommen, wie ſie mir nach Braunſchweig zu ſchreiben die Aufmerkſamkeit gehabt hat, denn ich hatte mich ihrer recht väterlich angenommen. Nach mehrern Jahren hat ſie mir gemeldet, daß ſie verheirathet und glückliche Mutter ſey.

Zu Carlsruh nahm ich Extrapoſt, denn die Deutſchen Poſtwagen waren damahls keine auf Franzöſiſche Art eingerichtete Diligencen, und gelangte (nach einem

kurzen Aufenthalt zu Heidelberg) ſchnell genug nach Frankfurt, wo ich meinen Bedienten von Coburg zurückgekehrt vorfand. Am Ende des Monats war ich wieder zu Braunſchweig.

Während meiner Abweſenheit waren von meinem Bruder Georg (Erbherrn auf Groß-Siebeck und jetzt herzogl. Anhalt-Bernburgiſchen Amtshauptmann) auf meinem Gute Groß-Twülpſtedt, welches überhaupt ſeiner brüderlichen Freundſchaft gegen mich viele nützliche Einrichtungen und manches ſchöne Gebäude verdankt, bedeutende Bauten ausgeführt. Als ich nun im Herbſte mich dort hinbegab, um mich des Vollendeten zu erfreuen, traf meine Aufmerkſamkeit ganz vorzüglich das Todten-Gewölbe, dicht neben der Kirche, in welchem, aller Wahrſcheinlichkeit und meinen Wünſchen nach, auch mein Leichnam dereinſt zur Ruhe beſtattet werden wird, da ich nicht in der Stadt Braunſchweig wohnhaft bin, woſelbſt unſer Erbbegräbniß iſt. — Ueberhaupt habe ich ſtets eine eigenthümliche Hinneigung gehabt, mich der Gräber und der irdiſchen Reſte berühmter oder guter Menſchen anzunehmen; daher es denn auch gekommen, daß ich nicht eher mich zufrieden gab, bis ich, unter der Regierung des Herzogs Karl II., eine gründliche Herſtellung des herzoglichen alten Grabgewölbes zu Wol-

fenbüttel durch meine dringenden Bitten und Vorſtellungen bewirket hatte. So dachte ich denn auch auf die Herſtellung des Grabgewölbes zu Gr. Twülpſtedt, in welchem Hermann Conrings (einſt Beſitzers dieſes Gutes) und mehrerer ſeiner Nachkommen Reſte ruhten. In dem Gewölbe ſah es nun gar wüſt aus. Die auf einander gepackten Särge waren zum Theil zuſammengebrochen, und auf eine ſchaudererregende Weiſe lagen, mit verfaulten Brettern vermiſcht, die Gebeine umher; ſo gering war hier die Achtung der Vorfahren für die Todten geweſen! Ich ließ nun zuvörderſt dieſen Wüſt aufräumen, und in einer vor dem Gewölbe auf dem Kirchhofe veranſtalteten Gruft die Gebeine begraben, nicht erkennend, um mit Tacitus zu reden *), weſſen Gebeine ich mit Erde bedecke, alle als von Verwandten und Blutsfreunden, welches ſie mir doch nicht waren, da das Conring'ſche Gut Groß-Twülpſtedt erſt von meinem Vater angekauft worden. Hermann Conrings Reſte, mir jetzt durch das Schickſal anvertraut und gleichſam mein Eigenthum, hielt ich jedoch für Pflicht der Nachwelt zu überliefern. Nach-

*) Annal. I. 62. „Ossa nullo noscente, alienas reliquias an suorum humo tegeret, omnes ut conjunctos, ut consanguineos . . . condebant.

dem ich mit völliger Gewißheit, nach der Nummer eines alten Begräbnißregisters, des großen Polyhistors Sarg herausgefunden, ließ ich denselben, der jedoch ebenfalls in einem Zustande sich befand, daß eine Herstellung nicht möglich war, öffnen, und erblickte nun die Reste des großen Mannes in einem Zustande, der auf eine schaudererregende Weise an die Vergänglichkeit des irdischen Daseyns erinnerte. Nur die Silberhaare, das seidene Doctorbarett, der Schädel und einige der größern Knochen waren noch, mit Ueberbleibseln seidnen Zeuges, zu erkennen. Alles dieses ließ ich (es war tiefe Nacht, und wir Anwesenden mit einer Fackel versehen) in den neuen bereitgehaltenen Sarg legen und der Meister Dorfischler verschloß ihn mit dumpf durch die Nacht ertönenden Hammer-Schlägen. — Nicht zufrieden jedoch, Hermann Conrings Reste auf diese Art nach hundert fünf und zwanzig Jahren geehrt zu haben, beschloß ich, ihm ein einfaches, aber der Zeit trotzendes und fast unverwüstliches Denkmahl zu setzen, und veranstaltete sofort das hierzu Erforderliche. In der Entfernung einer Stunde von Groß-Twülpstedt, bei Völpke, befinden sich die mächtigen und berühmten Steinbrüche in einem sehr harten quarzartigen Sandsteine, welche den Namen von diesem Dorfe führen. Dort ließ ich, auf einer Platte von ungefähr zehn Fuß Höhe, sechs Fuß Breite und einem Fuß

Dicke, nachfolgende Inſchrift einhauen, welche den berühmten Conſiſtorial-Vicepräſidenten und Prof. Henke zum Verfaſſer hat. — Die nebenſtehende Ueberſetzung rührt von mir her. — Dieſe Platte iſt an der Kirche befeſtigt, weil deren Mauern mir noch unzerſtörbarer als die des Grabgewölbes ſchienen. Der Sarg Hermann Conrings trägt die Inſchrift: Hermanni Conringii reliquiae.

QVOCVM BONAE LITERAE
HEIC INTERDVM RVSTICABANTVR

HERMANNVS CONRINGIVS

TENVES VASTAE MENTIS EXVVIAS VOLEBAT
ISTHOC OBSCVRO ANGVLO REPOSTAS
LVCIDI NOMINIS LATE DIFFVSI CERTVS
LVSTRIS ABHINC VIGINTI QVINQVE

GERMANICAE LIBERTATIS VIRTVTIS GLORIAE
REBVS GESTIS LEGIBVS MORIBVS PARTAE
IVSTVS VINDEX
GERMANICI IMPERII FINES CALAMO FELICIVS
QVAM CAESAR GLADIO TVTATVS
GERMANIAE NE SVVS DEFORET GROTIVS
TYRANNIDI SACRAE ET CIVILI TERROR
ARTIS REMPVBLICAM SOBRIE GERENDI CATVS
NEC SCHOLARVM IN TENEBRIS SED VITAE IN LVCE
EDOCTVS MAGISTER
PRINCIPVM QVORVNDAM NON IN PALATIIS
SED E SVO DOMICILIO PRVDENS CONSVLTOR
OPTIMISQVE INTER ILLOS QVOS ILLVD SECVLVM OSTENTAVIT
CARVS ET HONORATVS
AEVI SVI INTER DOCTOS MIRACVLVM
ACADEMIAE IVLIAE INSIGNE DECVS.

NOMINI POST LVSTRA VIGINTI QVINQVE NOBILI
TOTIDEM EXACTIS AC DVM SVVS
BENE MERITIS HONOS MANEBIT
AEQVE FVTVRO NOBILI

MDCCCVII.

Hermann Conring,

mit dem die Musen
auf diesem Landsitze oftmahl weileten,
wollte vor hundert fünf und zwanzig Jahren,
dass die kleine Hülle seines grossen Geistes
hier im unbekannten Winkel ruhe:
Gewiss es strahle dennoch stets
der weit berühmte Name.

Ein treuer Kämpfer
für Deutsche Freiheit, Tugend, Ehre,
erworben durch Thaten, Gesetze, Sitten;
der des Deutschen Reiches Gränzen
glücklicher mit der Feder
als mit dem Schwerdt der Kaiser schützte;
damit ein Grotius auch nicht den Deutschen fehle,
ein Schrecken
kirchlicher und bürgerlicher Herrschsucht;
ein Meister in der Kunst, des Staates Steuer zu lenken;
belehrt nicht in der Schulen Dunkel,
sondern in des Lebens Helle.
Der Fürsten weiser Rather,
in ihren Schlössern nicht, sondern aus dem eignen Hause.
Von den besten,
derer sich sein Jahrhundert rühmte,
geehrt und geliebet.
Ein Wunder der Gelehrten seiner Zeit;
eine glänzende Zierde der hohen Schule Julia.

Dem Namen, der noch strahlet
nach hundert fünf und zwanzig Jahren,
der, wenn wieder sie verflossen, strahlen wird,
und so lange Hochverdienten Ehre bleibt.
MDCCCVII.

Das Denkmahl kam übrigens erſt 1806 zu Stande, woraus ſich die Anſpielungen auf Deutſche Freiheit und die vom Feinde überſchrittenen Grenzen Deutſchlands u. ſ. w. erklären laſſen. — Hermann Conring wurde geboren zu Norden in Oſtfriesland am 9ten November 1606; er ſtarb zu Helmſtedt am 12ten September 1681.

Ich leugne nicht, daß ich mich zu ehren geglaubt habe, indem ich hier der Nachwelt überliefere, wie ich die irdiſchen Reſte eines großen Mannes ehrte. — Ich bin übrigens in dem Beſitze mehrerer eigenhändiger Schriften von ihm, auch in Bezug auf die Penſion, die er von Ludwig XIV. empfing. Einiges von dieſem habe ich auf den öffentlichen Bibliotheken zu Wolfenbüttel und Göttingen niedergelegt.

Im Sommer des Jahres 1806 beſuchte ich Pyrmont, Driburg, Paderborn, Detmold und einige andere Gegenden Weſtphalens. In welchem Glanze der Schönheit ſtrahlte damahls zu Pyrmont die angebetete Preußen-Königinn! — Prudens futuri temporis exitum caliginosa nocte premit Deus. — Immer näher und näher kam das furchtbare Ungewitter, welches des Unglücks ſo viel über unſer zerriſſenes Deutſchland bringen ſollte. — Seit der höchſt beſchwerlichen Winter-Reiſe des Herzogs nach St. Petersburg, wo derſelbe am 19ten Februar

anlangte, und, wie die Zeitungen uns gemeldet haben, mit Ehrenbezeugungen überhäuft wurde, war ein groſſer Theil der gewöhnlichen Heiterkeit meiner vortrefflichen, gewiſſermaßen prophetiſch-ſcharfblickenden Fürſtinn entflohen. Sie ahnete das Schrecklichſte, und erzählte mir oftmahls, wie ſie im Traume den Herzog verwundet auf einem Feldbette hätte liegen ſehen. Auch der Tod des Erbprinzen Karl Georg Auguſt († den 20. Sept. 1806) erſchütterte ſie tief. »Wie wird es nun werden, ſagte ſie mir mit Thränen im Blicke, wenn meine traurigen Ahnungen eintreffen?«

Zur gewöhnlichen Zeit war die Fürſtinn indeß in meiner Begleitung nach Gandersheim gereiſ't, um dort ihren Geburtstag (2. Oct.) durch das heilige Abendmahl zu feiern. — Alles erneute ſich wieder auf die gewöhnliche Weiſe, aber nur in einzelnen Momenten, wo die Fürſtinn gleichſam ihre Ahnungen vergaß, kehrte die ihr natürliche frohe Laune zurück. Solche heitere Augenblicke gewährte ihr die Einweihung der Synagoge und der Jüdiſchen Erziehungsanſtalt, welche der bekannte Banquier und Geheime Finanz-Rath Israel Jacobſon (nachheriger Präſident des Israelitiſchen Conſiſtoriums zu Caſſel) zu Seeſen, welches Städtchen nur eine Meile

von Gandersheim entfernt liegt, begründet hatte. Dieſe Einweihung wurde mit großer Feierlichkeit und ſogar unter Glockengeläute (wie Jacobſon geſtattet worden) vorgenommen. Der Fürſtinn war mit ihrem Gefolge ein ausgezeichneter Sitz in der Synagoge bereitet. — Hier erblickten wir denn — zum deutlichen Beweiſe der Toleranz der Zeit, oder (wie mir ein katholiſcher Geiſtlicher aus dem benachbarten Bilderlahe äußerte) zum Zeichen, daß die Zeit vorbei ſey, wo man ſeine eigenthümliche Religion auf eine eiferſüchtige Weiſe geliebt habe, gleichwie eine dahingealterte Gattinn auch eben keine Eiferſucht mehr einzuflößen pflege — neben dem Oberrabbiner, lutheriſche Superintendenten und Prediger, einen reformirten Geiſtlichen und mehrere katholiſche Prieſter: alle ergötzt durch das neue Schauſpiel, Herrn Jacobſon in dem Coſtüme eines proteſtantiſchen Geiſtlichen, angethan mit einem ſeidenen Mäntelchen und unter dem Kinne mit ſogenannten Bäffchen, mit der Tora im Arme, fungiren zu ſehen. Das Ganze war auf ein Schauſpiel berechnet und endete auch mit einem ſplendiden Gaſtmahle, (denn ohne Eſſen und Trinken wird nun einmahl eine Feſtlichkeit nicht für vollſtändig geachtet), zu dem auch die Fürſtinn die Einladung wohlwollend angenommen hatte. Sie ſchätzte Jacobſons mannichfache Verdienſte, und ehrte vorzüglich ſein Beſtre-

ben, ſeine Nation aufzuklären und den Chriſten möglichſt gleichzuſtellen. — »Mag immer die nur zu ſehr in die Augen leuchtende Eitelkeit unſers Jacobſon« — ſagte ſie wohl — »einen großen Antheil an ſeinen Handlungen haben: in hohem Grade iſt es doch zu achten, daß ſich ſeine Leidenſchaft auf dieſe Weiſe äußert. Andere ſind auch eitel: aber beobachten Sie einmahl, auf welche Art ſie zu glänzen ſuchen. Durch ihre vermeintlichen Verdienſte wollen ſie Andere herabſetzen, während Jacobſon ſich auf eine nützliche und edele Weiſe unſterblich macht. Ich achte den Mann auf das vollkommenſte, und mein Bruder achtet ihn auch. Darum erſuche ich Sie, denken Sie darauf, wie auch wir wiederum dem Tempelſtifter eine Ehre erweiſen.« — So ungefähr ſprach die Aebtiſſinn, und dachte ſich folgende Ueberraſchung für Jacobſon aus.

Ich mußte in meinem eigenen Namen (weil die Fürſtinn wegen des Todes des Erbprinzen in zu tiefer Trauer war, um ſelbſt Feſte geben zu können) Alles, was Gandersheim und die Umgegend an ausgezeichneten Männern und Frauen beſaß, zu einem glänzenden Frühſtück (Morgens um 11 Uhr) einladen. Der große Kaiſerſaal auf der Abtei war hierzu eingeräumt, und die fürſtliche Küche hatte etwas Ausgezeichnetes geleiſtet. — Als die Geſellſchaft nun ſchon mehrere Stun-

den froh zuſammen geweſen, und ſich das Mahl, welches die Mittagstafel völlig erſetzt hatte, ſeinem Ende nahte, erſchien die Fürſtinn-Aebtiſſinn, als wenn ſie der frohen Geſellſchaft einen kurzen Beſuch abſtatten wollte, gefolgt von mehrern Damen, und unter dieſen von den beiden ſchönen und liebenswürdigen Töchtern ihres Hofpredigers, des Generalſuperintendenten Klügel. Indem ſich nun Jacobſon der Fürſtinn ehrerbietig näherte, um ihr ſeinen Reſpect zu bezeigen, faßte ihn dieſe freundlich bei der Hand, und die weißgekleideten Mädchen ſetzten ihm eine aus Eichenlaub künſtlich von der Fürſtinn ſelbſt gewundene Bürgerkrone auf das Haupt, wobei die Aelteſte mit hinreißendem Anſtande folgende Verſe declamirte, die ich, auf Verlangen der Aebtiſſinn, gern verfertigt hatte:

»Dich rief, ein unterdrücktes Volk zu heben,
Nach langer ſchwerer Zeit die Vorſehung.
Verlaß'nen brachteſt Du ein neues Leben,
Und es zu thun, dieß war Dir Lohn genung.
Du fahſt die Flamm' erloſchen, ed'ler Mann,
Und fachſt ſie kräftig an zu neuem Glanz;
Du zeigſt, was Tugend, Muth und Arbeit kann:
Darum empfange jetzt den Bürgerkranz.«

Jacobſon, auf das äußerſte überraſcht und auf das tiefſte gerührt, faſt unfähig zu reden — beugte das eine Knie vor der edeln Fürſtinn, nahm den Kranz vom

Haupte und drückte ihn an seine Brust, mit den Worten: »Der Kranz soll einst mit in meinen Sarg.«

Dieses Fest hatte am 8ten October Statt. Da der Herzog nicht zu Braunschweig anwesend war, so gab dieses der Fürstinn die Veranlassung, ihren Aufenthalt zu Gandersheim etwas zu verlängern. Wir kamen zurück, als eben die Kunde von dem unglücklichen Treffen bei Saalfeld und dem traurigen Schicksal des heldenmüthigen Prinzen Louis (10. Oct.) eintraf. War die Fürstinn bisher von finstern Ahnungen niedergedrückt, so trat ihr nun das Schicksal des Preußischen Heeres und seines Anführers mit Gewißheit entgegen. Man mochte ihr noch so viel sagen, bis jetzt sey von nichts als einem Avantgarden-Gefecht die Rede; eigene Unvorsichtigkeit habe dem Prinzen sein Unglück zugezogen; sie blieb dabei: Preußen könne sich mit einem Coloß, als das siegreiche Frankreich sey, und ihr Bruder, ein siebenzigjähriger Greis, nicht mit Napoleon messen, der überdieß keine der Rücksichten zu beobachten habe, die einen Preußischen Heerführer, der Sache nach, beschränkten. — »Glauben Sie mir« (sagte sie unzählige Mahle), »wir sind am Abend vor einer Katastrophe. Ich beklage vor Allen meinen unglücklichen Bruder: ihn rufen Pflicht und Ehre; er kann nicht anders, aber man sollte nicht auf seine Schultern legen, was jetzt für

ihn zu tragen zu schwer ist. Napoleon siegt durch eine ganz andere Taktik, als diejenige war, welche man im siebenjährigen Kriege anwandte, und die damahls zum Siege führte. Auch ist Napoleon kein Soubise und sein Heer keine Reichsarmee. Ich befürchte (setzte sie gleichsam prophetisch dann hinzu), die Siegessäule von Roßbach wird nicht lange mehr an ihrer Stelle bleiben. — Wenn mein Bruder von einem Siege überzeugt wäre, so würde er sein kleines Corps zu den Preußen stoßen lassen. Warum that er dieses nicht? — Er hält es für das gerathenste, für sich neutral zu bleiben. — Wird man seine Neutralität respectiren? — Ich zweifle. — Im October des vorigen Jahres, da war es Zeit, da mußte Preußen den Franzosen in den Rücken fallen: dann hätte es keinen Einzug in Wien und keine Schlacht bei Austerlitz gegeben.« — So ungefähr waren die Reden der geistreichen Fürstinn, als am 16ten October erst dumpfe Gerüchte, dann aber am 17ten die ganze Kunde von dem Unglücke bei Auerstädt anlangten. — Unmöglich ist es mir, die Verzweifelung der so reizbaren Prinzessinn zu schildern. Sie lag stundenlang in den furchtbarsten Krämpfen; noch jetzt mir ein Wunder, daß ein so zarter Körper diesen nicht erlegen. Die künftige Blindheit des Herzogs (dem bekanntlich beide Augen auf das zerstörendste verletzt waren) schien ihr das Schreck-

lichſte zu ſeyn. Stellte ſich dieſes Schauſpiel ihr ſo recht vor das Auge des Geiſtes, dann ſchrie ſie auf eine herzzerreißende Weiſe: »Charles un Oedipe; un Bélisaire!« — Doch, ich wende meine Gedanken von Scenen dieſer Art, bei denen an Tröſtungen und Zuſpruch nicht zu denken war, denn die verzweifelnde Schweſter hörte ſolche nicht einmahl. — Dieſes mir ſo nahe liegende Seelenleiden meiner Fürſtinn zog mich dergeſtalt von allem Uebrigen, was ſich am 16ten und 17ten October in Braunſchweig zutrug, ab, daß ich davon kaum mich noch etwas zu erinnern vermag, und Aufzeichnungen fehlen mir aus dieſen Tagen der Noth. — So viel weiß ich, daß ſofort beſchloſſen wurde, die geſammte herzogliche Familie ſolle die Stadt und das Land verlaſſen. — Noch jetzt bin ich überzeugt, daß die Maaßregel zum wenigſten unnütz war, denn gewiß wäre weder die Herzoginn — freilich eine Schweſter des Königs von England — wie man befürchtete, als Geißel abgeführt, noch würde den übrigen Mitgliedern des Fürſtenhauſes etwas von den Franzoſen zu Leide geſchehen ſeyn. — Man denke nur an Weimar, und wie nützlich es war, daß man dort dem Sieger Vertrauen ſchenkte. Doch, in Braunſchweig entſchloß man ſich zur Flucht; ich weiß nicht auf weſſen Rath: vielleicht hatte der verwundete Herzog die Abreiſe ſeiner Familie

ſelbſt anbefohlen, und dann ließ ſie ſich freilich nicht vermeiden. — Es wurde beſtimmt, meine Fürſtinn müſſe an dieſer Reiſe Theil nehmen, und ſie war zu ſehr aufgeregt, um im Stande zu ſeyn, wirkſamen Widerſtand entgegenſetzen zu können. Am 17ten wurde eingepackt, damit am 18ten früh die Reiſe, und zwar zuvörderſt nach Roſtock, vor ſich gehen könne. Ich zweifle nicht daran, daß dieſe Gegend gewählt wurde, weil in ſolcher der Oberhofmeiſter der regierenden Herzoginn, ein Herr von Preen, Güter und viele Bekannte hatte. Man gab vor, daß man dort mit der See in Verbindung, und (wie es nothwendig erſcheinen könne, bei fernerm Vorrücken der Franzoſen) leicht nach Schweden, Rußland oder England zu gelangen im Stande ſey; nicht erwägend, daß die Oſtſee im Winter nur unter den größten Gefahren beſchifft werden kann. — Es war beſchloſſen: ich ſolle zu Braunſchweig zurückbleiben, um für die Angelegenheiten der Fürſtinn dort zu ſorgen; hier könne ich ihr nützlicher ſeyn als auf der Reiſe, ſagte man. — Am Abend des 17ten nahm ich von meiner ſo innig verehrten Fürſtinn Abſchied. Meine Empfindungen zu ſchildern bin ich außer Stande, und auch ſie zerfloß in Thränen. — Doch, es ſollte anders kommen. — Als ich, gegen Mitternacht, mit meiner Frau einſam mich über das allgemeine Un-

glück, und vorzüglich über die künftige Lage unserer Fürstinn, die mit einer zarten Gesundheit einer Winterreise ausgesetzt würde, unterhielt, erschien auf einmahl, begleitet von ein Paar Kammerfrauen und einem eine Laterne tragenden Diener, die Aebtissinn in Person. Ihre Aufregung war furchtbar, wir mußten ihr augenblickliches Hinscheiden fürchten, und in der That sank sie ohnmächtig zur Erde Als sie endlich zur Besinnung gekommen, war ihre Bitte (wo sie befehlen konnte), ich möge sie auf der Reise begleiten. Meine Frau, (welche täglich ihre Niederkunft erwartete) würde schon an ihren Verwandten, meinen Freunden, und selbst an den Behörden, Schutz finden: sie könne aber nicht für sich sorgen, und habe in der Entfernung vom Vaterlande Niemand, der sorgsam für sie wache. — Sowohl meine Frau als ich versicherten, daß ihre Wünsche für uns Befehle seyen, und daß uns Beide nichts mehr geschmerzt habe, als die bisherige Bestimmung, daß ich zurückbleiben solle. — Jetzt beruhigte sich einigermaaßen die Prinzessinn: ich befahl, daß mein Wagen sofort vorführe, und brachte sie nach ihrem Palais zurück.

Am nächsten Morgen, früh um 6 Uhr, ging die Reise vor sich. Die regierende Herzoginn war, wie ich glaube, am Abend vorher abgereiset. Ich hatte die Ehre, bei der Fürstinn-Aebtissinn im Wagen zu sitzen, in wel-

chem zugleich zwei äußerſt gebildete junge Damen, als Kammerfrauen, Platz nahmen.

Schon am erſten Tage unſerer Reiſe trafen wir vielfach auf Officiere des zertrümmerten Heeres, die mit Extrapoſt ſich zurückzogen. »Da haben wir es;« pflegte dann die Prinzeſſinn zu ſagen, »ſind dieſes die Helden des ſiebenjährigen Krieges?«

Unſere Reiſe ging über Uelzen (Nachts), Danneberg (Nachts), Dömitz, Grabow, Parchim (Nachts), Güſtrow (Nachts), und am 22ſten trafen wir zu Roſtock ein, wo die Prinzeſſinn in demſelben großen Gaſthofe am Markte, dem Rathhauſe gegenüber, ihr Quartier nahm, in welchem bereits die Herzoginn abgetreten war. Die Prinzen Auguſt und Georg logirten in einem andern Hauſe in der Nachbarſchaft, die Erbprinzeſſinn aber hatte ſich nach Schwerin gewendet.

Während des ganzen Aufenthalts zu Roſtock ſpeiſ'ten die fürſtlichen Perſonen mit ihrem Gefolge an einer Tafel; und ſo wie man in ein unvermeidliches Unglück ſich bald zu finden pflegt, ſo war die Stimmung, im Allgemeinen, eben keine tieftraurige. Bald hatte Dieſer, bald Jener eine Neuigkeit von Haus oder von Berlin, man ſchwatzte darüber, man rechnete, man machte Pläne, die morgen unausführbar gefunden wurden, und ſo ging die Zeit hin. Unterdeß war auch die

Großfürstinn Marie, Erbprinzessinn von Sachsen-Weimar, in Rostock angekommen, welche öfter die Braunschweigische Fürstenfamilie besuchte und von dieser wieder besucht wurde. Ihre unaussprechliche Grazie und großartige Schönheit riß Alles hin, und bot angenehmern Stoff zur Unterhaltung als die traurigen Zeitumstände dar. — So verfloß die Zeit bis zum 26sten. — An diesem Tage riefen mich nothwendige Geschäfte nach Schwerin, wo sich, wie ich erwähnte, auch die verwittwete Erbprinzessinn von Braunschweig aufhielt. Von ihr mit dem gewöhnlichen Wohlwollen aufgenommen und zur Tafel gezogen, traf ich hier den Braunschweigischen Kammerherrn (jetzigen Oberhofmarschall) von Hohnhorst, welcher aus England zurückkehrte, wohin ihn der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand in den Angelegenheiten seiner Tochter, der Prinzessinn Karoline, Gemahlinn des Prinzen von Wallis, gesandt hatte: denn Erkundigungen an Ort und Stelle über die Verhältnisse derselben zu ihrem Gemahle mochten dem Herzoge nothwendig geschienen haben. Nachdem ich meine Geschäfte, die finanzieller Beschaffenheit gewesen waren, in Schwerin geendet, reis'te ich von dort am 29sten Mittags ab, um nach Rostock zurückzukehren. — Schon Nachts, in Sternberg (wo ich den Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar, einen damahls sehr jungen Herrn,

traf), hörte ich mit Gewißheit von dem die Preußen ferner verfolgenden Unglücke und von dem Vorrücken der Franzoſen nach Mecklenburg; auch war, als ich am 30ſten in Roſtock anlangte, die Herzoginn bereits, nach Wismar zu, abgereiſet, um ſich nach Lübeck zu begeben. Die Prinzeſſinn Auguſte erwartete nur meine Rückkehr, um zu folgen. Ich traf zu Roſtock erſt ſpät am Abend ein, denn furchtbare Wege, in der Gegend von Bützow, hatten mich aufgehalten. Wie erſtaunt war ich, als ich, bei dem Eintreten in das Zimmer der Fürſtinn, ihren Neffen, den regierenden Herzog von Weimar, bei ihr traf, zwar in einen Pelz gehüllet, aber mir auf der Stelle kenntlich, da ich erſt vor wenigen Jahren ſo wohlwollend von ihm aufgenommen war. Der Herzog beabſichtigte, von Roſtock ſich zur See nach Colberg oder Danzig zu begeben, und ſuchte ein Schiff. Mit Eifer übernahm ich ſofort den Auftrag, noch Nachts bei den Schiffsmäklern mich herumführen zu laſſen, um dem Herzoge ein ſolches zu verſchaffen. Meine Bemühungen waren jedoch vergeblich; ein im fahrbaren Zuſtande befindliches Schiff war nicht vorhanden, und die Roſtocker Schiffe waren, der bereits vorgerückten Jahrszeit wegen, wie es in den Oſtſeehäfen gewöhnlich iſt, ſchon abgetakelt. Irre ich nicht — nach ſo langer Zeit iſt es oft ſchwer, ſich einzelner, nicht aufgezeichneter Vorfälle zu erinnern, — ſo

war dieſer Umſtand, daß der Herzog von Weimar zu Roſtock kein Schiff finden konnte, die Urſache, daß er in ſeine Staaten zurückkehrte, wie es ſeine heldenmüthige Gemahlinn wünſchte. Er würde ſonſt mit den Preußen bis zum Ende des Kampfes ausgeharrt haben.

Am 1ſten November reiſ'te die Fürſtinn, in meiner Begleitung, nach Lübeck ab, wo wir am 2ten Abends (über Wismar) eintrafen. Der 3te ging unter Beſuchen der Mitglieder der fürſtlichen Familie hin, die nun ſämmtlich, einſchließlich der Erbprinzeſſinn, in Lübeck verſammelt waren, und nun ſchon erfahren hatten, daß der verwundete Herzog in Ottenſen eingetroffen ſey. Dorthin ſollte alſo die fernere Reiſe gehen. Nur ein Paar Tage wollte man hier verweilen, denn ſowohl die Herzoginn als die Aebtiſſinn fanden ſich unwohl, und hatten Erholung nöthig. Als ich nun am 4ten die Ehre hatte, mit der Prinzeſſinn zu Mittag zu ſpeiſen, tönte auf einmahl militäriſche Muſik zu dem Zimmer, wo wir uns befanden, hinauf. Ich trat an das Fenſter, um zu ſehen, was es gebe. — Sofort erkannte ich an den weißen Armbinden Schweden. Vor die Thür des Hauſes getreten, um über dieſe Erſcheinung nähere Erkundigung einzuziehen, traf ich auf einen Schwediſchen Officier, den Baron Höpke, deſſen Bekanntſchaft ich bei der Prinzeſſinn Sophie Albertine von Schwe-

den, Aebtiſſinn von Quedlinburg, daſelbſt gemacht hatte. Ich nahm ihn mit zur Prinzeſſinn hinauf, wo er erzählte, in welcher kritiſchen Lage ſich das Schwediſche Corps, das ſich nach Travemünde zurückzöge, befinde, daß Lübeck ſofort von den Preußen beſetzt werden würde, und daß hier eine Kataſtrophe zu befürchten ſey. — Dieſe Nachrichten beſtimmten mich, der Prinzeſſinn zu rathen, ungeſäumt abzureiſen. Es geſchah dieſes, und ſpät in der Nacht, ſchon am 5ten, trafen wir zu Wandsbeck ein. Ich bin überzeugt, die furchtbaren Scenen der Schlacht in Lübeck, wie ſie aus Karls von Villers Schilderung hinlänglich bekannt ſind, hätten der Fürſtinn-Aebtiſſinn, bei ihrem reizbaren Nervenſyſteme, den Tod gebracht. Morgens um 8 Uhr ſetzten wir die Reiſe über Hamburg nach Altona fort. Dort vor einem Gaſthofe, deſſen Name mir entfallen, angekommen, war ich ausgeſtiegen, um der Fürſtinn einige paſſende Zimmer auszuſuchen. Als ich nun, wie man ſich wohl in Gaſthöfen erlaubt, ohne viele Umſtände die Thüren einiger Zimmer öffnete, um ſie in Augenſchein zu nehmen, ſo ſtand ich, zu meinem nicht geringen Schrecken, auf einmahl vor dem Kurfürſten von Heſſen, der vor wenigen Augenblicken im tiefſten Incognito hier angekommen war. Seine kurfürſtl. Durchlaucht erkannte mich ſofort wieder, erkundigte

ſich nach dem Herzoge und der Aebtiſſinn, und nahm auf das gütigſte meine Entſchuldigungen an, mich jedoch erſuchend, Niemand meine Entdeckung zu eröffnen, daher ich auch nicht einmahl meiner Fürſtinn davon etwas mittheilte. Der Kurfürſt, flüchtig aus ſeinen Staaten, begab ſich von hier nach Itzehoe. — Die Prinzeſſinn fand nicht ohne Schwierigkeit in demſelben Gaſthofe Platz, denn alles war von flüchtenden Fremden beſetzt, die auf dem neutralen Däniſchen Gebiete Schutz zu finden hoffen durften. Sobald ich die Fürſtinn einigermaaßen in Ruhe ſah, begab ich mich zu Fuß nach dem Altona begrenzenden Ottenſen, wo ſich der Herzog ſchon ſeit ein Paar Tagen aufhielt. Von Braunſchweig aus, wohin er nach ſeiner Verwundung in einem Feldbette über den Harz auf einer Bahre getragen war, hatte er durch den Obermarſchall v. Münchhauſen bei dem Kaiſer Napoleon um Neutralität für ſeine Staaten, und um perſönliche Sicherheit für ſich — »um ruhig in dem Schloſſe ſeiner Väter ſterben zu können« — bitten laſſen. — Vergeblich: es fehlte dieſes Mahl dem ſiegenden Imperator an Großmuth. — Die Antwort war geweſen: »Eine Neutralität könne dem Herzoge eben ſo wenig gewährt werden, als dem Kurfürſten von Heſſen. Beide ſeyen Preußiſche Generale: ein Souverain müſſe nicht in den Kriegsdienſten

ihn zu tragen zu schwer ist. Napoleon siegt durch eine ganz andere Taktik, als diejenige war, welche man im siebenjährigen Kriege anwandte, und die damahls zum Siege führte. Auch ist Napoleon kein Soubise und sein Heer keine Reichsarmee. Ich befürchte (setzte sie gleichsam prophetisch dann hinzu), die Siegessäule von Roßbach wird nicht lange mehr an ihrer Stelle bleiben. — Wenn mein Bruder von einem Siege überzeugt wäre, so würde er sein kleines Corps zu den Preußen stoßen lassen. Warum that er dieses nicht? — Er hält es für das gerathenste, für sich neutral zu bleiben. — Wird man seine Neutralität respectiren? — Ich zweifle. — Im October des vorigen Jahres, da war es Zeit, da mußte Preußen den Franzosen in den Rücken fallen: dann hätte es keinen Einzug in Wien und keine Schlacht bei Austerlitz gegeben.« — So ungefähr waren die Reden der geistreichen Fürstinn, als am 16ten October erst dumpfe Gerüchte, dann aber am 17ten die ganze Kunde von dem Unglücke bei Auerstädt anlangten. — Unmöglich ist es mir, die Verzweifelung der so reizbaren Prinzessinn zu schildern. Sie lag stundenlang in den furchtbarsten Krämpfen; noch jetzt mir ein Wunder, daß ein so zarter Körper diesen nicht erlegen. Die künftige Blindheit des Herzogs (dem bekanntlich beide Augen auf das zerstörendste verletzt waren) schien ihr das Schreck-

lichste zu seyn. Stellte sich dieses Schauspiel ihr so recht vor das Auge des Geistes, dann schrie sie auf eine herzzerreißende Weise: »Charles un Oedipe; un Bélisaire!« — Doch, ich wende meine Gedanken von Scenen dieser Art, bei denen an Tröstungen und Zuspruch nicht zu denken war, denn die verzweifelnde Schwester hörte solche nicht einmahl. — Dieses mir so nahe liegende Seelenleiden meiner Fürstinn zog mich dergestalt von allem Uebrigen, was sich am 16ten und 17ten October in Braunschweig zutrug, ab, daß ich davon kaum mich noch etwas zu erinnern vermag, und Aufzeichnungen fehlen mir aus diesen Tagen der Noth. — So viel weiß ich, daß sofort beschlossen wurde, die gesammte herzogliche Familie solle die Stadt und das Land verlassen. — Noch jetzt bin ich überzeugt, daß die Maaßregel zum wenigsten unnütz war, denn gewiß wäre weder die Herzoginn — freilich eine Schwester des Königs von England — wie man befürchtete, als [illegible] abgeführt, noch würde den übrigen Mitglied[illegible] Fürstenhauses etwas von den Franzosen zu Leide[illegible] hen seyn. — Man denke nur an Weimar, u[illegible] nützlich es war, daß man dort d[illegible] Sieger Verti[illegible] schenkte. Doch, in Braunschw[illegible] man zur Flucht; ich weiß nicht auf [illegible] vielle[illegible] hatte der verwundete Herzog die [illegible] Famil[illegible]

ſelbſt anbefohlen, und dann ließ ſie ſich freilich nicht vermeiden. — Es wurde beſtimmt, meine Fürſtinn müſſe an dieſer Reiſe Theil nehmen, und ſie war zu ſehr aufgeregt, um im Stande zu ſeyn, wirkſamen Widerſtand entgegenſetzen zu können. Am 17ten wurde eingepackt, damit am 18ten früh die Reiſe, und zwar zuvörderſt nach Roſtock, vor ſich gehen könne. Ich zweifle nicht daran, daß dieſe Gegend gewählt wurde, weil in ſolcher der Oberhofmeiſter der regierenden Herzoginn, ein Herr von Preen, Güter und viele Bekannte hatte. Man gab vor, daß man dort mit der See in Verbindung, und (wie es nothwendig erſcheinen könne, bei fernerm Vorrücken der Franzoſen) leicht nach Schweden, Rußland oder England zu gelangen im Stande ſey; nicht erwägend, daß die Oſtſee im Winter nur unter den größten Gefahren beſchifft werden kann. — Es war beſchloſſen: ich ſolle zu Braunſchweig zurückbleiben, um für die Angelegenheiten der Fürſtinn dort zu ſorgen; hier könne ich ihr nützlicher ſeyn als auf der Reiſe, ſagte man. — Am Abend des 17ten nahm ich von meiner ſo innig verehrten Fürſtinn Abſchied. Meine Empfindungen zu ſchildern bin ich außer Stande, und auch ſie zerfloß in Thränen. — Doch, es ſollte anders kommen. — Als ich, gegen Mitternacht, mit meiner Frau einſam mich über das allgemeine Un-

glück, und vorzüglich über die künftige Lage unſerer Fürſtinn, die mit einer zarten Geſundheit einer Winterreiſe ausgeſetzt würde, unterhielt, erſchien auf einmahl, begleitet von ein Paar Kammerfrauen und einem eine Laterne tragenden Diener, die Aebtiſſinn in Perſon. Ihre Aufregung war furchtbar, wir mußten ihr augenblickliches Hinſcheiden fürchten, und in der That ſank ſie ohnmächtig zur Erde Als ſie endlich zur Beſinnung gekommen, war ihre Bitte (wo ſie befehlen konnte), ich möge ſie auf der Reiſe begleiten. Meine Frau, (welche täglich ihre Niederkunft erwartete) würde ſchon an ihren Verwandten, meinen Freunden, und ſelbſt an den Behörden, Schutz finden: ſie könne aber nicht für ſich ſorgen, und habe in der Entfernung vom Vaterlande Niemand, der ſorgſam für ſie wache. — Sowohl meine Frau als ich verſicherten, daß ihre Wünſche für uns Befehle ſeyen, und daß uns Beide nichts mehr geſchmerzt habe, als die bisherige Beſtimmung, daß ich zurückbleiben ſolle. — Jetzt beruhigte ſich einigermaaßen die Prinzeſſinn: ich befahl, daß mein Wagen ſofort vorführe, und brachte ſie nach ihrem Palais zurück.

Am nächſten Morgen, früh um 6 Uhr, ging die Reiſe vor ſich. Die regierende Herzoginn war, wie ich glaube, am Abend vorher abgereiſet. Ich hatte die Ehre, bei der Fürſtinn-Aebtiſſinn im Wagen zu ſitzen, in wel-

hatte, nicht ohne Furcht vor neuen herzzerreißenden Scenen. — Doch, der höchſte Gipfel des Unglücks pflegt, nach einer weiſen Einrichtung der gütigen Natur, neuen, bisher unbekannten Muth zu erwecken. — Mit Ruhe hörte mich die Fürſtinn an, und eben ſo ruhig ſagte ſie darauf: »So hat alſo mein Bruder enden müſſen! Ein großer Mann, ſo wird ihn die Nachwelt nennen, und einen Vater ſeines Landes; — mir war er ein zärtlich liebender Bruder. — Ich beweine ihn als ſchon todt. In wenigen Tagen hat er ausgelitten: Gott ſtärke ihn in ſeinen letzten Stunden.« — Jetzt war die Rede von den zu treffenden Maaßregeln, wenn der Herzog geſtorben ſeyn würde. Ich rieth zur Rückkehr nach Braunſchweig oder nach Gandersheim. — »Aber (war die Antwort der Aebtiſſinn), wovon leben, wovon meine Dienerſchaft bezahlen, die meiner ſo ſehr bedarf? — Wenn man mir auch die Einkünfte von meiner Abtei laſſen ſollte, wird man mir meine Apanage und die außerordentlichen Zuſchüſſe laſſen, welche mir die Liebe meines Bruders gewährte? — Und wie lange wird dieſer Zuſtand dauern? Ich befürchte nur gar zu lange!« — Ich erbot mich, zuvörderſt allein nach Braunſchweig zurückzukehren, die Umſtände zu erforſchen, zu handeln, was ich zu handeln für zweckmäßig erachten würde, und dann zurückzukommen, um perſönli-

chen Bericht abzuſtatten. Die Fürſtinn billigte dieſes und verſprach, bis zu meiner Rückkehr Altona nicht zu verlaſſen. — Aber nun war die Frage: wie ich ſicher nach Braunſchweig gelangen könne. Eine Abtheilung der Franzöſiſchen Armee zog nach Lübeck, die Lüneburger Heide war keinesweges ſicher. Erkannte man in mir einen Diener der herzoglich-Braunſchweigiſchen Familie, ſo war es höchſt wahrſcheinlich, daß man mich als verdächtig verhaften würde, und mein Zweck war verfehlt; und doch war meine Anweſenheit in Braunſchweig nothwendig, ſollte dieſer erreicht werden. — Nach einiger Ueberlegung entſchloß ich mich, die Reiſe auf folgende Art zu machen. Ich ließ mir in Altona einen Paß, zwar mit meinem rechten Namen, doch nur mit der Bezeichnung als Braunſchweigiſcher Gutsbeſitzer, der von Roſtock, über Hamburg, zurückkehre, ausfertigen; ich bekleidete mich mit einem blauen Mantel und nahm zu meiner Begleitung einen eben ſo bekleideten Stallbedienten des Herzogs. Die Braunſchweigiſche Fahrpoſt zu Hamburg ſtand unter der Direction des Braunſchweigiſchen Legationsraths Henneberg, dieſer ſorgte dafür, daß ich nebſt meinem Begleiter, ohne alle weitere Bezeichnung, in die Poſtrolle eingeſchrieben wurde, und ſo fuhr ich denn, noch am 5ten, Abends um 5 Uhr, wohlgemuth mit meinem Gefährten mit dem höchſtun-

bequemen Fuhrwerke ab. Hinter Lüneburg befragten uns mehrere Französische Patrouillen, ohne uns anzuhalten, und wir gelangten glücklich nach Uelzen. Dort nahm ich Extrapost und war am 7ten, Abends um 4 Uhr, in Braunschweig. — Das Erste, was ich erblickte, war am Thor eine Französische Schildwache. Niemand bekümmerte sich aber um uns, und wir kamen unbefragt zu meinem Hause. Mit welcher Freude schloß mich meine gute Frau in ihre Arme, die während meiner Abwesenheit, am 24sten October, mir einen Sohn glücklich geboren hatte. Die Behörden hatten die Lage meiner Frau berücksichtigt, und sie war ohne Einquartierung geblieben.

Schon am Tage nach meiner Ankunft zu Braunschweig begann ich Schritte in der für meine Fürstinn und selbst für das ganze Stift Gandersheim so wichtigen Sache zu thun. Die oberste Leitung der Französischen Angelegenheiten in meinem Vaterlande, und vorzüglich in der Hauptstadt, hatte ein Commissair-Ordonnateur, Namens Malraison, übertragen bekommen, von welchem Niemand etwas Nachtheiliges, wohl aber Mancher Züge der Milde und Ordnungsliebe erzählte. So bemerkte man mir auch, daß von ihm mehr als von dem Gouverneur, General Bisson, abhänge, dem vorzüglich die rein militärischen Angelegenheiten über-

tragen seyen. Ich hielt es also für wesentlich, vorzüglich den ersten für meine Sache zu gewinnen, und verfügte mich zu ihm. Er nahm mich mit der größten Freundlichkeit auf, hatte aber von der Sache, die ich mit ihm verhandeln wollte, nicht die entfernteste Idee. Er kannte weder die Existenz einer Abtei Gandersheim, noch einer Prinzessinn Auguste, Schwester des Herzogs, ja er wußte nicht einmahl, daß die regierende Herzoginn Schwester des Königs von England sey. Alles dieses wäre nun nicht übel gewesen, wenn nicht im Allgemeinen schon der Befehl ertheilt worden, den Mitgliedern der herzoglichen Familie schlechterdings nichts an Geldern oder Effecten zugehen zu lassen. Nachdem ich Herrn Malraison die individuelle Lage der Fürstinn genau entwickelt, und er sie ziemlich begriffen hatte, so rieth er auf das dringendste zur Rückkehr derselben, versichernd, alles, was in seinen Kräften stehe, gern dazu beitragen zu wollen, daß die Fürstinn nicht nur im ruhigen Genuß der Einkünfte von der Abtei Gandersheim und der Propstei Quedlinburg bleibe, sondern daß sie auch ihre Apanage und die Zinsen von ihren bei der herzoglichen Cammer stehenden Capitalien nach wie vor ausgezahlt empfinge. Er habe zu Allem diesen freilich die kaiserliche Erlaubniß nöthig, und könne in einer so wichtigen Sache, die, ihm unbewußt, von höhern

Rücksichten abhängig seyn könne, nichts für sich thun; jedoch zweifele er, nach der Großmuth des Kaisers, keinesweges an dieser Erlaubniß, wenn ich, als Geschäftsführer der Prinzessinn, in einem an den Minister Talleyrand unmittelbar gerichteten Memoire die Verhältnisse derselben und der Abtei Gandersheim entwickeln würde. Dieses Memoire mit einem vortheilhaften Bericht zu begleiten, übernähme er: doch glaube er, daß es der Kaiser vorzüglich gut aufnehmen würde, wenn die Fürstinn ihm Zutrauen zeige, und sich zugleich unmittelbar an Se. Majestät wende. Ich beeilte mich, meiner Fürstinn diese günstige Lage der Dinge sofort zu berichten, und nun auch die Bekanntschaft des Gouverneurs, Generals Bisson, zu suchen. Auch dieser wurde bald ganz zutraulich, lud mich wiederholt zur Tafel, und bestätigte mir, jedesmahl wenn ich ihn sah, die Richtigkeit der Ansichten des Herrn Malraison, mich aufforderend, die Sache sobald als möglich ins Werk zu richten. — Ich schritt also sofort zu der Entwerfung des Memoires an den Minister Talleyrand. Weil man mir aber versichert hatte, daß eine Sache dieser Art dem Kaiser unmittelbar vorgelegt werden würde, so hielt ich es für angemessen, mein Memoire so einzurichten, daß ich bei diesem Wirkung hervorzubringen Hoffnung habe. An die Spitze meiner Deduction setzte

ich eine Darſtellung des Urſprungs von Gandersheim. — Geſtiftet im Jahre 853 von dem Herzoge Ludolf von Sachſen, unter Ludwig dem Deutſchen, und nachher reichlich beſchenkt von den Ottonen, hielt ich dieſe Verhältniſſe für viel zu verwickelt, um ſie einem ſiegenden Kaiſer erzählen zu können; ich ſagte alſo kurzweg: Karl der Große habe das Stift fundirt, und jetzt erwarte es Schutz von dem Nachfolger dieſes unſterblichen Monarchen. Meine Fürſtinn nannte ich die geliebte Nichte Friedrichs des Großen, deſſen Andenken zu ehren Se. Majeſtät ſo vielfach gezeigt hätte. — Noch in der vollſten Freude über meine ſchöne Deduction, die einer der erſten Kalligraphen Braunſchweigs auf das vortrefflichſte Velin-Papier abgeſchrieben hatte, traten mir auf einmahl zwei Hinderniſſe entgegen, die meinen ſo wohl ausdachten Plan völlig umzuſtoßen drohten. Das erſte Hinderniß war: ich empfing einen Brief der Fürſtinn, worin ſie mir beſtimmt andeutete, ſie habe ihren Plan geändert, ſie werde auf keine Weiſe in das Vaterland zurückkehren, ſie wolle vielmehr ſich an die Monarchen von England und Rußland wenden, dieſe um Unterſtützung bitten; verlaſſe jetzt aber Altona, um ihrer Schwiegerinn, der Herzoginn nach Auguſtenburg zu folgen, wohin ſie eine freundſchaftliche Einladung von der Herogінn von Holſtein-Auguſten-

burg, Schweſter des Kronprinzen von Dänemark, empfangen habe; und in der That war die Herzoginn mit der Prinzeſſinn Auguſte noch vor dem Tode des Herzogs, der zu Ottenſen am 10ten November erfolgte, abgereiſet. Dieſe Veränderung in den Entſchlüſſen der Aebtiſſinn rührte unſtreitig aus den irrigen und befangenen Anſichten einiger Perſonen aus den Umgebungen der beiden Fürſtinnen her, die in Braunſchweig nichts zu verlieren hatten, und denen eine unbeſchränkte Einwirkung auf die geflüchteten fürſtlichen Perſonen keinesweges unangenehm war. Dieſe hatten nun der Aebtiſſinn den Aufenthalt in dem Bereiche der Franzöſiſchen Armee als ſo gefährlich geſchildert, daß ſelbſt Leben und perſönliche Freiheit unter ſolchen Verhältniſſen nicht geſichert ſey. — Wenn ich nun aber in Betrachtung zog, daß meine Fürſtinn, wenn ſie nicht zurückkehre, ihre geſammte, ſo bedeutende Einnahme in Gefahr ſetze, daß, wenn ſie ſolche verlöre, eine Menge rechtſchäffener treuer Diener mit ihren Familien brodlos würden; ſo konnte ich nur mit Schauder an die wahrſcheinlichen Folgen des jetzigen Entſchluſſes der Fürſtinn denken.

Das zweite große Hinderniß war, daß Malraiſon, der meine Angelegenheit ſo freundlich zu unterſtützen verſprochen hatte, zurückberufen wurde.

Nachdem jedoch an seine Stelle der Inspecteur aux revues Martial Daru, ein Bruder von Pierre Daru, General-Intendanten der Armee, getreten, ein billig denkender und verständiger Geschäftsmann, den ich wieder völlig zu gewinnen gewußt hatte, so bot ich Alles auf, die Prinzessinn durch eine Menge von Briefen zu ihrem frühern Entschluß zurückzuführen. Daß mir dieses endlich gelang, bewirkte vorzüglich ein Antwortschreiben des Russischen Ministers von Alopäus, an den sich die Fürstinn gewandt hatte, um durch ihn von Rußland Unterstützung zu erhalten, und welches ihr aus denselben Gründen, die ich so oft erörtert hatte, Rückkehr anrieth. Dazu kam, daß die Harmonie zwischen der verwittweten Herzoginn und der Fürstinn-Aebtissinn, die einige Zeit geherrscht hatte, nicht ganz dieselbe geblieben war, wodurch deren Sehnsucht nach der frühern unabhängigen Stellung und dem eigenen Heerd erwachen mochte: kurz sie ging wieder auf meine Rathschläge ein, und schrieb einen eigenhändigen Brief an den Kaiser Napoleon, den sie selbst abgefaßt hatte, und der ganz mit der Würde geschrieben war, die ihre erhabenen persönlichen Verhältnisse heischten. Ich überreichte diesen Brief mit meinem Memoire an Talleyrand dem Intendanten Martial Daru; dieser begleitete beide Schreiben mit einem Bericht, und sandte sie nach

Warſchau, wo ſich damahls Napoleon aufhielt, ab. Dieſes geſchah am 24ſten November. Schon am 10ten December langte eine ausgezeichnet gütige Antwort des Kaiſers an die Prinzeſſinn, und eine nicht minder wohlwollende Antwort Talleyrands an mich an. — Die Fürſtinn wurde geſchützt in dem Beſitze ihrer Abtei und Propſtei, befreit von jeder Einquartierung in ihren Schlöſſern, es wurden ihr ferner gewährt ihre Apanage als Braunſchweigiſche Prinzeſſinn, der beſondere Zuſchuß zu derſelben von Seiten des Herzogs, die Zinſen von ihren bei der herzoglichen Kammer belegten Capitalien, und überhaupt alle Emolumente, welche ſie bisher gehabt hatte. So war ſie denn die einzige Perſon im ganzen Herzogthume Braunſchweig, die durch den Krieg und die Occupation des Landes nichts von ihrem Vermögen verlor. — Ich geſtehe es, daß ein ſolcher Erfolg mich mit einigem Vertrauen auf meine eigenen Kräfte erfüllte: denn von mehrern Seiten hegte man den größten Zweifel an den Erfolg meiner Schritte, »wodurch nur die Prinzeſſinn, indem ſie eine abſchlägige Antwort empfangen würde, compromittirt werde.« — Jetzt wünſchte die Aebtiſſinn, zugeredet von einer geiſtreichen Kammerfrau, ſelbſt, bald zurückzukehren, und ich empfing die Einladung, nach Auguſtenburg zu kommen, um ſie nach Gandersheim zu begleiten. Nachdem

ich vorher einige Tage zu Gandersheim geweſen, wo ich die von dem Franzöſiſchen Gouvernement vorgeſchriebenen Beeidigungen, die Sicherheit der Armee betreffend, hatte vornehmen müſſen, reiſ'te ich am 27ſten December nach Auguſtenburg ab, und traf am 29ſten zu Hamburg ein. Der Herzog Wilhelm von Braunſchweig befand ſich damahls zu Ottenſen; mein erſter Weg am folgenden Tage war alſo zu dieſem Fürſten, um ihm von der Lage der Sachen im Vaterlande genaue Nachricht zu ertheilen, und mich zu der Ausrichtung jedes Auftrages willig zu erklären. Von der Braunſchweigiſchen Dienerſchaft hatte er damahls nur den ſchon von mir erwähnten Grafen Gallatin bei ſich. Er nahm mich mit einer wahrhaften Rührung und dem herzlichſten Wohlwollen auf, wobei er nicht aufhören konnte, ſein Erſtaunen über den Erfolg meiner Schritte bei dem Kaiſer Napoleon auszudrücken. »Was rathen Sie nun mir?« — fragte er dann wiederholt. »Rathen Sie mir, daß ich mich auch an Napoleon wende?« — Ich erwiederte, daß ich an dem günſtigen Erfolge eines ſolchen Schrittes zweifle, und vielmehr der Meinung ſeyn müſſe, daß nur eine kraftvolle Verwendung Rußlands bei dem künftigen Frieden Seine Durchlaucht zu dem Beſitze der angeſtammten Lande würde verhelfen können. Solche Unterſtützungen müßten frühzeitig ge-

ſucht werden: auch bei Abſchließung des Weſtphäliſchen Friedens ſey das Haus Braunſchweig ſo ſehr zu kurz gekommen, weil es ſeine Sache zu iſolirt betrieben. — Da nun der Herzog ſich als Kriegsgefangener in Ottenſen, auf ſein gegebenes Wort, befand, und alſo ſelbſt die Reiſe nach St. Petersburg nicht unternehmen konnte, ſo rieth ich dringend, dorthin einen getreuen, kundigen und thätigen Geſchäftsträger mit einem eigenhändigen Schreiben des Herzogs an den Kaiſer Alexander zu ſenden; mit dem Auftrage, bis zum Frieden in Petersburg zu bleiben und dort das Intereſſe des herzoglichen Hauſes beſtändig im Auge zu behalten. »Wenn Ihr mächtiger Schwager, der Kaiſer Alexander (ſetzte ich hinzu), die Aushändigung des Herzogthums an Ew. Durchlaucht mit Ernſt zu einer Friedensbedingung künftig macht; ſo iſt dieſer Gegenſtand, bei der unermeßlichen Größe des ganzen Geſchäfts, nicht von der Wichtigkeit, daß man die Erreichung des Ziels nicht mit Gewißheit ſollte erwarten können.« — »Wen ſoll ich hinſenden?« — ſagte der Herzog, — »Gallatin? — den hält man für einen Franzoſen, und er wird nichts ausrichten. — Wollen Sie hinreiſen?« — Ich erwiederte, daß ich dieſes mit Vergnügen thun würde, ſobald ich meine Fürſtinn in Sicherheit gebracht hätte, und deren Erlaubniß bekäme. — Hierbei iſt es jedoch geblie-

ben, und ſpäterhin von einer ſolchen Miſſion, die ich mit Stolz angenommen und mit der ganzen Lebendigkeit meines Charakters ausgerichtet haben würde, nicht die Rede geweſen. — Noch jetzt bin ich feſt überzeugt, daß Schritte der vorgeſchlagenen Art für Braunſchweig von eben der Wirkung geweſen ſeyn würden, als ſie ſich zweckmäßig hinſichtlich Weimars und Coburgs gezeigt haben. Man muß zugleich berückſichtigen, daß damahls an das Königreich Weſtphalen noch nicht gedacht war, und der Kaiſer Napoleon noch keine »colère géographique« gegen Braunſchweig haben konnte. Ich ſpeiſ'te beſtändig bei dem Herzoge und war ſtets, bis nach Mitternacht, um ihn, bis ich am 2ten Januar 1807 meine Reiſe fortſetzte. Zu Schleswig machte ich der Prinzeſſinn von Oranien und ihrer durchl. Tochter, der verwittweten Erbprinzeſſinn von Braunſchweig, meine Aufwartung. Beide hegten, hinſichtlich eines künftigen Friedens, Hoffnungen, welche ich nicht zu theilen im Stande war; wie ſich denn überhaupt ihre Politik von einer Beſchaffenheit zeigte, die mir keinesweges praktiſch ſchien. — Denn wer konnte damahls an einen Zug Napoleons nach Moskau und an ein Verfrieren der Franzöſiſchen Armee (wie ſolches ſieben Jahre ſpäter Statt hatte) denken? — Am 6ten Abends traf ich zu Auguſtenburg auf der Inſel Alſen ein.

Das Schloß Auguſtenburg iſt ein maſſives, großes, ſchönes und regelmäßiges Gebäude, mit den herrlichſten Ausſichten auf Gärten, Gehölze und die See. Hier reſidirte die Herzoginn Louiſe Auguſte von Holſtein, königliche Prinzeſſinn von Dänemark, — während ſich deren Gemahl, der Herzog Friedrich Chriſtian, in Staatsgeſchäften gemeiniglich zu Kopenhagen aufhielt, — ſich mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt der Erziehung ihrer liebenswürdigen Kinder, einer Prinzeſſinn von zehn, eines Prinzen (Chriſtian Karl Fried. Auguſt) von acht und eines von ſechs Jahren widmend. Die Herzoginn, obwohl damahls ſchon ſechs und dreißig Jahre alt, ſtrahlte noch in dem vollen Glanze einer jugendlichen Schönheit, und erſchien durch Geiſt und Thätigkeit als der belebende Genius einer Hofhaltung, die mit muſterhafter Ordnung geführt wurde. Ich ſage nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß nirgend beſſer als hier eine junge Prinzeſſinn die ſchwere Kunſt hätte erlernen können, ſich wahrhaft fürſtlich zu betragen. Ja, ſelbſt künftige Regenten hätten hier lernen können: denn die politiſchen Grundſätze der geiſtreichen Fürſtinn waren eben ſo richtig, und alſo zeitgemäß, als ihre moraliſchen. In einer ſolchen Umgebung lebte nun meine Fürſtinn, ſo wie auch die regierende Herzoginn, ſeit zwei Monaten, aufgenommen mit wahrhaft patriarchaliſcher Gaſtfreund-

ſchaft. Ich geſtehe es gern, daß ich die Tage, die ich hier verlebte, zu den wichtigſten meines ganzen Lebens rechne, denn hier erblickte ich die menſchliche Natur in einer tröſtenden und für ſo Manches, was in einem langen Leben verletzend entgegentritt, entſchädigenden Veredlung. — Die übrigen fürſtlichen Perſonen, von denen mir jedoch nur ſchwächere Erinnerungen geblieben ſind, welche auch den Winter, hier auf dem Lande, verlebten, waren die Prinzeſſinn Louiſe Chriſtine Caroline, Schweſter des Herzogs, und die Prinzeſſinn Charlotte Amalie, deſſen Tante, dieſe damahls ſchon ſiebenzig Jahre alt, welche beide beſondere, einfache Häuſer bewohnten.

Die Ruhe und der nie getrübte Frohſinn, die hier herrſchten, hatten ſichtbaren Einfluß auf die Stimmung meiner Fürſtinn, und noch mehr die zweckmäßigen Rathſchläge, welche ſie von der Herzoginn von Auguſtenburg empfing.

Unterdeß hielten ſich die Prinzen Georg und Auguſt von Braunſchweig, beide ſchon gänzlich (oder doch faſt gänzlich) des Geſichts beraubt, zu Glücksburg an dem Hofe des Herzogs und der Herzoginn von Braunſchweig-Bevern, mit ihren beiden Begleitern, auf. Die Bekanntſchaft der Herzoginn hatte ich die Ehre gehabt zu Paris zu machen, wie ich erzählt habe, und war dort

von derſelben ſo wohlwollend aufgenommen. Ich hatte alſo eine doppelte Verpflichtung, mich nach Glücksburg zu begeben, und führte die Reiſe am 12ten Januar aus. Da ich zu ungeduldig war, den weiten Umweg um den Flensburger Meerbuſen zu machen, ein Umweg von mehr als ſechs Meilen, ſo ſchiffte ich, ein äußerſt ſtürmiſches Wetter und eine ſehr hoch gehende See nicht achtend, von Holdnes nach Brundnes in einem offenen Segelboote, über den Meerbuſen, und kam, von den überſchlagenden Wellen tüchtig durchnäßt, nicht ohne Lebensgefahr, Abends in Glücksburg an, wo ich auf das herzlichſte, als ein alter Bekannter, aufgenommen, in einem der Eckthürme des alterthümlichen Schloſſes, deſſen ſämmtliche Zimmer gewölbet ſind, meine Wohnung angewieſen bekam. — Ich vermag es nicht, die Freude der beiden unglücklichen Prinzen zu ſchildern, endlich einmahl die Einförmigkeit ihrer Lebensweiſe durch Erzählungen aus dem Vaterlande unterbrochen zu ſehen. Wie ſehr ſehnten ſie ſich nach Braunſchweig und nach ihren alten Bekannten zurück, und gewiß hätten ſie nichts gewagt, wenn ſie ruhig zu Haus geblieben wären! — Aber es iſt auch nicht möglich, ſich einen traurigern Aufenthalt für den Winter, als der in dieſer Ritterburg war, für dieſe edelgeſinnten, aber literariſch we-

nig gebildeten und überdieß blinden Prinzen erdenken zu können.

Nachdem ich noch einige Tage in Augustenburg verweilet, traten wir unsere Rückreise über Schleswig nach Ottensen an, wo die Prinzessinn mehrere Tage bei ihrem Neffen, dem Herzoge Wilhelm, sich aufhielt. Hier wurden Pläne über Pläne gemacht, aber keiner kam zur Ausführung; auch schienen sie mir keinesweges ausführbar zu seyn. Gewohnt, oder vielmehr von Natur so organisirt, auf eine kurze Erwägung der Umstände schnell einen Entschluß zu fassen, und diesen eben so schnell, als er gefaßt worden, auszuführen, wobei ich mich stets gut gestanden, war meine Lage oftmahls die peinlichste. Tage-, ja wochenlang, besprach meine sonst vortreffliche Fürstinn denselben Gegenstand, hörte Jeden und trieb sich in ihren Möglichkeits-Combinationen wie in einem ewigen Cirkel umher. Gewiß gehörte die Anhänglichkeit und die tiefe Verehrung, welche ich für sie hegte, dazu, um nicht meine Pläne aufzugeben und mich gänzlich zurückzuziehen, wenn sie mir vorwarf, ich führe sie in eine ungewisse Lage, es werde ihr von den Franzosen nichts gehalten werden, jede Garantie fehle. Wer solche Verhältnisse nicht erlebt hat, weiß sie auch nicht zu beurtheilen, und weiß also auch nicht zu schätzen, welch ein lebendiges Pflichtgefühl dazu gehört, sich sol-

che Vorwürfe gefallen zu lassen. — Und wie unglücklich wäre ich durch Angriffe von allen Seiten geworden, wenn nicht mein ganzer Plan so vollständig geglückt wäre! Selbst meine Fürstinn sagte gar oft: »Sie setzen sich einer außerordentlichen Verantwortlichkeit aus.«

Von Ottensen ging die Reise über Lüneburg, Zelle und Hannover nach Hildesheim, wo wir Nachts um 11 Uhr, am 24sten Januar, ankamen. Hier konnte die Reise als geendet angesehen werden, indem Gandersheim von hier nur eine Station von vier Meilen (freilich des schlechtesten Weges) entfernt ist. Zu Gandersheim war Alles für den Empfang der Fürstinn vorbereitet, und so durfte ich mir denn die Erlaubniß erbitten, von hier allein unmittelbar nach Braunschweig zurückreisen zu dürfen, wo überdieß meine Anwesenheit nothwendig war, um bei den Französischen Behörden auszuwirken, daß die Zahlung der rückständigen Apanage der Fürstinn sofort bewerkstelligt werde, da sie die Bedingung derselben erfüllet habe und zurückgekehrt sey. Nur durch eine schnell erfolgende Zahlung alles Rückständigen konnte ich Zutrauen in meine Maaßregeln erwecken. Ich beurlaubte mich also bei der Fürstinn: sie reis'te nach Gandersheim und ich nach Braunschweig, wo ich Abends ankam und mit Jubel von den Meinen empfangen wurde.

Schon in den nächsten Tagen brachte ich die Angelegenheiten der Fürstinn, sowohl bei dem General-Gouverneur als bei dem Intendanten, völlig in Ordnung, und, wie ich bereits bemerkt, es ist ihr alles Versprochene gehalten. — »Ihr habt Zutrauen zu dem Kaiser gezeigt,« sagte mir Daru, »Ihr könnt versichert seyn, eure Prinzessinn steht unter seinem besondern Schutze.«

Braunschweig bot damahls einen ganz eigenthümlichen Anblick dar. So lange ich diese Stadt gekannt habe, ist es daselbst niemahls glänzender hergegangen, als während der Französischen Occupation; freilich größtentheils auf Unkosten des armen Landes. Doch kann man nicht leugnen, daß eben dieser Aufwand auch den Einwohnern der Stadt Hülfsmittel darbot, die sie schmerzlich entbehrt haben würden. Auf dem herzoglichen Schlosse hauste der Gouverneur, erst der General Bisson, dann dessen Nachfolger, der General Rivaud. In dem Beverschen Palais der Intendant Martial Daru. An beiden Orten drängten sich Bälle an Bälle und Gastmahle an Gastmahle. Auch in der Stadt beeiferten sich die Vornehmern, den Französischen Behörden Feste zu geben. Die jungen Damen prangten in ihrem schönsten Glanze, und schienen, zum größten Theile, in den Franzosen keine Feinde zu erkennen. Es schien nicht anders, als wären unsere ungebetenen

Gäſte unſere Gaſtfreunde. Jedoch muß man zu ihrer Ehre ſagen, daß ſie ihr böſes Amt unter den humanſten Formen verwalteten. Vorzüglich zeichnete ſich in dieſer Beziehung der Intendant Martial Daru aus, welcher die Aufmerkſamkeit gegen meine, ihm doch perſönlich unbekannte Fürſtinn ſo weit trieb, daß er gleichſam allen ihren Wünſchen, wenn er ſie nur von mir angedeutet vernahm, entgegenzukommen ſuchte. — Ich verfehlte nicht, bei meinen Beſuchen zu Gandersheim, dieſes der Fürſtinn zu berichten, und ſie war ſo zufrieden mit dem Betragen des Intendanten, daß ſie eine wahre Freundſchaft gegen ihn gewann und mir den Auftrag gab, zu ihrem Andenken ihm eine ſehr ſchöne Pariſer Pendule zu überreichen. Daru nahm das Geſchenk mit Reſpect und Rührung an, bemerkte mir jedoch, daß dieſe Annahme gleichſam nur proviſoriſch ſey, indem ſeine Lage erfordere, den Kaiſer zu bitten, ſolche zu genehmigen. Erſt, als dieſe Genehmigung erfolgt war (die er mir vorzeigte), ſtattete er ſeinen Dank ſchriftlich bei der Prinzeſſinn ab. — Zwiſchen mir und dem Intendanten hatte ſich ein freundſchaftliches Verhältniß gebildet. In meinem Hauſe war er oft, und ſchien ſich daſelbſt recht zu gefallen. Auch verfehlte ich nicht, ihm von Zeit zu Zeit ein kleines Feſt zu geben. Weit genauer als mit dem Intendanten wurde ich jedoch mit

einem nahen Verwandten deſſelben, dem Kriegscommiſſair de Beyle (gebürtig aus Grenoble), bekannt; ja ich darf ſagen, daß wir Freundſchaft für einander empfanden. Er war ein wiſſenſchaftlich gebildeter junger Mann von ungefähr 26 Jahren; bei ächt Franzöſiſcher Lebhaftigkeit von einer Gutmüthigkeit, die nicht übertroffen werden konnte. Faſt täglich beſuchte er mich, begleitete mich auf meinen Spazierritten, verweilte mit mir bisweilen ein Paar Tage auf meinem Landgute, und ſelbſt auf meinen Harz- und Brocken-Excurſionen, die ich auch in jener Zeit nicht einſtellte, war er mein Gefährte. Für den Nutzen meiner Fürſtinn wachte er mit faſt gleicher Sorgfalt als ich ſelbſt, und ſeine Rathſchläge fand ich immer praktiſch. Ich habe ihn im Jahre 1811 zu Paris wiedergeſehen, nach Napoleons Sturz noch einen Brief von ihm aus Meiland erhalten, nachher aber nichts weiter von dieſem treuen Freunde gehört.

Die Gewißheit, daß der Prinz Jerôme unſer Souverain werden würde, empfingen wir zu Braunſchweig am 29ſten Juli, und ſchon Tags darauf kam der Aide de camp des Prinzen, Morio, an, um ſich für ſeinen Herrn etwas in Braunſchweig umzuſehen. Jetzt gab es Hoffeſte in ſolcher Menge, daß ſie kaum mehr zu ertragen waren; und welche Gefühle mußten das Innere eines Braunſchweigers durchtoben, wenn er hierbei

die Zeiten Karl Wilhelm Ferdinands in ſeine Gedanken zurückrief.

Dieſer Zuſtand der Dinge dauerte zu Braunſchweig bis zum Anfang des Decembers, wo die Ankunft des neuen Königs zu Caſſel bekannt wurde. Jetzt dachte man auf die Abſendung der Landes-Deputation, welche beauftragt ward, dem Könige zu huldigen, wozu auch ich von dem Gouvernement auserſehen wurde. Wichtiger doch, als dieſes, war für mich der Auftrag meiner Fürſtinn, ſie dem Schutze des neuen Königs zu empfehlen und zugleich auch die Königinn, deren Großtante ſie war, für ſie zu gewinnen; überhaupt bei der neuen Regierung ihre Angelegenheit völlig feſtzuſtellen.

Ich reiſ'te alſo am 10ten December aus Braunſchweig nach Caſſel ab.

Nach einem Zeitraume von fünf und zwanzig Jahren ein treues und lebendiges Bild des Lebens und Treibens zu entwerfen, welches ich in Caſſel, und vorzüglich an dem Hofe des jungen Königspaars, vorfand, möchte außerordentlich ſchwierig ſeyn. Wie in der magiſchen Laterne ein Bild das andere verdrängt, keines einen bleibenden Eindruck macht, verwiſchte auch hier in der ſchnellen Folge ein Bild das andere. Nur eine allgemeine Vorſtellung von dem Gewühl, von dem

ängſtlichen Suchen der Erſcheinenden nach eigenem Vortheil und von dem Beſtreben, ſich, ſo viel als irgend möglich, ſelbſt geltend zu machen, iſt mir geblieben. Der junge Hof hatte noch keine Etiquette, er ſchwankte zwiſchen zuvorkommender Höflichkeit und den ſtrengen Formen des Hofs der alten Franzöſiſchen Könige, und wußte noch nicht recht, wohin er ſich neigen ſollte. Ein Vortheil für mich war, daß ich zu Caſſel einen alten Braunſchweigiſchen Bekannten, den Baron Bigot de Villandry, der ehemahls Kammerherr am Braunſchweigiſchen, dann am Heſſiſchen Hofe geweſen war, vorfand, der mich mit gutem Rathe, in Beziehung auf meinen Zweck, unterſtützte. So gelangte ich denn bald, und ohne alle Schwierigkeit, zu der Ehre, eine beſondere Audienz bei dem Könige gewährt zu bekommen, zu welcher ich von deſſen erſtem Kammerherrn, dem Baron von Hammerſtein, deſſen Bekanntſchaft der König in Paris gemacht hatte, eingeführt wurde. Dieſe Audienz hatte am 15ten December, Mittags, in dem königlichen Schloſſe Statt. Der König befand ſich in dem Audienzzimmer hinter dem Salon de Service, in welchem ſich mehrere Hofbeamte aufhielten, ganz allein, und ſtand, bekleidet mit einer weißen Uniform, in einer Fenſtervertiefung. Als ich in die Thür trat, ging er mir einige Schritte entgegen, worauf ich ihm, nach einer

kurzen Anrede, das eigenhändige Schreiben der Prinzessinn überreichte. — Nachdem er sich mit vielem Wohlwollen nach ihrem Befinden, nach der Beschaffenheit und Lage ihres Aufenthaltsorts und nach dem Posten, welchen ich in ihrem Dienste bekleide, erkundigt hatte, erbrach er den Brief und las ihn aufmerksam. Dann fuhr er fort: »Die Prinzessinn empfiehlt sich meinem Schutze. — Wäre sie mir auch nicht so bestimmt von meinem Bruder, dem Kaiser, empfohlen, so würde ich doch nie vergessen, daß sie die Tante meiner Gemahlinn ist. Auch ich fühle auf das Innigste dasjenige, was sie bei der Wendung, welche die öffentlichen Angelegenheiten für ihre Familie genommen haben, fühlen muß. Ich bin daran unschuldig: es ist das Schicksal, von welchem das Menschengeschlecht regiert wird. Schenkt mir dieses Nachkommen, so sind es auch Nachkommen des unglücklichen Bruders Ihrer Prinzessinn, die hier im Lande einst herrschen werden. — Doch, glauben Sie mir, große Fehler sind begangen: ein Souverain darf nicht der General eines andern seyn. — Daru hat berichtet, Ihre Prinzessinn sei gut berathen. Dazu kann ich ihr, besonders in Zeiten, wie die gegenwärtigen, nur Glück wünschen. Sollte sie irgend Wünsche hegen, so wenden Sie sich unmittelbar an mich: ich werde, wie gesagt, nie vergessen, daß sie eine so nahe Verwandte

der Königinn ist. — — Die Königinn rechnet darauf, Sie zu sehen, und ich hoffe auch, daß ich Sie während Ihres jetzigen Aufenthalts zu Cassel nicht zum letzten Mahle gesehen haben werde.« — Diese Worte des Königs übersetze ich wörtlich aus meinem Tagebuche. — Auch hat der König Wort gehalten; denn die Fürstinn hat während des ganzen Restes ihres Lebens genau alles Dasjenige behalten, was sie unter dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand besaß und empfing.

Der Königinn würde ich am 17ten durch die schöne Gräfinn von Truchseß-Waldburg, ihre Oberhofmeisterinn, vorgestellt. — Auch sie schien äußerst gerührt über die Lage meiner Prinzessinn, und erkundigte sich nach ihrem Befinden mit der theilnehmendsten Genauigkeit. »Sagen Sie meiner Tante,« so schloß sie, »daß ich nichts mehr wünsche, als daß sie sich mit eigenen Augen überzeuge, wie glücklich ich durch meine Verbindung mit dem Könige bin.« — Zu Mittag aß ich bei der Gräfinn Truchseß, die mir nicht genug erzählen konnte, auf welch eine theilnehmende Weise der König, in ihrer Gegenwart, mit seiner Gemahlinn über die Lage der Prinzessinn Auguste gesprochen habe.

Wenige Tage nach diesen Audienzen empfing ich einen sprechenden Beweis davon, daß der König meine Bemühungen der Fürstinn-Aebtissinn nützlich zu seyn,

aus dem rechten Gesichtspunkte betrachte und selbst Zutraun zu mir gewonnen habe. Spät Abends erschien der Intendant Daru, welcher von Braunschweig angekommen war, bei mir in meinem Quartier, und machte mir sofort den Antrag, Präfect des Oker-Departements zu werden, dessen Hauptort Braunschweig seyn sollte. — »Der König hat zu Ihnen Zutraun gefaßt (sagte er), und in diesem Posten haben Sie die beste Gelegenheit, Ihrer Fürstinn nützlich zu seyn.« — Ich kann nicht sagen, wie sehr ich durch einen Antrag dieser Art überrascht wurde; ich konnte nur erwiedern, daß hier Alles auf die Ansichten und die Erlaubniß der Fürstinn-Aebtissinn ankommen würde. — Als ich jedoch, diesen Antrag und die Geschäfte eines Präfecten, besonders im Anfange der Organisation des Königreichs, in den folgenden Tagen ruhig überlegend, die Ueberzeugung gewann, jene Geschäfte würden von einem solchen Umfange seyn, daß sie mich dem Dienste meiner Fürstinn ganz entziehen müßten, so theilte ich diese meine Besorgniß dem Intendanten Daru mit, und ersuchte ihn, seinen Einfluß dahin zu verwenden, daß mir eine Stelle in einem höhern Justiz-Collegio zu Theil würde. Eine solche hatte ich, neben meinem Posten bei der Aebtissinn, stets bekleidet, und so bedeutend die Geschäfte waren, die in den letzten Zeiten auf mir lasteten, so oft ich auch durch Reisen zerstreuet

wurde, so hatte ich doch, während meiner ganzen Dienstzeit, kaum ein Paar Mahl versäumt, den Hofgerichts-Diäten in Wolfenbüttel beizuwohnen und so, als ritterschaftliches Mitglied des Gerichts, meinen Pflichten Genüge zu leisten. Im Gegentheile war ich gewöhnlich derjenige, der die Arbeiten der auf Urlaub befindlichen Assessoren (so hießen alle Mitglieder des Gerichts) übernahm. Auch zu Gandersheim hatte ich die abteiliche Gerichtsbarkeit verwaltet, welche nach der neuen Ordnung der Dinge für die Zukunft wegfiel. Dazu kam nun noch (und dieses bestimmte mich nicht weniger), daß mir nicht unbekannt blieb, die Ortsbehörden meines Vaterlandes wünschen, der bisherige Geheime-Secretair im Ministerio, Geheime Legations-Rath Henneberg, möge zum Präfecten ernannt werden, ein Geschäftsmann, der sich durch Rechtschaffenheit und Thätigkeit, wie nicht weniger durch seltene Milde und Humanität, stets ausgezeichnet hatte, und dem, in administrativer Hinsicht, die Verhältnisse des Landes weit genauer als mir bekannt seyn mußten.

Alles dieses bestimmte mich, in den Vorschlag einzugehen, welchen mir der zum Mitgliede des Staatsraths ernannte bisherige Braunschweigische Minister von Wolffradt, der mich längst schon mit seinem Vertrauen beehrt hatte, schriftlich machte: die Stelle eines Präsi-

denten bei dem zu errichtenden Civil-Tribunal zu Einbeck anzunehmen. Ich sah sofort ein, daß so am besten für meine Fürstinn gesorgt sey. Die Gerichtsbarkeit des neuen Tribunals erstreckte sich über die verschiedenen Theile des Leine-Departements zwischen der Weser und dem Harze und also auch über Gandersheim; mein Wohnort Einbeck war von dieser Stadt nur zwei Stunden entfernt, und was mir die Hauptsache schien, ich behielt meine gerichtliche Autorität, in sehr vergrößertem Maaße, über die Besitzthümer der Abtei. Nachdem ich also die Erlaubniß meiner Fürstinn zu der Annahme jenes Postens empfangen, erklärte ich dem Staatsrathe von Wolffradt, daß ich bei der Organisation der Justiz das Amt eines Präsidenten zu Einbeck annehmen würde, worüber sich dieser treue Diener des Hauses Braunschweig, dem das Wohl der Prinzessinn Auguste nicht weniger als mir am Herzen lag, sehr zufrieden erklärte. — Obwohl die größten Aufopferungen und Unbequemlichkeiten durch eine Versetzung nach Einbeck für mich herbeigeführt wurden, denn ich mußte eine wirklich schöne häusliche Einrichtung verlassen, ich wurde von meinen ländlichen Besitzungen entfernt, ich war gezwungen, mich mit einer höchst unbequemen Wohnung zu Einbeck zu begnügen, in welcher ich nicht einmahl meine Bibliothek, die ich zu Braunschweig lassen mußte,

aufſtellen konnte, ſo iſt mir jener Entſchluß, ſo bedenklich er ſchien, doch nie gereuet: er führte mich in eine Laufbahn ein, in der ich nicht nur zu nützen Gelegenheit gehabt habe, ſondern auf der ſich bei mir ſchlummernde Kräfte entwickelten, von deren Daſeyn ich früher keine Ahnung gehabt hatte.

Ich ſchweige von den vielen Feſten, die zu Caſſel Statt fanden, und berichte nur noch, daß die Huldigung der Landes-Deputirten am Neujahrstage 1808 vollzogen wurde, und (da bei ſolchen Gelegenheiten ſtets der Magen und die Füße in Thätigkeit geſetzt werden müſſen), daß ein Mahl von mehrern Hunderten von Couverten und ein glänzender Ball am Hofe der Feier folgten, auf welchem wir, zu unſerm nicht geringen Erſtaunen, den König in einem Costume à la Henri quatre erblickten.

Sowohl der König als die Königinn gewährten mir Abſchieds-Audienzen, und ſo reiſ'te ich denn, nachdem mir Antwortsſchreiben an meine Fürſtinn zugeſtellet worden, am 3ten Januar, in Geſellſchaft des berühmten Vicepräſidenten Henke, nach Braunſchweig zurück.

In der Mitte des Februars führten mich Geſchäfte wieder auf ein Paar Tage nach Caſſel: ich ordnete dort, wie zu Gandersheim und Braunſchweig, den künftigen Gang der Geſchäfte meiner Fürſtinn, und begab mich

am 28ſten Februar nach Einbeck, woſelbſt am 1ſten März das neue Tribunal inſtallirt werden ſollte.

Schließlich bemerke ich hier, daß ich während der ſechs Jahre, welche ich zu Braunſchweig verlebt, in literariſcher Hinſicht nichts weiter leiſtete, als daß ich die dichteriſche Nachbildung der Elegieen des Properz der Vollendung näher geführt hatte. Zu mannichfache Geſchäfte und Zerſtreuungen hielten mich von literariſchen Arbeiten ab. Doch war mir manches Gedicht gelungen, und in der Aſtronomie, ſelbſt in der practiſchen, war ich ſo weit fortgeſchritten, als dieſes meine durch die Natur beſchränkten mathematiſchen Talente erlaubten. Selten wird jedoch ein Tag hingegangen ſeyn, an dem ich nicht, wenigſtens am ſpäten Abend, an den unſterblichen Werken der Claſſiker mich erfreut hätte.

Drei Kinder, Freund und Mutter hatte ich verloren: eine liebende Gattinn und zwei Söhne blieben mir über, mit denen ich nach Einbeck zog.

Zu Seite 230.

Bei ſeiner Rückkehr aus St. Petersburg, am 4ten April 1806, wurde der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand mit ſtiller, aber deſto herzlicher Freude empfangen. — Napoleon's Schlachtenruhm und dieſe Liebe des Volks zu einem guten Herrſcher, waren mir die Contraſte, die ich in nachfolgendem Gedichte gegen einander ſtellte.

Der Held nach der Schlacht.

Wenn nun endlich der Held die Flur mit Leichen
Rings beſäet, und einzeln nur, verzweifelnd,
Mit dem Tode der Krieger ringt, der Qualen
Ende nicht findend:

Dann ertönet: »Triumph!« im müden Heere,
Blutbefleckete Lorbeer-Kränze ſchwingend,
Naht die Göttinn des Siegs und krönt des Helden
Finſtere Stirne.

Siehe, aber er ſchaut der Leichen Saaten,
Und da bebet es in der tiefen Bruſt ihm:
Doch er höhnet des Bebens, Sieg erobernd
Ueber ſich ſelber.

Schlachten-müde nun sinkt der Held auf's Lager,
Und den Nimmer-Besiegten fesselt Schlummer.
Endlich ruht er, — doch welche Ruh'! aus Gräbern
Steigen Phantome,

Blaß und blutig, und rufen: »Wehe, wehe!«
Da ergreift den Erwachten kalter Schauer:
»Könnt' ich,« seufzet er: »für des Sieges Lorbeer
Ruhe mir kaufen!« —

Ruhe? — Nimmer ist sie der Helden Erbtheil,
Denn Triumphe sind nur ihr Lohn und Kronen:
Durch die Schaar der Trabanten dringt die schwarze
Nagende Sorge. —

Wende, Muse, den Blick von jenen Fluren,
Denen Helden und Leichen Ruhm erwarben,
Sieh, hier jubelt ein Volk: »Uns ward der Vater
Wiedergegeben!«

Darstellungen

aus meinem Leben

und

aus meiner Zeit.

Von

Friedrich Karl von Strombeck.

Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.
Göthe.

Zweiter Theil.

Braunschweig.
Verlag von Friedrich Vieweg.

1833.

Viertes Buch.

1808 — 1814.

Ein königliches Decret hatte beſtimmt, zu Einbeck (der vormahligen Hauptſtadt des Fürſtenthums Grubenhagen) ſolle ein Civil-Tribunal beſtehen, deſſen Gerichtsbezirk und Competenz waren feſtgeſetzt, die Mitglieder des Gerichts ernannt: — dieſes aber war ſo ziemlich Alles, was in Beziehung auf dieſe neue Inſtitution geſchehen war. Was übrig geblieben, um das Gericht in Gang zu bringen, war der Umſicht und Thätigkeit des Präſidenten überlaſſen. Unglaublich wird es ſcheinen, und doch verhielt es ſich ſo, daß, obwohl das Tribunal am 1ſten März inſtallirt ward, und ſofort ſeine Geſchäfte beginnen ſollte, doch erſt drei Wochen nachher die Friedensgerichte eingerichtet wurden, von denen die Appellationen an das Tribunal gingen, und die in Criminal- und Corrections-Sachen (denn auch ſolche gehörten, theils nur hinſichtlich der Inſtruction, theils auch zur Entſcheidung, vor dieß Gericht) für daſſelbe thätig ſeyn mußten. Dem Tribunale war freilich ein (ziemlich unpaſſendes) Local für die Gerichtsſitzungen auf dem Rathhauſe angewieſen, dagegen hatte Niemand an Locale für das Secretariat, die Regiſtratur u. ſ. w. gedacht, daher ich denn ſolche erſt in Bürgerhäuſern

miethen mußte. Der Gang des Proceſſes erforderte Procuratoren, aber nicht einer war vorhanden; auch ſolche mußten alſo proviſoriſch angenommen und zum Theil erſt verſchrieben werden. Kurz, ein Gericht beſtand nur auf dem Papiere. Gab es je für einen Juſtizbeamten Gelegenheit, ſich in die Umſtände ſchicken, improviſiren und thätig ſeyn zu müſſen, ſo war es hier. Dazu kam noch, daß das Gericht, bis dahin, daß neue Proceßvorſchriften vorhanden ſeyn würden (und hierzu war noch keine Ausſicht da), nach Braunſchweigiſchen, Hannoveriſchen, Preußiſchen und ſogar nach alten Hildesheimiſchen und Corveyiſchen Proceß-Ordnungen die Sachen zu inſtruiren, noch bei weitem mehr verſchiedene Landes-Geſetze aber hinſichtlich des materiellen Rechts anzuwenden hatte, unter denen, für ganze neue Sachen, der Code Napoleon hervorglänzte. Dieſer ſollte ſogar ſchon ſeit dem 1ſten Januar bei den alten Gerichten angewendet werden, ohne daß einmahl Exemplare des Geſetzbuches in hinlänglicher Anzahl zu haben geweſen wären. In den meiſten dieſer Proceß-Vorſchriften und Geſetze waren aber die Richter, die ſich verwunderten, ſo zuſammengetrommelt zu ſeyn, wenig bewandert. — Wäre die Sache nicht ſo ernſthaft geweſen, ſo hätte man ſich in der That nichts Komiſcheres denken können, als die erſten Sitzungen manches Weſtphäliſchen Tribunals.

Beſonders waren Mrs. les Procureurs du Roi in groſſer Verlegenheit, was ſie mit ihrem neuen Amte anfangen ſollten; denn zum guten Theil wußten ſie von deſſen Functionen nichts mehr, als daß ſie ſehr wichtig ſeyen. Und nun der böſe Umſtand: wie ſollten ſich ihre Gemahlinnen nennen laſſen? — — Es war ſchlechterdings keine feminine Endigung für »Procureur des Königs« ausfindig zu machen. — Doch die eiſerne Nothwendigkeit, guter Wille und eine gewiſſe praktiſche Gewandtheit können Vieles ausrichten. Schon im Anfange des Mai's war unſer Gericht in einem ſo guten Stande, ſo viele Proceſſe, die bei den Hannoveriſchen Amts- und Stadt-Gerichten mehrere Jahre auf Entſcheidung gewartet hatten, waren beendet, und der Ruf des Gerichts in dem ganzen Diſtricte ſo wohl begründet, daß mich die Mitglieder des Departements-Rathes zu Göttingen, die zur Wahl der Stände des Königreichs für das Leine-Departement zuſammenberufen waren, aus einer Art Dankbarkeit für die Verwaltung einer ſchnellen und unparteiiſchen Juſtiz, zum Mitgliede der Stände erwählten. Ich geſtehe es gern, daß es mir ſehr große Freude machte, auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe ſo bald das Vertrauen meiner neuen Mitbürger erworben zu haben. Ich darf aber auch anführen, daß ich eine Arbeit zu Stande gebracht hatte, von der ich noch

jetzt verwundert bin, wie ſie mir, in ſo kurzer Zeit und bei ſo geringen Hülfsmitteln, ja bei ſo mancher Hemmung, möglich geweſen iſt.

Von dieſen ernſtern Geſchäften war mir der Sonntag ein Tag der Erhohlung, denn dieſen verlebte ich in der Regel bei meiner Fürſtinn zu Gandersheim, wohin ich mich ſchon am Sonnabend zu Pferde begab, und wo ich auf der Abtei ein ſchönes Abſteigequartier von frühern Zeiten her hatte.

Denke ich an jene Zeit jetzt zurück, ſo erſcheint ſie mir in einer großen Heiterkeit; und forſche ich nach der Urſache hiervon, ſo liegt dieſe unſtreitig in der Freiheit und Unabhängigkeit, worin ich mich bewegen durfte, und womit ich Dasjenige, welches ich für zweckmäßig und nützlich hielt, zur Ausführung bringen konnte. Den Geiſt der neuen Gerichtsverfaſſung kannte ich von der Zeit meines Aufenthalts in Paris her; den Code Napoleon hatte ich ſchon mehrmahls durch und durch ſtudirt, als manchem andern Rechtsgelehrten im Lande kaum die Exiſtenz des Geſetzbuches bekannt war, die Franzöſiſche Geſchäftsſprache kannte ich hinlänglich, um mit dem Juſtizminiſter, von welchem nur in Franzöſiſcher Sprache reſcribirt wurde, eine ununterbrochene Correſpondenz unterhalten zu können: ſo wurde mir leicht, was Andern außerordentlich ſchwer erſchien. Dazu kam

denn mein leichtes Blut, das mich ſtets in einer Stimmung erhielt, die nirgend Schwierigkeiten fand. Wo ich den Knoten nicht löſen konnte, zerhaute ich ihn, und erfuhr auch ſo, daß nichts Nachtheiliges daraus erfolgte. — Als ich z. B. fand, daß vier oder fünf verſchiedene Proceßformen in einem Gerichte ſich unmöglich zugleich handhaben ließen, ſchlug ich meinen Collegen vor, alle Sachen, bis auf Weiteres, nach dem Weſen des gemeinen Deutſchen Proceſſes ganz einfach zu behandeln; Niemand tadelte dieſes, und es ging gut. Noch mehr, als ſich in dem einzigen Gefängniſſe, welches für den ganzen Diſtrict, der manches Deutſche Fürſtenthum an Größe weit übertraf, zu meiner Dispoſition ſtand (dem Einbeckſchen Stadtgefängniſſe), die Criminal-Unterſuchungs-Gefangenen ſo häuften, daß für ihre Geſundheit Beſorgniß eintreten mußte, und ich auf zwei oder drei Berichte nach Caſſel keine Antwort bekam; ſo ſchrieb ich dem Juſtizminiſter: ich ſähe mich gezwungen, die Hälfte der Gefangenen ſofort auf freien Fuß zu ſetzen: die nöthige Verfügung erfolgte binnen 24 Stunden durch eine Eſtafette. — Und nun die Neuheit des Ganzen und die Kraft des blühenden Mannsalters. — Reformen können nur junge Männer ausführen.

Nachdem mein Tribunal alſo in ſo guten Gang gekommen und ich bei meiner Fürſtinn mich zu Gandersheim

beurlaubt hatte, konnte ich am 12ten Juni mit leichtem Herzen nach Caſſel zum Reichstage (denn dieſe erhabene Benennung hatte die Verſammlung der Volksrepräſentanten empfangen) abreiſen. Zum Reiſegefährten hatte ich einen neuen Einbeckiſchen Freund, den Rath Raven, einen trefflichen und wiſſenſchaftlich gebildeten Mann, der in jüngern Jahren, als Führer vornehmer junger Ruſſen, bedeutende Reiſen gemacht hatte, und jetzt, überall geachtet, zu Einbeck (in deſſen Nachbarſchaft ſeine Familie, die zu den älteſten Geſchlechtern der Stadt gehörte, Beſitzungen hatte), mit einer liebenswürdigen Gattinn privatiſirte. Er war Meiſter vom Stuhle der dortigen Loge, und ebenfalls zum Reichsſtande ernannt. Auch er iſt jetzt (ſeit einigen Monaten) in das unbekannte Land hinübergegangen. — Mögen dieſe wenigen Worte ein Denkmahl meiner Freundſchaft für den würdigen Mann ſeyn, der ſo ziemlich mein einziger Umgang in Einbeck war.

Zu Caſſel nahm mich der vormahlige Braunſchweigiſche Miniſter, damahlige Staatsraths-Präſident von Wolffradt mit dem Wohlwollen und der Freundſchaft auf, womit er mich noch jetzt beehrt. Durch ihn wurde ich vollkommen in den Stand geſetzt, die Verhältniſſe beurtheilen zu können; er entwickelte mir ausführlich, was zu hoffen und was zu fürchten ſtände; er theilte

mir mit, was er für unſer ſpecielles Vaterland Braun ſchweig (denn dieſes lag ihm ſtets ganz beſonders am Herzen, ſo ſehr, daß ihm gewöhnlich die Thränen in den Augen ſtanden, wenn er deſſen Verluſte erwog) zu thun im Stande geweſen war: — ſo daß ich mich bei ihm recht einheimiſch befand, gleich als beſtänden noch die alten Zeiten.

Auch ſowohl der König als die Königinn, denen ich Briefe von meiner Fürſtinn zu überreichen hatte, gewährten mir wieder Privataudienzen. Es iſt nicht möglich, freundlicher und wohlwollender nach einem geliebten Verwandten zu fragen, als der König ſich nach dem Befinden der Prinzeſſinn erkundigte, wobei er mir recht dringend an das Herz legte, auf das ſorgfältigſte darüber zu wachen, daß ihr nie etwas fehle, und daß die Lage, in welche ſie eine falſche Politik — wie er ſich ausdrückte — gegen ihre Schuld verſetzt hätte, ihr, ſo ſehr als irgend möglich, erleichtert würde. — »Die Prinzeſſinn iſt von ſchwacher Geſundheit, wie mir die Königinn aus den von ihr empfangenen Briefen erzählt« — fuhr der König fort — »ſo kann ich kaum hoffen, ſie hier bei uns zu ſehen. Sollte dieſes jedoch einſt der Fall ſeyn, ſo wird ſie finden, daß ſie mit eben der Achtung und gleichen Rückſichten aufgenommen werden wird, als dieſes an dem Hofe ihres verſtorbenen

Bruders der Fall war.« — »Gehen Sie doch auch zur Königinn« — ſagte Jerome, mit der liebenswürdigſten Freundlichkeit, als er mich entließ.

Am 15ten Juni wurde der Graf von Schulenburg-Wolffsburg (derſelbe, welcher als Braunſchweigiſcher Staatsminiſter geſtorben iſt) zum Präſidenten der Stände ernannt, dann aber deren Verſammlung, da die nöthigen Vorarbeiten noch nicht beendigt waren, bis zum 2ten Julius vertagt.

Ich reiſ'te alſo mit meinem Freunde Raven vorläufig nach Einbeck zurück, wo mich eine Freude erwartete, die mir bis zu meinem Lebensende unvergeßlich bleiben wird.

Meine Fürſtinn, jetzt völlig zufrieden mit dem, was ich für ſie gewirkt, und in der ruhigen, ehrenvollen und ſichern Lage, in der ſie ſich befand, ſich glücklich fühlend, ſchrieb mir in den gnädigſten Ausdrücken, daß ſie ſich auf den 26ſten Julius bei mir zum Mittagseſſen anmelde, und daß ſie gegen 11 Uhr mit der Fürſtinn-Dechantinn und einigen Chanoineſſen in Einbeck einzutreffen gedenke. — Dieſer unerwartete Beſuch gab mir eine erwünſchte Gelegenheit, der Fürſtinn zu beweiſen — woran ſie zuweilen zu zweifeln ſchien — daß auch in dem Königreiche Weſtphalen ihre erhabenen Rang-Verhältniſſe noch völlig eben ſo, wie früher in dem Herzog-

thume Braunſchweig der Fall war, geachtet würden. Ich zeigte dem Commandanten der Gendarmerie die erwartete Ankunft der Fürſtinn, einer Tante der Königinn, an und bat um ein Detaſchement Cavallerie dieſes ſchön uniformirten Corps zu ihrer Begleitung, wie es bei Perſonen des höchſten Standes im Königreiche Weſtphalen üblich war. Auch der Unter-Präfect des Diſtricts, Pini, ſandte ein zu ſeiner Verfügung ſtehendes Detaſchement der Gendarmerie der Prinzeſſinn entgegen. Ich verſäumte nicht, ſie eine Stunde von Gandersheim, bei der Clus, zu empfangen, und ritt bis nach Einbeck neben dem Schlage ihres Wagens. Als ſie, in meiner Wohnung angekommen, ſich am Fenſter zeigte, wurde ſie mit einem tauſendſtimmigen Jubel des Volks begrüßt. — Nach Tiſch ſtellte ich ihr und der Fürſtinn-Dechantinn die Autoritäten und Honoratioren Einbecks vor. — Sie war ſo glücklich, liebenswürdig und freundlich als in den Tagen des höchſten Glanzes ihrer erhabenen Familie. — Ehrenbezeugungen im Glücke machen auf den Gefeierten gewöhnlich geringen Eindruck: oft ſogar läſtig, erſcheinen ſie als ſchuldige Huldigungen, oder — was ſie nur zu häufig ſind — als Schmeicheleien und Mittel, Vortheile zu erhaſchen. Eine ganz andere Bewandniß hat es mit Beweiſen der Ehrfurcht in den Zeiten eines politiſchen Unglücks. Sie erheben dann den Gegenſtand

der Huldigungen, indem ſie ihm zeigen, daß er in der Meinung nichts verlor, und ſelbſt den Ehrenden ehren ſie: denn hier iſt an keine Schmeichelei zu denken. Im Gegentheil gehöret oft eine Art Muthes dazu, einer Perſon, die ihre politiſche Wichtigkeit verlor, dieſe derſelben durch unſere Ehrenbezeugungen (gleichſam zum Trotz der Umſtände) beizulegen zu ſuchen. Ich habe dieſes aus Gefühl und Politik ſtets gethan. Führte mich der Zufall jemahls in die Nähe des Prinzen Jerome Montfort, gewiß ich würde keinen Augenblick anſtehen, ihm meine Ehrerbietung zu bezeigen, und ihm den Dank zu wiederholen, den ich ihm beſonders für alles Dasjenige ſchuldig zu ſeyn glaube, was er für eine Prinzeſſinn aus dem Hauſe Braunſchweig, die Schweſter eines Karl Wilhelm Ferdinand, gethan hat.

Am letzten Tage des Monats Junius reiſ'te ich mit meinem Freunde Raven wieder nach Caſſel, und am 2ten Julius (einem Sonnabend) wurde der Reichstag, deſſen Sitzungen bis zur Erbauung eines eigenen Ständeſaales in dem prächtigen Orangerie-Hauſe der Aue gehalten werden ſollten, wirklich eröffnet. Schon früh Morgens um ſechs Uhr ſetzte ſich der Capitain der Garden des Königs in den Beſitz des Gebäudes, »pour y ordonner toutes les dispositions nécessaires à la garde de Sa Majesté,« wie es in dem »cérémonial pour l'ou-

verture de la session des Etats du Royaume« lautete. — Nicht, als wenn man eine Pulververſchwörung gefürchtet hätte, ſondern, weil man keine Ceremonie verſäumte, wodurch man die Größe des Monarchen andeuten zu können glaubte. In dieſer Beziehung kannte man den Charakter der Deutſchen wenig, die mehr auf das Weſentliche als auf den Schein zu ſehen gewohnt ſind. Dergleichen Maaßregeln pflegten nur zu unſerer Erheiterung zu dienen; eben ſo wie wir herzlich darüber gelacht, als die »bewaffnete Macht« Befehl erhalten hatte, die Stadt zu verlaſſen, ſo lange die Departemental-Verſammlung (zu deren Secretair ich gewählt zu werden die Ehre hatte) zu Göttingen ihre Berathungen hielt, während die Gendarmerie unter den Befehl unſers Präſidenten, des damahligen Staatsrathes Baron von Leiſt, geſtellet wurde, um auf ſolche Weiſe unſere politiſche Freiheit auf das vollſtändigſte in Sicherheit zu ſetzen. Ein Act der Garantie unſerer conſtitutionellen Rechte, welchen, als eine ſehr bedeutende Prärogative, unſer Präſident hervorzuheben nicht ermangelte.

Nachdem der Orangerie-Saal gehörig beſetzt war, marſchirten einige tauſend Mann auserleſener Truppen, ſowohl Infanterie als Cavallerie, auf dem Platze vor dem Muſeum auf, welcher ſpäterhin, als dieſes Gebäude

zu einem Palaste der Stände umgeschaffen wurde, den erhebenden Namen eines Platzes der Stände empfing. Gegen 11 Uhr versammelten sich die hundert Repräsentanten des Westphälischen Volkes, damahls noch ohne das prachtvolle Costum, welches ihnen nachher durch die Gnade des Königs zu Theil ward. Die Mitglieder des Staatsraths, welche um eben diese Zeit erschienen, waren in jener Beziehung schon ausgezeichneter als wir, und prangten in Mänteln von Sammet, Schärpen und Toquen à la Henri quatre, über welchen die schönsten Straußfedern wehten. Das diplomatische Corps und eine auserlesene Versammlung schön geschmückter Damen glänzten auf besondern, mit Scharlach behangenen Tribunen. Noch war die ausgezeichnete Tribune der Königinn leer. — Auf einmahl erschallte der Ruf: »la Reine!« und der ganze Saal hallte von einem dumpfen Gemurmel in Deutscher und Gallischer Sprache wieder: »die Königinn« und »la Reine.« Gleich als wäre das geliebte Vaterland in Noth, beeilten sich der Präsideent und die vier auserlesenen Deputirten, Ihre Majestät an der Thür des Gebäudes zu empfangen. Doch erschien sie nicht unmittelbar in unserer Mitte, sondern begab sich zuvörderst in eines der Apartements des Pavillons, denn es war in dem Programm vorgeschrieben: »elle se reposera jusqu' à

l'arrivée du Roi.« — Jetzt erſchütterten ein und zwanzig Kanonen-Schüſſe unſern Verſammlungs-Saal: wir bekamen dadurch die vollſtändigſte Gewißheit des entſcheidenden Umſtandes, daß ſich Se. Majeſtät in Bewegung zu ſetzen geruht hatten, und unſere Herzen begannen höher zu ſchlagen. Bald nachher erdrönte die Erde von der Bewegung der begleitenden Cavallerie; Trompetengeſchmetter und das Wirbeln der Trommeln vermiſchten ſich mit einander: es war nicht anders, als wenn wir Hundert-Männer in eine Schlacht geführt werden ſollten. Dann dröhnten von neuem ein und zwanzig Kanonenſchüſſe durch die Gewölbe unſers Saals: wir wurden dadurch benachrichtigt, der König ſey ganz in der Nähe, und unſer Präſident nebſt acht Deputirten, unter denen ich mich zu befinden die Ehre hatte, ſtürzten [redacted] königlichen Majeſtät in patriotiſchem Eifer entgegen. Harrend ſtanden wir vor der Thüre unſers proviſoriſchen Ständepalaſtes, wo ein ziemlicher Zugwind unſere Aufwallung etwas abkühlte. Wir ſchauten empor, denn die Aue liegt tiefer als der Friedrichsplatz, woher der König kam, und ſahen nichts als Cavallerie, reitende Artillerie, Infanterie und eine unermeßliche Menge von Menſchen. Jetzt erſchien der Gouverneur von Caſſel zu Pferde mit ſeinen Aides-de-camp. Er blickte uns mit gütiger Wichtigkeit an, und gab uns

die Nachricht, daß Se. Majeſtät im Begriff wären, zu erſcheinen. Dann fuhr ein Wagen, gefüllt mit Meiſtern und Gehülfen der Ceremonien (maîtres et aides des cérémonies), vor. Nun folgten in einzelnen Wagen der Miniſter-Staatsſecretair und der Miniſter der Finanzen, der Miniſter des Kriegs und der Miniſter der Juſtiz und des Innern (der fein lächelnde Simeon), der Groß-Marſchall des Palaſtes und der Groß-Stallmeiſter der Krone. Jetzt erblickten wir ein prachtvolles Achtgeſpann: es führte den König. Der Capitain der königlichen Garden, die General-Adjutanten, die Ehrenſtallmeiſter umſchwärmten den Wagen, an deſſen Schlage der Chef der Legion der Gendarmerie in düſterm Ernſte ritt: erwägend, unſtreitig, daß das königliche Haupt ſeiner Wachſamkeit vor allen Andern anvertraut ſey. Nun eröffnete ſich, nicht ohne ein bedeutendes Krachen (denn Lärm und Majeſtät ſind unzertrennbare Gefährten), der Schlag des königlichen Staatswagens, und Se. Majeſtät erſchien in allerhöchſt eigener Perſon vor unſern entzückten und erſtaunten Blicken, angethan mit einem Gewande von weißer Seide, welches ein Mantel von Purpur halb überdeckte. Auf dem Haupte einen von Diamanten glänzenden Federhut und an den zierlichen Füßen weißſeidene Schuhe mit roſenrothen Abſätzen und weißen Schleifen. Jetzt

war es Zeit, daß wir Deputirte vorschritten; wir versäumten dieses nicht, unsern Präsidenten an der Spitze, und machten unsere dreifache Verbeugung (denn bei solchen Gelegenheiten ist drei eine solenne und gleichsam heilige Zahl), so gut, wie wir es, von unserer Jugend her, aus unsern Tanzstunden behalten hatten. Wir führten den König nach seinem Pavillon, denn auch seine Majestät hatte nöthig, sich von der Reise auszuruhen (se reposer). Während Jerome einsam einige Augenblicke in dem Ruhe-Cabinette verweilte, begab sich die Königinn auf ihre Tribune, und nun kam der wichtigste Augenblick. Der Zug, welcher die königliche Majestät in den Saal führen sollte, bildete sich, und begann sich mahlerisch in Bewegung zu setzen. — Es eröffneten ihn zwei Huissiers der Stände mit Stäben in der Hand und im Costume des frühern Mittelalters; dann bewegte sich das Ganze in folgender Reihe vorwärts: die Huissiers des Königs, mit Degen an der Seite und Stäben in der Hand; die Edelknaben (welches jedoch vollkommen erwachsene schöngebaute Burschen waren), deren Uniformen von Golde strotzten; die Gehülfen der Ceremonien; die Ceremonienmeister; die Aides de camp des Königs; die Minister; der Großmarschall und der Grand-écuyer; — der König —; der Capitain der Garden, und

zu deſſen Rechten der Groß-Kammerherr. Den Schluß machte die unermeßliche Anzahl der Beamten des königlichen Hauſes. So wie der König in den Saal trat, erſchallte das durchdringende Geſchrei der Huiſſiers: »le Roi!« Man ſah es allen Anweſenden an, daß ihre Aufmerkſamkeit zu dem höchſten Grade der Spannung gekommen: ſie erhoben ſich insgeſammt, und die Luft ertönte (wie es uns als paſſend angedeutet war) von einem ſchmetternden: »Vive le Roi!« — Jetzt ſtellten ſich die Huiſſiers des Königs an die beiden Seiten der Treppe des Throns. Der König ſtieg hinauf und ſetzte ſich. Alles gruppirte ſich, theils ſich auf Tabourets niederlaſſend, theils ſtehend, auf das mahleriſchſte hinter den Monarchen und zu ſeinen Seiten (ſo wie dieſes durch vielfache Proben, nach einer aus Paris geſandten Zeichnung, einſtudirt worden), wobei es uns nicht wenig auffiel, daß die königlichen Pagen ſich ganz naiv, wie es Knaben gebührt, auf den Stufen des Thrones niederhockten. Dieſes geſchah, ſobald der König ſich geſetzt, und nun ging die herablaſſende Gnade Sr. Majeſtät ſo weit, durch einen Wink uns zu befehlen: uns zu bedecken. Dieß ſetzte uns jedoch in nicht geringe Verlegenheit, denn wir waren noch nicht, wie ſpäterhin, mit ſtattlichen, mit Straußfedern gezierten Toquen verſehen, und un-

sere hundert verschiedenartig gestalteten Hüte nahmen sich, eben so verschiedenartig aufgesetzt, gar nicht mahlerisch auf unsern patriotischen Häuptern aus. Der Großmarschall, als Großmeister der Ceremonien, schritt jetzt respectvoll zum Könige, um dessen Befehle zu vernehmen. Diese durfte er jedoch nicht selbst ausführen, sondern er überbrachte sie nur dem Justizminister Simeon. Jetzt schritt auch dieser zum Throne, und mit lauter Stimme erbat er von dem Monarchen die Erlaubniß, die sämmtlichen Mitglieder der Stände Seiner Majestät einzeln vorstellen zu dürfen. Diese Erlaubniß erfolgte huldreich, worauf die Präsentation folgendermaaßen Statt hatte. Ein Mitglied der Stände trat in die Schranken vor die Stufen des Throns, und rief mit vernehmlicher Stimme, ich weiß nicht mehr mit welchem Provincial-Accent (denn in dieser Beziehung gab es Materialien genug zu einem eigenen Idioticon in unserer Versammlung), nach alphabetischer Ordnung seine Collegen auf. Der Aufgerufene erschien mit entblößtem Haupte, und verneigte sich eine beliebige Anzahl Mahle vor der Majestät des Königs. Jetzt wiederholte der Justizminister, so gut sein provençalisches Organ es erlaubte, den Deutschen, gewöhnlich etwas verstümmelten Namen; der Aufgerufene leistete in Französischer oder Deutscher Zunge, nachdem er die eine oder

die andere mehr in Uebung hatte, den vorgeſchriebenen reichsſtändiſchen Eid, und zog ſich alsdann, nicht ohne Gefahr zu ſtolpern, ganz rückwärts, (wenn er dieſes auszuführen ſich zutraute) oder doch wenigſtens traverſirend, zurück. — Nachdem dieſe Ceremonie geendet, begann der König, welcher die Beine ſehr mahleriſch ein wenig über einander geſchlagen hatte, und in der That mit vieler Würde da ſaß, zu reden, nachdem er den Hut ein wenig gelüftet, und mit der Schnelligkeit des Blitzes waren die reichsſtändiſchen Häupter entblößt.

»Il me tardoit,« begann der Monarch, mit einer etwas hohlen, doch ſehr ſonoren und angenehmen Stimme, d'être au milieu de vous«; — wie mußte dieſes uns nicht rühren! — und endete die Rede, welche ungefähr 10 Minuten dauerte, mit den Worten: »Braves et bons Westphaliens! Dans cette occasion solemnelle où vous exercez, pour la première fois, vos droits constitutionnels, vous prouverez votre attachement à ma personne, en secondant mes vues pour le bien du royaume, que nous devons tous avoir à coeur. — Nous y travaillerons de concert: moi en Roi et en Père, vous en Sujets fidèles et affectionnés.« — Jetzt ſtieg der König mit langſamen und majeſtätiſchen Schritten vom Throne, wir erhoben

uns ſämmtlich, beeiferten uns: vive le Roi! zu rufen, und der Zug ging, unter dem Donner der Kanonen, zurück, wie er gekommen; worauf denn Jeder von uns ſeinen Wagen zu finden ſuchte. Die Hofleute, Miniſter und Staatsräthe blieben völlig ernſt; auf den Lippen der Stände aber ſchwebte ein leichtes ironiſches Lächeln.

Doch der Tag war noch nicht zu Ende: ein nicht minder erhabenes Schauſpiel erwartete unſer, bei welchem uns jedoch eine völlig paſſive Rolle zugetheilet war. Ein jedes Mitglied der Stände hatte ſchon Tags vorher eine gedruckte Einladung folgenden Inhalts bekommen:

» Le Grand-Chambellan, comme Grand-Maître des Cérémonies, a l'honneur de prévenir Monsieur ....., membre des états, qu'il est porté sur la liste des Personnes qui auront l'honneur d'assister au repas de leur Majestés, le 2 Juillet.

On se rassemblera au Palais à quatre heures et demie précises.

Cassel, ce 29. Juin 1808.«

Dieſes »assister au repas« war nun von vielen von uns, in ländlicher Unſchuld, ſo verſtanden, als wenn wir von Sr. Majeſtät zur Tafel geladen wären, und mancher von uns war, wie man ſich ehedem ausdrückte,

»ungegeſſen und ungetrunken«*) angelangt. So war es aber keinesweges gemeint; denn Ludwig XIV. lud nie Jemand anders als Prinzen von Geblüt zu ſeiner Tafel, und ſelbſt Deutſche Reichsfürſten hatten in dieſer Beziehung keinen Vorzug vor Franzöſiſchen Ducs. Wie konnten wir nun, Reichsſtände freilich, aber von ganz eigenthümlicher Beſchaffenheit, auf eine ſolche eminente Ehre Anſpruch machen? — Wir ſollten nur zuſchauen, wie Se. Majeſtät mit der Königinn, bedient von den Großwürdenträgern, ſpeiſen würden: gleichwie ehedem die kaiſerliche Majeſtät auf dem Römer, bedient von den erſten Fürſten des Reichs, oder wenigſtens von ihren Geſandten, allein ſpeiſete, und allen andern nur das Zuſchauen, und auch dieſes als große Ehre, übrig ließ. Die Ceremonie ging in einem der größten Säle des Palaſtes vor ſich. Jeder, welcher der großen Feierlichkeit am Morgen beigewohnt hatte, erſchien wiederum im vollen Coſtume. — Die königliche Tafel, bedeckt mit glänzendem Vermeil, ſtrahlte im Goldglanze, und an derſelben prangten, unter einem Thronhimmel, zwei prachtvolle, thronähnliche Seſſel. Die Oberhofämter und Großwürdenträger ſtan-

*) Auch der Römer ſagt: impransus et incoenatus, in eben dieſer Bedeutung.

den in ſtiller Ehrfurcht an den ihnen gebührenden Plätzen, zu beiden Seiten der Tafel, und erwarteten die Ankunft der Majeſtäten. Die Miniſter, Staatsräthe und andere vornehme Beamte des Staats, desgleichen ausgezeichnete Fremde, hatten keine beſondere Plätze, ſondern wohnten der Ceremonie, vertraulich mit den Mitgliedern der Stände vermiſchet, bei. Die Mienen der Machthabenden waren auf das Wohlwollendſte geordnet, und ihr Händedruck ſchien vom Herzen zu kommen. Die Damen hatten ſich, prachtvoll geſchmückt, und in künſtlichen Roſenwangen blühend, den Männern gegenübergeſtellt. Zu meinen Nebenmännern hatte der Zufall auf der einen Seite mir den vormahligen Preußiſchen Miniſter und General der Cavallerie, Grafen von der Schulenburg-Kehnert, und auf der andern Seite den nur zu bekannt gewordenen Hannoveriſchen Hofrichter und Schatzrath von Berlepſch zugeſellet. Wie verſchieden waren nicht die jetzigen Zeiten von jenen, da der erſte (wie er es nannte) »ſein Hauptquartier« in Hildesheim aufſchlug, mit Geſchütz und klingendem Spiele in die friedliche Stadt einrückend, und dann vor den Augen des Fürſt-Biſchofs (der ihm nach dem militairiſchen Acte freundlich zur Tafel laden ließ) die biſchöflichen Soldaten, nicht viel anders, als wären ſie Kriegsgefangene geworden, ent-

waffnete. Damahls wurde ich als Abgeordneter der Aebtiſſinn von Gandersheim (auf Befehl des Herzogs) zu ihm geſandt, um gegen die Beſitzergreifung einiger Gandersheimiſcher und Quedlinburgiſcher Parcelen beſcheidene Vorſtellungen zu machen, welches mir keine ganz freundliche Aufnahme von Sr. Excellenz zuzog, die damahls wohl nicht ahneten, daß der junge Mann, mit dem Sie im Saale auf und abgehend conferirten, in wenigen Jahren Ihr College in dem Staatsrathe eines fremden Königes ſeyn würde. — Berlepſch, der ſich einſt in einer Flugſchrift, während der Preußiſchen Occupation Hannovers, von Schulenburg-Kehnert der Worte (ich weiß nicht mehr in welchem Zuſammenhange) bedient hatte: »Jetzt ſtutzten Se. Excellenz« und der ſich auf dieſe Redensart, als gleichſam das Zurückprallen eines Cavallerie-Corps bezeichnend, mehr als ſie verdiente, einbildete, raunte mir dieſe Worte, mit dem ihm eigenen ſatyriſchen Lächeln, in die Ohren, indem er auf meinen Nachbar deutete. — Auch mußte es gewiß dem Manne, der ſo oft an Friedrichs des Großen Tafel geſpeiſet hatte, ſonderbar vorkommen, bei dem Mahle eines Königs »zu aſſiſtiren«, der noch nicht geboren war, als er längſt jener Ehre von einer ganz andern Bedeutung gewürdigt ward. Doch Schulenburg fügte ſich in dieſe Lage, um die ihm

von dem Könige Friedrich Wilhelm II. geſchenkte Kloſter-Domaine Ringelheim im Hildesheimiſchen in Sicherheit zu ſetzen. Verdacht wurde es ihm aber allgemein, daß er, ein ſo alter Diener des Preußiſchen Staats, dieſem im Unglücke abtrünnig wurde.

Während wohl Mancher der Anweſenden Betrachtungen der Art über den Wechſel der Verhältniſſe im Laufe der Zeit anſtellte, erſcholl der Ruf: »le Roi!« — »la Reine!« — Ihre Majeſtäten kamen, ungefähr auf gleiche Weiſe begleitet als am Morgen, einhergeſchritten, und ſetzten ſich an die Tafel. Selbſt das Gebet des Herrn mußte zur Erhöhung der frivolen Feierlichkeit dienen. Seine Biſchöfliche Gnaden, der Commandeur, Baron von Wendt, Biſchof in partibus, Dompropſt zu Hildesheim und erſter Aumonier, — bekleidet mit allen Attributen ſeiner biſchöflichen Würde, und auf ſeinem über den Rücken hängenden Mantel mit dem glänzenden Sterne des Preußiſchen rothen Adlerordens, in etwas vergrößerten Dimenſionen, geſchmückt, — trat, den Majeſtäten entgegen, vor die Tafel, ein prachtvoll gebundenes, mit Golde beſchlagenes Gebetbuch in beiden Händen, von deren linken ein koſtbarer Solitair erglänzte, ein Geſchenk des großen Napoleon, und ſprach in lateiniſcher Zunge das Tiſchgebet mit der heiligſten und ſalbungsvollſten Miene von

der Welt, nachher noch lange die Lippen andächtig bewegend; worauf er ſich in tiefer Andacht zurückzog. — Jetzt koſteten der König und die Königinn ein wenig von den Speiſen und tranken einige Züge Waſſer und Wein, wobei die Hofämter fungirten. Eine beſondere Stille herrſchte aber, als der König zu trinken geruhte, und, irre ich nicht, ſo wurde dieſer auf ein irdiſches Bedürfniß hindeutende Act durch einige Kanonenſchüſſe gefeiert. Jetzt, nachdem die königliche Sitzung ungefähr 20 Minuten gedauert, und der Biſchof wieder gebetet, erhoben ſich die Majeſtäten: der Zug entfernte ſich in ernſter Stille, bis die Flügelthüren krachten, und ein jeder ging nach Haus. Abends wurde, um den feſtlichen Tag unter Glanz und Lärm zu beſchließen, ein Feuerwerk, das 20,000 Franken koſtete, und welches an Pracht alles übertraf, was ich zu Paris und zu Wien im Prater geſehen hatte, in der Aue abgebrannt. — So ehrte König Jerome die Repräſentanten ſeines Volks!

Wenn ich jetzt, nach ſo manchem verfloſſenen Jahre, ernſt auf jene Zeiten einer fremden Herrſchaft zurückblicke, ſo tritt mir auch der Contraſt vor die Augen, daß dàmahls, in einer ſonderbaren Vermengung, die Bürger und Beamten des Staats auf der einen Seite weit mehr erhoben, auf der andern aber weit mehr

hinuntergesetzt wurden, als früher üblich war, und jetzt wieder gebräuchlich ist: damahls offenbar eine Vermischung derjenigen Formen, die sich während der Französischen Revolution ausgebildet hatten, mit denen, die an den Höfen Ludwigs XIV. und XV., die man wieder einzuführen beabsichtigte, üblich waren. Während kein Unterthan, auch nicht der höchste, gewürdigt wurde, an der königlichen Tafel zu essen, und während am Hofe in Beziehung auf die Zimmer, welche der eine oder der andere zu betreten berechtigt war, verschiedene, schwer zu begreifende Abstufungen beobachtet werden mußten, durften sich die Mitglieder der Stände, bei feierlichen Gelegenheiten, in Gegenwart des Königs setzen und bedecken; beide Flügelthüren wurden aufgerissen, wenn der Präsident der Stände am Hof erschien; die Schildwachen präsentirten, und die Hoflackeyen traten ehrerbietig zur Seite, wenn ein ländlicher Deputirter von der Diemel oder von der Werre in dem Schlosse des Königs die Treppe hinaufging. An einen Vorzug des Militairs vor dem Bürgerstande war nicht zu denken: selbst ein Divisionsgeneral fand sich hochgeehrt, wenn er zum Staatsrathe ernannt wurde, und versäumte nicht, diesen höhern Titel seinem militärischen Grade vorzusetzen. Keine Form der Höflichkeit fehlte, wenn ein Minister an den Maire des kleinsten Dorfes schrieb,

und gewiß war es kein leeres Wort, wenn Jerome in einer der von ihm gehaltenen Reden ſagte: »je veux qu'on respecte la dignité de l'homme et du citoyen.« Selbſt Bercagny, wenn er zu unſerer bedeutenden Erheiterung glaubte: das Wort Kothſaſſe bedeute »un homme qui est assis sur la boue,« und es daher, als die Menſchenwürde herabſetzend, auf das Ernſtlichſte ſeinen Untergeordneten verbot, huldigte dieſem Principe, wenn er ſich gleich lächerlich machte. — Nie dürfen wir vergeſſen, daß es zuerſt in Deutſchland der Weſtphäliſche Soldat war, der ohne die entehrenden Stockprügel eingeübt würde, dagegen der Heſſiſche Krieger nur mit zerprügeltem Rücken zum verkaufbaren Söldner früher abgegerichtet ward. — Alles dieſes war dankens- und lobenswerth, unbegreiflich aber, wie eine verſtändige Regierung hoffen konnte, durch eine lächerliche Ceremonie, wie die geſchilderte offenbar war, zu imponiren. Dieſe diente uns Jahre lang zum Spott und zur Erluſtigung.

Sonntags, am 3ten, wurden die Stände nicht mit leerem Zuſehen abgeſpeiſet. Ihnen zu Ehren war am Hof eine Tafel von 300 Gedecken, welcher ein Ball folgte, von einer Pracht, die eben ſo langweilig zu beſchreiben als zu leſen ſeyn würde. So viel darf ich ſagen, daß Anweſende, die Paris und Wien beſſer als ich

kannten, versicherten, in jenen Hauptstädten nie etwas Prachtvolleres und Glänzenderes gesehen zu haben. Ich unterhielt mich einen großen Theil des Abends mit Johannes von Müller, zurückgezogen, auf dem Canapee einer Fenstervertiefung. Er war in melancholischer Stimmung und offenbar schon körperlich leidend. Daß er, sanft und milde, schon ohne alles Feuer, dem Geschäftsleben entfremdet, dazu von höchst unansehnlicher Gestalt und klangloser Rede, an einem Hofe, wie wir ihn tanzen sahen, nichts würde ausrichten können, mochte ihm schon klar genug geworden seyn.

Tags darauf versammelten sich die Stände, um zu den Wahlen der Commission zu schreiten. Ich wurde zum Mitgliede der Civil-Gesetzgebungs-Commission gewählt und von dem Könige zu deren Präsidenten an demselben Tage ernannt. Sobald nun noch einige Ceremonien, vorzüglich die der Ueberreichung der Dankadresse an den König, welche zu Napoleonshöhe (wie man damahls sagte) Statt fand, beendet waren, schritten die Stände mit vieler Regelmäßigkeit zu ihren Arbeiten, stets unter Festen, welche der Hof, die Minister und ersten Staatsbeamten ihnen zu Ehren gaben, und von denen eins immer prachtvoller als das andere war. Hier in das Einzelne zu gehen, kann unmöglich meine Absicht seyn: dergleichen Feste pflegen sich in ganz Europa ähnlich

zu ſehen. Die Ueberreichung der Adreſſe ward ganz ſo ausgeführt, wie dieſes bei Napoleon üblich war, und unſer Präſident fungirte dabei mit dem ihm eigenen ausgezeichnet würdigen Anſtande. Es iſt mir nicht anders, als erblicke ich den liebenswürdigen Mann, wie er die verleſene Adreſſe überreiche. — — In meiner Eigenſchaft als Präſident der Geſetzgebungs-Commiſſion hatte ich den Bericht über die neue Proceßordnung, über welche die Commiſſion mit dem Staatsrathe, in mehrern Sitzungen, verhandelt hatte, bei welchen Verhandlungen ich auch vorzüglich thätig geweſen, abzuſtatten. Ich that dieſes in einer mit Sorgfalt ausgearbeiteten Rede, in der ich auf Zeit und Umſtände bedeutende Rückſicht genommen, welche mehrmahls gedruckt iſt, und die ſich auch in einer Franzöſiſchen Ueberſetzung in dem Weſtphäliſchen Moniteur (Nr. 104 u. 105 von 1808) befindet. Bemerken darf ich vielleicht, daß ſich in dieſem officiellen Vortrage eine Aeußerung befindet, die man jetzt unſtreitig für eine demagogiſche halten würde, nämlich die: »Der allgemeine Wille des Vaterlan»des, auf die verfaſſungsmäßige Weiſe augedrückt, iſt »ein Geſetz.« — Auch zweifele ich ſehr, daß ich dieſes jetzt ſo öffentlich äußern würde; denn leider wird jetzt für den allgemeinen Willen des Vaterlandes gar oft ausgegeben, was nur ehrgeizige Pläne Einzelner befördern ſoll.

— Mehrfach habe ich bemerkt, daß mir die Natur die Eigenheit gegeben hat, daß meine mündlichen Vorträge um so beſſer gelingen, je größer und anſehnlicher die Verſammlung iſt, zu der ich zu reden Gelegenheit habe. So war ich hier denn recht in meinem Elemente, und zog mich auch (wie man mir verſicherte), gar nicht übel aus der Sache. Später redete ich noch einmahl zu den Ständen in Beziehung auf das Geſetz, die Aufhebung des abſoluten Verbots der Ehe mit Schwiegerinnen betreffend. — Als ich im Anfang des Septembers, nachdem der König von einer Reiſe nach Nenndorf zurückgekommen, eine Privat-Audienz bewilligt erhalten hatte, um demſelben ein Schreiben meiner Fürſtinn zu übergeben, ſagte er mir nicht nur viel Wohlwollendes über meinen Vortrag in der Verſammlung der Stände, ſondern er fügte auch zuletzt auf eine faſt unwiderſtehliche Weiſe hinzu: »Si vous le convient, il ne dépend que de vous d'entrer dans mon conseil d'état.« — Ein Anerbieten, welches ich damahls wegen meiner Verhältniſſe zu meiner Fürſtinn nicht annehmen konnte, ſo ſehr es auch meinem Thätigkeitstriebe zuſagte und meinem erlaubten Ehrgeize ſchmeichelte.

Noch ſollte dieſe erſte Reichstags-Verſammlung den vollgültigſten Beweis von dem ernſten und patriotiſchen

Geiſte, der die Stände beſeelte, und von dem Verſtande und der Abſicht des Königs, der Conſtitution nicht entgegenhandeln zu wollen, darlegen.

Der Entwurf des Geſetzes über die Grundſteuer (193 Artikel) war den Ständen auf die gewöhnliche Art vorgelegt, und von dieſen der Commiſſion zur Prüfung übergeben. Dieſe fand daran gar Manches auszuſetzen, auch war das Reſultat der Verhandlungen mit dem Staatsrathe, daß ſehr bedeutende Modificationen des erſten Entwurfs von ſolchem als zweckmäßig anerkannt wurden. Auch dieſe, von dem Könige in der Sitzung des Staatsraths am 2ten Auguſt angenommen, wurden den Ständen nachträglich zugetheilt. Sie genügten jedoch weder der Commiſſion, noch der Mehrheit der Stände, und als alſo das Geſetz Sonntags den 7ten Auguſt von neuem vor dieſe gebracht wurde, ſo verwarfen ſie es durch 61 ſchwarze Kugeln gegen 24 weiße. Es war dieſes das einzige den Ständen zuſtehende Mittel, fernere Modificationen des Entwurfes herbeizuführen, da ihnen nicht das Recht zuſtand, nur einzelne Artikel zu verwerfen, ſondern da die Geſetzentwürfe durch das geheime Scrutinium im Ganzen angenommen oder verworfen werden mußten. Berichterſtatter der Stände war ein eben ſo patriotiſcher als wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, der Deputirte des

Weſer-Departements Hofbauer, ein Eigenthümer aus Minden, geweſen. Das Aufſehen, welches dieſe Verwerfung hervorbrachte, war unglaublich. Die Miniſter fertigten ſofort einen Courier nach Nenndorf ab, um ſich Verhaltungsbefehle zu erbitten. Solche Perſonen, welche der Meinung waren, unter allen Umſtänden es mit der Regierung halten zu müſſen, und dieſer waren nicht wenige, ſtellten ſich wie wüthend, und vor allen Andern tobte der Staatsrath Malchus, welcher das Geſetz vor die Stände gebracht hatte, und fragte in den zu der Zeit häufigen Abendgeſellſchaften, vorzüglich in einer ſolchen, die an demſelben Tage bei dem Staatsrathe Leiſt Statt hatte, einzelne Mitglieder der Stände, worunter auch ich gehörte: Was ſie denn eigentlich wollten? Ob nach ihrer Meinung überall künftig keine Grundſteuer bezahlt werden ſolle? — Gleichſam als wäre es dem Herrn Staatsrathe (einem Manne von den ausgezeichnetſten Kenntniſſen und Talenten) unbekannt, daß auch die Abänderung eines einzigen Artikels des Entwurfes nicht anders als durch eine Verwerfung des Ganzen herbeigeführt zu werden vermöge, und daß von Seiten der Regierung nicht zweckmäßiger und conſtitutioneller gehandelt werden könne, als ſich genau zu erkundigen, welche Beſtimmungen des Entwurfes den Ständen nachtheilig erſchienen, dieſe ſodann abzuändern,

und den Entwurf noch einmahl vor die Versammlung zu bringen. Vorzüglich war es aber der Redner der Stände, Hofbauer, über den es in den Abend-Cirkeln von Seiten der knechtischen Anhänger des Hofes herging. Nicht anders, als wäre er ein Verräther des Vaterlandes, wurde über ihn abgeurtheilt. Es bleibe dem König nichts übrig, hieß es dann am Schlusse, als die Ständeversammlung aufzulösen und das Grundsteuer-Gesetz durch ein königliches Decret einzuführen; — so bestimmt auch die Constitution hier ein Gesetz, welches bekanntlich nicht ohne Mitwirkung der Stände gegeben werden konnte, verlangte. Doch was fragen Menschen der Art nach Grundgesetzen? — Sie kennen nur ein einziges, d. i. das Grundgesetz ihrer eigenen Constitution, den leidigen Egoismus. — Tags darauf, am 8ten, wohnte ich einem großen diplomatischen Mittagsmahle bei dem Minister Simeon bei. Es konnte nicht fehlen, das Gespräch kam auf das verworfene Gesetz, und mehr als Einem entströmten die härtesten Aeußerungen gegen die Stände, vorzüglich gegen unsern rechtschaffenen und patriotischen Hofbauer. Schon längst sah ich dem Minister Simeon, bei dem ich saß, die Ungeduld an, Gegenstände der Art bei einem Gastmahle, wo er froh zu seyn liebte, und gutmüthig bald den Einen von diesem, bald den Andern von jenem Gerichte zu

essen aufzufordern pflegte, verhandelt zu sehen. Auf einmahl brach er hervor und sagte zu einem ihm gegenübersitzenden, vorzüglich laut gewordenen Staatsrathe: »Mein Herr, ich sehe doch schlechterdings nicht ein, was den Herren Ständen zur Last gelegt werden kann. Was haben sie denn gethan? — Sie haben sich eines Rechts bedient, welches ihnen die Constitution, die der Kaiser gab, der wohl wissen muß, was er hat geben wollen, verleihet. Sollten sie bloß weiße Kugeln geben dürfen, so gäbe es dazu ein einfaches Mittel: man brauchte nur die schwarzen aus der Urne zu nehmen. Ob dieses aber mit der Constitution verträglich sey, ist eine andere Frage. — Ich stelle mir die ganze Sache (von der man in Frankreich, wo man liberaler denkt, als hier der Fall zu seyn scheint, kaum sprechen würde) so vor: die Herren wollen noch einige Abänderungen; wir wollen uns nun erkundigen, welche?. Sind diese annehmbar, so wollen wir den Entwurf abändern und ihn dann noch einmahl vor die Stände bringen. — Was gilts, dann werden sie ihn schon annehmen. — Dieses ist meine Meinung, diese habe ich dem Könige vorgeschlagen, und ich kenne Sr. Majestät Willen, die Constitution aufrecht zu halten, zu sehr, um nicht überzeugt zu seyn, so werden Sie handeln.« — Das tiefste Schweigen und kein Wort ferner von der Sache. —

Der König handelte ganz so, wie es Simeon vorhergesagt hatte. Man erkundigte sich genau nach den Wünschen der Stände, trat wiederum mit der Commission zusammen, änderte den 49sten Artikel des Entwurfes, welcher die Versteurung der Häuser betraf, und der vorzüglich zur Verwerfung des Ganzen Veranlassung gegeben hatte, ab, und brachte am 18ten August das Gesetz von neuem vor die Stände. Ueberbringer waren wiederum die Staatsräthe Malchus und von Martens. Die Rede des ersten behandelte die Stände nicht viel besser, als wenn sie seine Schüler gewesen wären. Die Indignation darüber war allgemein; doch war es vielleicht ein Glück für den Frieden zwischen König und Ständen, daß der Redner der Stände, Hofbauer, bei dem Anfange des Vortrags, der die beleidigenden Aeußerungen enthielt, durch Zufall nicht gegenwärtig war. Seine Rede enthielt also keine bestimmte Repliken; doch war sie mit anständiger Freimüthigkeit abgefaßt. Das Resultat war, daß von 90 Stimmenden 83 das Gesetz annahmen.

Als sich jedoch die beiden Staatsräthe entfernet, wurde die Entrüstung, welche die Rede des Staatsraths Malchus gemacht hatte, sehr vernehmbar, und es wurde beschlossen, daß darüber Beschwerden bei dem Könige geführt werden müßten. Diesem gemäß wurde verab-

redet, daß ſich die Stände noch an demſelben Tage, nach den Departementen verſammeln, und über den Inhalt des Geſuchs berathſchlagen ſollten, worauf man denn in der Wohnung des Präſidenten daſſelbe redigiren wolle. — Dieſes geſchah, und die Stände empfingen wenigſtens die Genugthuung, daß Malchus's Rede nur auszugsweiſe, mit Weglaſſung der beleidigenden Stellen, in dem Moniteur bekannt gemacht werden durfte; billig hätte aber dieſe Genugthuung in der Entlaſſung eines Staatsraths, der ſo ſehr ſeine Stellung und die Würde der Stände verkannte, beſtehen müſſen. Der furchtbare Haß, mit welchem der Staatsrath Malchus, der nach Bülow's Sturz bekanntlich zum Finanzminiſter erhoben wurde, in dem Königreiche Weſtphalen beladen war, ſtammte vorzüglich aus dieſer Zeit, erreichte aber ſeinen Gipfel, als unter ſeinem Miniſterium die Reduction der Staatsſchulden (die ich übrigens ihm hierdurch nicht zur Laſt legen will) ausgeſprochen wurde. — Ich kann es mir nicht verſagen, hier die Rede des redlichen Hofbauer folgen zu laſſen.

»Meine hochzuverehrenden Herren Reichsſtände!

Der Gegenſtand der letzten Rede, die ich Ihnen vorzutragen die Ehre hatte, betraf die bei einem neuen Grund-Kataſter anzuwendenden Grundſätze.

Sie ſchienen der Meinung zu ſeyn, daß mehrere dieſer Erforderniſſe durch das vorliegende Geſetz nicht werden erreicht werden. —— Sie hatten außerdem noch andere Mängel in dem Geſetze zu entdecken geglaubt, und die Mehrheit von Ihnen war dadurch vermocht, durch das Ballottement den Wunſch zu Abänderung deſſelben zu erklären.

Mehrere von Ihnen waren dadurch beunruhigt. . . Wenn mich aber nicht Alles trügt, ſo liegt mehr Liebe, Anhänglichkeit und Vertrauen in einem abrathenden Gutachten, als in dem billigenden.

So hat es auch der König genommen. Weiſe und freundlich hat er ſich nach den nähern Gründen erkundigen laſſen, worauf die Nichtannahme des Geſetzes beruhet, und hat dadurch Ihnen, ſeinem Reiche und ganz Deutſchland den Beweis gegeben, wie ſehr er den Rathſchluß ſeiner treuen Stände achtet, wie er geneigt iſt, das Wohl ſeiner Unterthanen nicht nach ſeinen eigenen Anſichten allein zu beſtimmen, ſondern Ihre Berathung, Ihre Local-Kenntniß mit zu Hülfe zu nehmen.

Alles hat Se. Majeſtät, der König, gnädig aufgenommen, den weſentlichſten Theil ihrer Wünſche erfüllt, wie der geehrteſte Redner des Staatsraths Ihnen vollſtändig erklärt hat.

Welch ein herrlicher Beleg für die großen Eigen-

ſchaften unſeres geliebten Monarchen, für ſeine weiſe, nachſichtige, wohlwollende Regierung! Welch ein Triumph für die Meinung des Auslandes von dem Werthe unſerer Conſtitution; aber auch welche Aufforderung an uns, gewiſſenhaft, redlich und ohne Furcht die vorliegenden Geſetze zu prüfen und das uns anvertraute Amt pflichtmäßig zu verwalten.

Seine Majeſtät der König und Ihr Staatsrath haben in Anſehung der Staatsbedürfniſſe bei ihren Beſchlüſſen gar kein perſönliches Intereſſe.

Dasjenige, was dazu erforderlich iſt, wird Höchſtdieſelbe nach Ihrer Weisheit und Liebe für Ihre Völker mit aller Sparſamkeit und mit gehöriger Rückſicht auf die Kräfte des Landes und auf die Handels-Bilanz feſtſetzen, und dieſer Bedarf wird immer aufgebracht werden müſſen.

Man kann von dieſer nothwendigen Summe nichts zu-, nichts wegballottiren. Die mehrere Einnahme wird gewiſſenhaft verwaltet; die wenigere muß auf andere Art gedeckt werden.

Aber auf welche Art dieſe Abgaben vertheilt und regulirt werden, ob ſie von dem nothwendigſten Bedarf des Armen, oder von dem Ueberfluſſe des Reichen genommen werden ſollen, ob Gewerbe, Handlung und Induſtrie dadurch befördert und erweitert werden, ob

das Volk in ſeinen gewöhnlichen Handlungen und Genüſſen durch bloße Förmlichkeiten und Zwangsgeſetze nicht unnöthig gedrückt und geängſtiget werde, darin, meine Herren, liegt der edleſte Theil der Finanz-Geſetzgebung, ſehr häufig ſo viel werth, als die Abgabe ſelbſt.

An dieſem ſchönen Theil der Geſetzgebung iſt Ihnen, meine hochzuverehrende Herren Reichsſtände, durch die Conſtitution eine Mitwirkung eingeräumt, und von den Wahlmännern des Departements vertrauungsvoll übertragen, darüber ſollen Sie nach Ihrer Local-Kenntniß urtheilen, die Sie vom Geiſte des Volks und von den Kräften und Wünſchen jedes Standes vollſtändig beſitzen.

Darum werden Ihre Decrete von Sr. Majeſtät dem Könige als Geſetze bekannt gemacht, durch das Siegel Seiner Autorität beſtätiget, damit Allen kund werde, was man, der Fürſorge der Regierung, welche ſie vorſchlägt, und Ihrer Berathung, welche ſie discutirt und annimmt, zu verdanken habe.

Derjenige wird alſo nach der heutigen königlichen Aufforderung den Willen Sr. Majeſtät am beſten erfüllen, der Ihr der Wertheſte ſeyn, welcher, frei von eigenen Rückſichten nach ſeiner beſten Erkenntniß, gewiſſenhaft das Wohl des Vaterlandes, der Abweſenden und

der Armen, am aufrichtigsten beherziget und durch seine Kugel redlich entscheidet.

Zwar ist es nicht zu erwarten, daß Sie, zumahl in verwickelten Angelegenheiten, übereinstimmend urtheilen sollten, und es ist daher nicht möglich, daß die Gesetze den Einsichten Aller gemäß eingerichtet werden können: aber dennoch ist es wünschenswerth, daß Jeder sein Urtheil redlich durch die Kugel erkläre. Denn außerdem, daß Jeder dadurch sein eigen Gewissen bewahret, wird durch das Ballottement der höhere oder geringere Grad der Billigung oder Mißbilligung des Gesetzes ausgedrückt, und dem Gouvernement dadurch Veranlassung zu weitern Berathungen gegeben, welche ohne solche nicht Statt finden können.

Dieß ist meine aufrichtige, redliche, gewissenhafte, ja eidesstattliche Meinung von den mir bei dem Ballottement obliegenden, an dieser Stelle feierlich beschwornen Pflichten, und ich habe mich schuldig geglaubt, selbige öffentlich zu bekennen, damit mich Niemand verkenne, und Jeder sich der strengsten Prüfung, welche ich nicht scheue, unterwerfen möge.

Was das heute vorgelegte Gesetz über die Grundsteuer anbetrifft, so hat solches, durch die von Sr. königlichen Majestät bewilligten zweimahligen Abänderungen, eine sehr bedeutende Verbesserung erhalten; ja, es hat

ſie, Inhalts der der ſtändiſchen Commiſſion gegebenen Erläuterung, im Weſentlichen alle erhalten, die Sie, meine Herren, gewünſcht, und um welche Sie Se. Majeſtät den König gebeten haben.

. . . . Die ſtändiſche Finanz-Commiſſion theilt mit mir das ehrerbietige Dankgefühl für des Königs ſo edelmüthiges als huldreiches Betragen in dieſer ſo wichtigen Angelegenheit, und durchdrungen von gleichem herzlichen Vertrauen zu ſeinem feſten Willen ſein Volk zu beglücken, bringt ſie mit mir eine einſtimmige Genehmigung des vorliegenden veränderten Geſetzes in Antrag, damit Se. Majeſtät in der Uebereinſtimmung dieſer Geſinnungen einen Beweis finde, wie groß und ſchön das Denkmahl des tiefſten Danks und der reinſten Verehrung ſey, welches Sie Sich durch Ihr gnädiges, gerechtes und wohlwollendes Verfahren in unſerer Aller Herzen geſetzt hat.

In dem meinigen iſt es durch die That des heutigen Tages errichtet. Ich werde Ihn verehren und lieben, und nach dem Ihm geleiſteten Eide conſtitutionsmäßig handeln, ſo lang ich lebe.«

Der Geiſt, welcher in dieſer Rede wehet, war ungefähr derſelbe, welcher die Stände im Ganzen beſeelte. Sie waren eben ſo weit entfernt von einer Oppoſition gegen die Regierung als von einer knechtiſchen Nach-

giebigkeit, und in der That war die Zahl der schwarzen Kugeln, welche sich in der Urne vorfanden, stets ein untrügliches Zeichen des Grades der Bedenklichkeiten, welche gegen den Gesetzentwurf, so wie er zuletzt vorlag, aufgestellt werden konnten. Die Art der Verhandlung, so wie sie nach der Constitution Statt fand, scheint mir aber sehr zweckmäßig, und der Verhandlungsmethode in den ständischen Versammlungen unserer sogenannten constitutionellen Staaten vorzuziehen zu seyn: eine Bemerkung, die auffallen kann, von deren Richtigkeit mich aber die Erfahrung überzeugt hat. — Wir wollen kurz die Westphälische Methode prüfen. — Die Regierung hatte allein die Initiative, und ließ durch ihre Minister und Staatsräthe die Gesetz-Entwürfe verfassen. Diese kamen vor den gesammten Staatsrath, der gewöhnlich unter dem persönlichen Vorsitz des Königs berathschlagte. Hier wurde der Entwurf in seinen Einzelnheiten geprüft, und wahrlich nicht zu wenig, oft aber unnützer Weise und sehr heftig angegriffen: »chacun y veut mettre quelque chose du sien, et beaucoup du sien,« sagte mir der Minister Simeon bei einer ähnlichen Gelegenheit. — Der König hatte einen ganz ausgezeichneten Scharfsinn, und wußte, als wäre er ein langgeübter Präsident, die Debatten seines Staatsrathes auf das zweckmäßigste zu leiten, wobei er Jedem die völ-

ligſte Freiheit ließ, zu reden, wie es ihm beliebte. Nachdem nun auf dieſe Art der Entwurf der ſorgfältigſten Prüfung unterworfen geweſen, vielleicht drei oder viermahl in neuen Redactionen gedruckt, ſchritt man zur letzten Abfaſſung, die den Ständen vorzulegen war. Wie ſehr mußte man ſich hier ſchon vorſehen, um der allgemeinen Stimme ſo viel als möglich nachzukommen: denn ein einziger mißfallender Artikel konnte das ganze Geſetz fallen machen. — Jetzt kam der Entwurf vor die einſchlägige ſtändiſche Commiſſion, deren Mitglieder täglich in Privat-Reunionen in dem Hauſe des Präſidenten mit der Mehrheit der Stände zuſammenkamen und ſich dann bei den Unterrichtetſten aufmerkſam erkundigten, was wohl an dem Entwurfe auszuſetzen ſey. Dieſe Verſammlungen bei dem Präſidenten fanden aber in der Regel an jedem Abend Statt, auch empfing derſelbe zu dieſem Zwecke von der Regierung eine nicht unbedeutende Entſchädigung. Es iſt kaum glaublich, wie belehrend dieſe Unterhaltungen waren, in denen wir die geiſtreichſten Kritiken der Geſetzentwürfe vernahmen; unendlich belehrender als alle das öffentliche, oft ekelerregende Geſchwätz, welches wir in ſo mancher Deputirten-Cammer hören, wo es nur darauf abgeſehen iſt, ſich wichtig zu machen. — So durch die vertraulich mitgetheilten Einſichten der Tüchtigſten vor-

bereitet, schritt die Commission zu der selbstständigen Prüfung. Sobald man sich zu einem Resultate vereint, wurde eine Conferenz mit der einschlägigen Section des Staatsrathes veranlaßt. In dieser herrschte, von beiden Seiten der beste Wille, das Gesetz zu dem möglichen Grade der Vollkommenheit zu bringen; wobei beide, sowohl die Staatsraths-Section als die ständische Commission, darauf Bedacht nehmen mußten, Alles aus dem Wege zu räumen, welches ein Durchfallen des Gesetzes hätte veranlassen können. — Jetzt wurden die Verbesserungen (amendemens) gedruckt und unter die Mitglieder der Stände vertheilt. Jeder konnte auf diese Weise völlig vorbereitet zu der entscheidenden Sitzung kommen. In dieser traten nun die Redner des Staatsraths und der Stände auf und entwickelten noch einmahl die Gründe des Gesetzes. Diese Reden waren oft Meisterstücke, sowohl hinsichtlich der logischen Entwickelung als des staatswissenschaftlichen Inhalts. Ich brauche hier nur an die Reden Wolffradt's, Leist's, Martens's, Johann von Müller's u. s. w. zu erinnern: Namen, denen schwer seyn möchte, gewichtigere aus den neusten Zeiten entgegenzusetzen. — Wozu jetzt nun eine nochmahlige mündliche Discussion? Jeder hatte vollständige Gelegenheit gehabt, seine Ansichten der Commission mündlich und schriftlich mitzutheilen; die Sache

war vielfach in den Verſammlungen bei dem Präſidenten erörtert; Jeder mußte jetzt beurtheilen können, ob er dem Entwurfe, ſo wie er nun vorlag, ſeinen Beifall ſchenken müſſe, oder nicht. Dieſe Meinung konnte er durch ſeine weiße oder ſeine ſchwarze Kugel in möglichſter Freiheit ausſprechen, denn er brauchte Niemand zu eröffnen, welche Kugel er in die entſcheidende Urne geworfen hatte. — Fiel das Geſetz nun dennoch durch, ſo war es, wie wir an dem Grundſteuer-Geſetze geſehen, leicht zu erfahren, welche Urſache der Verwerfung vorgelegen, und die Remedur war eben ſo leicht. Der Hauptvortheil, den dieſe Verhandlungsart darbot, war, daß endloſe öffentliche Zänkereien vermieden wurden, und daß einzelnen Schreiern nicht möglich war, ihren Egoismus für Vaterlandsliebe öffentlich geltend zu machen: die bedenkliche Inconvenienz der Oeffentlichkeit, der ich ſelbſt (obwohl bei der Vorausſetzung des Zwei-Cammer-Syſtems) warm das Wort geredet habe, und, wie die Sachen einmahl ſtehen, noch jetzt — doch etwas durch die Erfahrung wankend gemacht — das Wort gern reden möchte. — »Nihil rebus publicis obest ma»gis, quam quod *astuti* recipiantur pro *prudenti*»*bus*.« (Baco.) Wie manche Staatsveränderung, wie manches Geſetz iſt, wie uns die Geſchichte lehrt, herbeigeführt worden, um Gelegenheit zu haben, Privatvor-

theile zu erlangen; am beſten kann dieſes aber geſchehen (wie uns Frankreich lehrt) durch die ſchlaue Einwirkung auf eine allmächtige Tribune. Steht hier noch die Inſtanz einer Erſten Kammer bevor, ſo läßt ſich Vieles ausgleichen; ſoll aber Alles in einer einzigen abgemacht werden, ſo kann, unter Umſtänden, die Oeffentlichkeit ſehr gefährlich ſeyn. In Weſtphalen waren die Verhandlungen öffentlich: aber dieſe beſtanden nur in den Reden der Staatsräthe und der Mitglieder der ſtändiſchen Commiſſionen; hier war alſo jeder mögliche Nachtheil der Oeffentlichkeit ausgeſchloſſen.

Des Königreichs Weſtphalen Unglück war, bei allem jenen Guten, der gänzliche Mangel an Selbſtſtändigkeit. Sein König war nur ein Franzöſiſcher Präfect; es ſelbſt war nur ein Departement Frankreichs, und zwar ein ſehr ſtiefmütterlich behandeltes. — Die Conſtitution — Frankreich gegenüber — war nur ein Blendwerk, und ſo konnte es nichts helfen, daß ſie des Trefflichen Vieles enthielt, und daß ſie der König redlich zu handhaben gewiß beabſichtigte. Und wer wird leugnen, daß er Rathgeber hatte, die eine wahre Peſt des Landes waren. — Dieſes erkannte man auch auf dieſem erſten Reichstage nur zu deutlich, und daher der ſtille Kummer ſo manches wahren Patrioten. Da jedoch zu einer Befreiung Deutſchlands, nach dem damahligen Stande der Dinge,

keine, auch nicht die entfernteſte Ausſicht vorhanden war, ſo ſchloß man ſich redlich an das neue Vaterland an, Alles von einem künftigen Frieden und von einer Conſolidation der Verfaſſung hoffend. Hofbauer war gewiß kein Schmeichler und doch ſprach er wie wir gehöret haben.

Auf dieſem Reichstage hatte ich die genauſte Bekanntſchaft mit dem Miniſter der Juſtiz, Simeon, gemacht und an ihm einen Mann kennen lernen, der die edelſten Eigenſchaften des Herzens und des Geiſtes vereinte. Ihm vor Allen verdankte das Königreich Weſtphalen eine Juſtizverfaſſung, die noch jetzt als muſterhaft erſcheinet. Erſt, nachdem man dieſe in manchem Deutſchen Lande, und namentlich im Herzogthume Braunſchweig, durch die bekannten Einrichtungen von 1814 und 1823, nachgeahmt, hat ſich auch bei uns die Juſtizverfaſſung verbeſſert. Seit jener Zeit meines längern Aufenthalts zu Caſſel habe ich mit Simeon in einem ununterbrochenen Briefwechſel geſtanden und von ihm mehr als hundert eigenhändig geſchriebener Briefe empfangen, deren Inhalt ſich keineswegs allein auf meine eigentlichen Amtsgeſchäfte bezog. Die Bekanntſchaft mit dieſem edeln Manne hat auf mein ganzes Leben einen entſcheidenden Einfluß ausgeübt.

Am 22ſten Auguſt wurde die Ständeverſammlung durch Johann von Müller, der als Redner der Regie-

rung auftrat, für das Jahr 1808 geschlossen. Ich kann mich nicht enthalten, hier seine Rede mitzutheilen; sie charakterisirt in ihrer »Wahrheit und Dichtung« zu sehr die Zeit, und zeigt, zu welchen Schmeicheleien Deutschlands Tacitus sich verstehen konnte.

»Meine Herren Reichsstände!

Der König hat mir den Auftrag ertheilt, Ihrer hochachtbaren Versammlung das Ende der Arbeiten anzukündigen, für welche dieselbe versammelt war.

Meine Herren, Provinzen, welche ursprünglich nie eines Volkes Vaterland, hierauf in den Versammlungen Deutscher Nation in die Menge der Stämme verloren, endlich unter vieler Fürsten Hoheit abermahls vereinzelt waren, haben — seit Menschengedenken zum Erstenmal — durch Stellvertreter vor dem Thron eines gemeinsamen Herrn über allgemeine Angelegenheiten sich versammelt, und Maaßregeln genommen, welche den Begriff Eines Vaterlandes, einen Gemeinsinn, theils voraussetzen, theils erwecken.

Das Alte ist vorüber; laßt uns den Blick auf die Gegenwart heften, um in ihr die Keime der Zukunft zu entwickeln.

Die ältesten, größten, ruhmvollsten und — insofern dieses von menschlicher Art sich sagen läßt — auch die besten Völker haben mancherlei Zeitläufte erlebt. Hier

hob der Schwung eines Mannes von Genie seine Nation zu der Höhe seiner eigenen Rolle. Lange Zeit und Selbstvergessenheit — der trägen Sterblichen gewöhnliches Uebel — stürzten unversehens anderer Völker Glück und Ehre in einen rettungslosen Abgrund. Völker nun, die sich dem Unglück überließen, gingen unter; andere, welche aus der Erkenntniß der Fehler Lehre zogen, wurden, durch eine moralische Wiedergeburt, neuer Zeiten wiederkehrender Glorie und Glückseligkeit würdig. Eben so verschieden waren die Eroberer: einige haben zerstört, andere haben die Unterjochten verweichlichet, andere durch Trennungen sie geschwächt; aber die bessern haben sie vortheilhaft umgestaltet: solche sind es, welche durch verehrendes Andenken ihrer Wohlthaten im Alterthum aus Königen Götter geworden.

Der, vor dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hände gegeben, (!) erkannte in Germanien die Vorwache und Brustwehr von Süd und West, von den ersten Hauptsitzen der Cultur Europens. Also, für gemeine Politik zu erhaben, gab er Deutschland Festigkeit, gab ihm sein Gesetzbuch, das Muster seiner Waffen, die größten Lehren, und, statt gedemüthigter Soldaten, achtvolle geehrte Bürger. Aus zwanzig Ländern schuf er ein Reich. Konnte er mehr thun? Er setzte darüber seinen Bruder. Sie hörten den König, meine Herren;

Sie haben seine Handlungsweise gesehen, seine Verordnungen, seine Vorsichtsmaaßregeln zählen Sie nach den Tagen seiner Regierung.

Im Anfang Ihrer Sitzungen ließ der König durch den Minister des Innern Ihnen die Lage des Reichs darstellen. Es ist kein Zweig der Verwaltung, es ist kein Fach der Geschäfte, deren Natur und Grundregeln nicht klar und bestimmt vorgelegt worden wären. Der König, der die Interessen der Krone von dem Besten seines Volkes nie trennt, Verstellung und Hinterlist verschmäht und haßt, und stolz auf sein Bewußtseyn, Offenheit nicht scheut, der König hat nicht gewollt, daß den Stellvertretern seines Volks etwas verborgen werde. Von Allem, wie es ist, und von dem Geist des Ganzen, sollten Sie genaue Notiz in die Länder heimbringen; Sie sind auch nicht zu Entschließungen über halbgesagte Dinge aufgefordert worden: die Wahl der Nation wurde in Ihnen geehrt, man hat Ihnen völliges Vertrauen geschenkt.

Sie haben es verdient. Diese erste Versammlung des Reichstags der Westphalen öffnet eine ermunternde Aussicht fortgehender Vervollkommnung des Nationalglücks und der öffentlichen Ordnung; die Vereinigung der Einsichten und Hülfsquellen der Völker mit dem Nachdruck der Maaßregeln der höchsten Macht zu

Herſtellung und Förderung des Glücks aller Theile verbürgt dieſe Erwartung. So wie nicht Ein gemeinnützіger Wunſch oder Vorſchlag iſt, welchen der König nicht höre, überlege und nach Zeit und Ort in Vollziehung zu bringen ſuche, nicht weniger erwartet er von ſeinen Ständen und ihren Committenten die eifrige Beiwirkung, zu der das Haupt des großen Vereins in allen Unternehmungen für das öffentliche Wohl berechtigt iſt.

Sie haben, meine Herren, ohne Bedenken von dem verfaſſungsmäßigen Recht, Geſetz-Entwürfe auch zu verwerfen, Gebrauch gemacht. Wenn dieſes ein Geſetz betroffen, das vor andern unentbehrlich war, ſo gab der König ſeine Ehrfurcht für Stimmenmehrheit in dem zu erkennen, daß er, bei nochmahligem Vortrag des Entwurfs, kein anderes Anſehen brauchte, als die Kraft guter Gründe und Erläuterungen, welche Ihnen, meine Herren, erlaubt haben, dem patriotiſchen Trieb Ihrer Gemüther, die jetzt nöthigen Maaßregeln zu unterſtützen, frei zu folgen. In der That, meine Herren, Sie ſind nicht Stellvertreter eines Theils von Heſſen, eines Theils von Hannöveriſchen, von Preußiſchen Landen. Der Augenblick, wo Jeder die Schuld von allen, und ſeinen Beitrag zu ihrer Zahlung übernahm, bewies zuerſt und kräftig, daß ſie ſich Weſtphalen fühlten; eine Nation, die von dieſem Tage an durch unzählbare Geſchlechter

hinaus, Einerlei Schickſale theilen wird; wo in der Fruchtbarkeit Eines, in dem Fleiß eines andern Bezirks, in der freien Gemeinſchaft aller Waſſer- und Landſtraßen, in der Einförmigkeit einer milden Geſetzgebung, unerſchöpfliche Hülfsmittel ſich finden werden, um jedes Andenken erlittener Uebel zu vertilgen.

Die Schuld iſt fundirt, ihre Zinſen ſind geſichert, ihre Tilgung iſt feſtgeſetzt und in Ordnung. Einige Jahre noch bedarf der öffentliche Schatz eine ſtrenge Wirthſchaftlichkeit, einige Jahre noch hat jeder Weſtphale ein, doch mäßiges, Opfer zu bringen. Dann folgen freiere Jahre; der König wird ſich ſeinem Hang zur Wohlthätigkeit überlaſſen können, der Nation wird bei neuem Wohlſtand von überwundenen Schwierigkeiten das frohe Andenken bleiben; ſie wird um ſo beſſer leben, um ſo freudiger unternehmen.

In dem Augenblick, wo in der Verſammlung Europäiſcher Nationen die Weſtphäliſche ihren Rang und Sitz bekommt, hat Sie erklärt: »Man habe keines ihrer Glieder als von Unglück erdrückt zu betrachten; eines Jeden Gut und Blut ſey für Alle.« — Glückliches Volk, Tage des Ruhms eröffnen ſich Dir, wenn alter Redlichkeit Sohn, der Geiſt gemeinſamen Vaterlandes, nach dieſem plötzlichen und hohen Schwung in allen Gemüthern auf immer vorherrſchend wird.

Ein König, Ein Geſetz, Ein Schatz und Eine Schuld, und, um nicht auch der gemeinſamen Abſtammung und Schickſale zu erwähnen, Ein Intereſſe — welche Elemente zu einem Gemeingeiſt!

Zwei große in die Augen fallende Beförderungsmittel ſind in der Verfaſſung. Indem für jedes Bedürfniß nicht Eine Claſſe, ſondern die Anſtrengung aller Bürger in Anſpruch genommen wird, erſchafft ſie ein gemeinſames Weſen. So, indem Jeder, bald um eine Wahl, bald um eine Stellvertretung, oder zu Ausfüllung der Militairverzeichniſſe, oder — da alle Stellen für alle ſind — in das Amt eines Friedensrichters, eines Geſchwornen aufgerufen wird, erwacht bei Völkern, deren Verſtand ſeit langem nicht mehr für das gemeine Weſen thätig war, ein neues Leben.

Das Sonderbare haben die mitternächtigen Völker, zumal vom Germaniſchen Stamm: So oft in Gottes Rath beſchloſſen war, ihnen eine neuere Art oder einen höhern Grad von Cultur beizubringen, ſo mußte ein Stoß von außen kommen; bei allen dieſen Völkern wurde das, dermaaßen erworbene, ungemein vervollkommnet. Gleich als bedürfte die natürliche Ruhe der Völker, bei welchen eine minder freigebige Natur des Erdreichs und Himmelsſtrichs weniger Bedürfniſſe und Begierden und eine nicht ſo vielfältige Gährung der

Begriffe erregt, und welche nicht ſowohl jenen Glanz mittägiger Phantaſie als eine achtungswerthe Gründlichkeit des Urtheils haben, gewiſſe von Zeit zu Zeit aufweckende Erſchütterungen; das Herkommen ſchläfert ein. Sobald einmal die neuen Begriffe verſtanden, aufgenommen und in den alten Vorrath übergegangen ſind, gewinnen ſie eine andere Geſtalt, eine neue Haltung und Entwickelung; ſie generaliſiren ſich. Wir haben aus Italien und Frankreich die Religion; aber was zu Reform der Hierarchie nun ausgeführt wird, hat in Deutſchland begonnen. Die Nachahmung Lombardiſcher und anderer Italiäniſcher Städte trug viel bei, die Einrichtung des bürgerlichen Lebens bei uns zu entwickeln. Aber jenſeits des Alpengebirgs dauerte ſelten ein Städtebund über ein Geſchlechtsalter hinaus: Wir, ſeit jenem älteſten Rheinbund, hatten ſechstehalb hundert Jahre (die Schweiz und Hanſe nicht zu erwähnen) hundert freie Reichsſtädte. Allerdings die Germaniſchen Wälder und Sümpfe ſind durch ſüdliche Vorbilder zu Sitzen der Künſte und Gewerbe geworden: Doch ſchon im vierzehnten Jahrhundert wurde die Arbeit unſerer Gewerbe in Toscana als vorzüglich geſucht. Es iſt wahr, Italien gab das bürgerliche, gab das geiſtliche Recht; und es iſt nicht zu leugnen, daß der Geiſt unſerer Gelehrten ſich an dem Licht entzündete, das die

vergeſſenen Griechiſchen und Römiſchen Muſen an der Tiber und am Arno wieder aufſteckten. Aber das ausländiſche Geſetz wurde durch Altdeutſchen Verſtand genießbarer: Verfaſſungen erhoben ſich im Nord, wie ſie Rom nie gehabt, wie der leidenſchaftliche Grieche ſie nie lange ertrug; die verpflanzten Wiſſenſchaften, bald Gegenſtände nationaler Verehrung und Liebe, wurden durch Erfindungen, Lehrweiſen und höhern Schwung einheimiſch.

So, meine Herren, wenn die Verfaſſung und Geſetzgebung des Königreichs Weſtphalen, die ſich über die Trümmer vieler alten Formen erhebt, einſt überdacht, einſt durch die Erfahrung erklärt und gangbar gemacht iſt, wird ſie wie ſo ein heilſamer Antrieb erſcheinen, uns die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes in dieſen Theilen eigen zu machen.

Sie haben viele Geſetze vortragen hören, codexweiſe ſind ſie Ihnen vorgelegt worden. Was ſind ſie als Früchte jahrhundertlanger Beobachtungen der größten Rechtslehrer, in vieljährigen Revolutionen der Völker durch ſcharfſinnige und einander entgegenſtehende Redner vielfältiger Prüfung unterworfen, und nun anwendbar gemacht für unſere Bedürfniſſe; einem Chaos von Geſetzen folgt die Klarheit und Ordnung Eines Geſetzes, das unſern Gebräuchen und Vorſtellungen möglichſt angeeignet wird.

So neu dieſe Geſetze ſcheinen, ſo alt iſt ihr Geiſt; weit näher der urſprünglichen Einfalt als den Formeln, womit im Lauf der Jahrhunderte, in einem fremden, äußerſt verdorbenen Reich, die Geſetzgebung der ausgearteten Römer, durch das ſie beherrſchende Advocatenvolk, belaſtet worden war. Würden dieſe alten Ordnungen in das alte Deutſch überſetzt, würden die fremden Namen der Beamten durch gleichbedeutende aus dem alten Deutſchland gegeben, man würde ſich wundern, wie Germaniſch es iſt. In Wahrheit nichts iſt ſchön und gut als die Natur; wenn man von ihr ſich entfernt, ſo dienen alle Verſuche, in die man ſich verwirrt, bloß dazu, auf ſie zurückzuführen.

Daher jene Gleichheit aller Bürger vor dem Geſetz. Sie hat nichts wider die Auszeichnungen, welche ſeit jener Nacht unbekannter Jahrhunderte die Nachkommen der erſten Häupter, Helden, Landbeſitzer, die unſer Brachfeld gepflügt, unſere wilden Ochſen unter das Joch gezähmt, durch alte Ehrfurcht ungeſtört beſeſſen haben. Jeder hat ſeine Ehre, alle haben gleiches Recht.

Sie werden in der Verfaſſung die Abſicht bemerkt haben, geringere Bürger- und Menſchenclaſſen emporzuheben. Vom alten Morgenland bis auf unſere Väter kann man es nicht leugnen, war der größere Theil der Menſchen zu Herabwürdigungen verurtheilt. Nicht

mehr ſo in unſeren Heeren: die Manieren ſind nicht mehr, wodurch das Ehrgefühl bei dem Stand unterdrückt wurde, der deſſelben am meiſten bedarf; man wird zum Kopf und Herzen des Soldaten ſprechen müſſen. Was wird nicht aus dem Heer, an deſſen glorwürdigem Geſchäft alle Stände Theil nehmen!

Man muß es geſtehen: Eine, keiner Entſchuldigung fähige, Weichlichkeit und eine zügelloſe Vorliebe für Künſte des Gewinns hatte die Behauptung alles deſſen, was uns köſtlich, lieb, heilig iſt, jene alte Ehre der Bürger von Rom und Athen und der freien Landleute von Schwyz, in die Hände derjenigen Menſchen gebracht, welche das Wenigſte zu verlieren und nun für die, welche ſie weggenommen, gekauft und gemißhandelt hatten, ihr Leben aufopfern ſollten. Auch beruhten die Siege einzig auf der Kunſt des Feldherrn, dem Heer für den Augenblick ſeine Seele zu geben. Vor Alters, da Jeder auszog und Jeder kriegsgeübt war, weiß man oft bei großen Siegen kaum den Commandirenden; das Verdienſt war Allen gemein. Das waren jene Jahrhunderte voll ewigen Ruhms, deren Geſchichte ein edles Gemüth ohne innige Bewegung weder ſchreiben noch leſen oder anhören kann, als für oft ſehr unvollkommene Verfaſſungen, ſehr zweideutige Rechte die Nationalheere ruhmvoll zu ſiegen oder glorwürdig zu ſterben

wußten. Das waren Conſcribirte, wie in dem alten ehrwürdigen Bund von Hochdeutſchland, wo Niemand heirathen durfte, ehe er bewaffnet und eingetheilt war. Als die gebildetere Claſſe wohlhabender Bürger ſich den Waffen entzog, ſahen wir große Staaten, welche mit ſcheinbar furchtbarer Macht prangten, dem erſten Angriff des Mannes von Geiſt und Kraft weichen und in Staub verſinken; man verſtand, man erkannte ſich nicht mehr; und als die tauſend Jahre der Entſtehung und Regierung neuerer Staaten vollendet waren, mitten unter den Ruinen der zuſammenſtürzenden Welt, erſchienen vor den Königen und Völkern der neuen Ordnung der Dinge die wahrhaften Grundveſten von Sicherheit und Macht: Vereinigung und Waffen.

Dieſe Urprincipien, welche durch Schwäche und niedriges Privatintereſſe verbannt, aber durch die Folgen geräcbt wurden, ſie, auf welche der zur Weltherrſchaft geborne Held nur zurückkruft, ſie ſind die Grundſteine des unter Ihren Augen, mit Ihrer Beiwirkung, ſich erhebenden Staatsgebäudes. Es iſt nicht der Augenblick, und nicht meine Sache, von den vielen Geſetzen, welche in Ihren Sitzungen geprüft und nach Ihren Vorſchlägen verbeſſert wurden, zu Ihnen zu reden. Alle Verfaſſungen und Geſetze ſind ſtark oder ſchwach, ſo wie dieſe beiden Grundſätze mehr oder weniger vorherrſchend

ſind. Je mehr Sie alle Eins werden, und ſo wie auf die Stimme des Königs, unſeres Herrn, jeder Vater ſeinen Sohn, jeder Eigenthümer [redacted] Vermögen für das Vaterland froh hingiebt, werden alle verbundenen Völker erkennen, daß die Schuld unſerer Unfälle außer uns lag, in uns aber genug Eigenſchaften ſind, um in dem Verein der mit dem Franzöſiſchen Reich verbündeten Nationen den Deutſchen Namen hoch zu bringen.

Man öffne die Chroniken der Geſchichte; der Sinn der Jahrhunderte werde zu Rathe gezogen. Wo kam je ein Staat in hohen Glanz, wo bekam er innere eigene Kraft, als durch Eintracht und Waffen. Iſt doch auch nicht Ein Menſch ſo vollkommen, als es unſerer Natur gegeben iſt, wenn er nicht mit ſchöner Harmonie ſeiner innern und äußern Kraft jenes Gefühl derſelben verbindet, welches den tapfern Krieger macht und edlen Seelen Hoheit giebt.

Dieſen tröſtenden ermunternden Geiſt bringe Jeder von Ihnen, meine Herren, in das Land ſeiner Heimath. Sagen Sie Jedem, wie das neue Reich mit mancherlei Schwierigkeiten umgeben war, welche durch die Einmüthigkeit Ihres patriotiſchen Willens verſchwinden. Heeren und Feſtungen war nicht mehr zu trauen. Es entſteht ein anderes Heer mit einem neuen Geiſt, eine Landwehre, ſtärker als Feſtungen. Es iſt des Königs

Wille, es ist das Gesetz, die Westphalen sollen Eine Nation sein!

Der gelehrte und biedere Mann aus Ihrer Mitte, meine Herren, dem die Wohlfahrt und Verfassung des Deutschen Vaterlandes die erste und letzte, immer die liebste, Lebensarbeit gewesen *), und welcher, ohne diesen Tag zu sehen, zu den Vätern versammelt worden ist, was kann er, wenn dem Schatten Erinnerung der menschlichen Dinge bleibt, was kann er den Vätern sagen, als daß nach den acht Jahrhunderten regelloser Ungebundenheit, wie sie waren von Hermann bis auf Karl den Großen, und nach den tausend Jahren Gehorsams unter geistlichen und weltlichen Herren, eine neue Zeit und ein zweiter Karl der Große alle Stände der Gesellschaft berufen habe, unter das neue Gesetz der Gleichheit aller Pflichten und Rechte, und an die gemeinsame Arbeit fortschreitender Vervollkommnung aller Gesetze.

Der Ursprung der großen Vereine von Menschen, Familien, Stämmen zu Völkerschaften und Nationen verliert sich fast allenthalben in das Dunkel roher Zeiten. Westphalens erste Tage haben Deutschland, Europa, haben die Welt zu Zeugen. Auch wird die Erwartung der Nationen durch bloße Biederkeit und Bra-

*) Häberlin.

vour nicht erfüllt. Der Ruhm der Wiſſenſchaft, den unſere hohen Schulen tragen, verpflichtet zu höherer Geiſtesbildung, zu unſtörbarer Beharrlichkeit in mannichfaltiger und gründlicher Erlernung alles Guten und Zweckmäßigen. Die fünf Jahre militairiſchen Lebens ſollen dieſe edlen Studien neu beleben und nicht ſtören. Die Vereinigung des Studiums großer Schriftſteller mit dem des Menſchen, und eines thätigen Lebens mit einem denkenden, ſie iſt's, allein ſie, welche unſere Wiſſenſchaft jener unſterblichen Vollkommenheit unſerer Meiſter im Alterthum nähern kann. Mit Wiſſenſchaft die erſte der Künſte paaren, die Kunſt, den Feind zu ſchlagen, und das Vaterland zu behaupten, das iſt nicht eine Unterbrechung, das iſt Veredelung der Studien. So haben die größten Männer des Alterthums mit gleichem Geiſt geſtritten, womit ſie redeten und ſchrieben. Die unfruchtbaren ſcholaſtiſchen Speculationen und der kleinliche Wörterkram, worüber ſelbſtgenügſame Unwiſſenheit auf Koſten wahrer Wiſſenſchaft ſo oft ihren ſchalen Spott getrieben, ſollen mehr und mehr dem Studium der Lebensweisheit Raum geben, und unſere Univerſitäten ſollen nicht verlaſſen trauern, ſondern mit neuem Geiſt ſich erheben. Die Künſte, die Rechte, die Pflichten aller Stände der Geſellſchaft, die Kenntniſſe und Geheimniſſe körperlicher Geſundheit und moraliſcher

Kraft, die Kunſt vortrefflich zu leben und ehrenvoll zu ſterben, das iſt der echte Geiſt und Zweck des Unterrichts, und deſſelben Frucht iſt Geiſtesgegenwart und Geſchick zu allem, Würde des Lebens, und Unabhängigkeit von den Launen des Glücks. Welcher Vater wird ſeinem Sohne dieſe Schätze mißgönnen? Welches Volk dürfte ungeſtraft ſie vernachläſſigen?

Von dem Augenblick des Untergangs jener Weltherrſchaft Roms bis auf uns, zeigte nie ein Zeitalter ein grauenvolleres Ereigniß, als dieſe plötzliche Auflöſung der veralternden Verfaſſungen und Verhältniſſe faſt aller Nationen Europens, dieſen Anfang einer neuen Folge unvorſehbarer Schickſale; ein Augenblick, deſſen hoher Ernſt die angeſtrengteſte Entwickelung aller Fähigkeiten, die begeiſterte Erhebung aller Arten von Muth, den alles dem größern Gefühl aufopfernden Heldenſinn aufruft. Meine Herren Reichsſtände, wir wollen uns zuſammendrängen um den Thron und um die Verfaſſung des Reichs. Die Vortheile der letztern, die Denkungsart, welche ſie uns verſichern kann, ſind Ihnen vorgeſtellt worden. Der Eindruck begleite Sie in die Länder. Unſere Kraft, meine Herren, iſt in der Eintracht, unſer Ruhm iſt in patriotiſchem Sinn. Sie haben ihn in dieſer erſten Verſammlung bewieſen, ich habe Sie darum beglückwünſcht im Namen des Königs.«

Dieſe Rede, gewiß ſchön in ihrer Art, von der man glauben ſollte, ſie wäre aus einem alten Claſſiker überſetzt, wenn ſie nicht ſo oft an neuere Verhältniſſe erinnerte, war ſchon ihrer Diction nach wenig geeignet, vorgeleſen völlig verſtanden zu werden. Müller las ſie aus einem kleinen roth eingebundenen Taſchenbuche mit einem unangenehmen Schweizer-Accente und matter Stimme ab. Daher denn wohl, daß ſie keinen Eindruck machte, noch weniger einen ſolchen zurückließ.

Da die Zahlung der Apanage meiner Fürſtinn von Zeit zu Zeit einige Stockungen erlitt, woran denn freilich lediglich der Mangel an Caſſenvorrath zu Braunſchweig ſchuld war, ſo verlangte die Prinzeſſinn, daß ich dieſes dem Könige unmittelbar bekannt mache, da er ſich ſo gütig erboten hatte, ſtets auf das ſchnellſte zu helfen, wenn ſie ſich unmittelbar an ihn wenden würde. Um dieſen Befehl zu erfüllen, mußte ich die Rückkehr des Königs erwarten, der ſich auf einer Reiſe durch ſeine Staaten befand. Dieſer Umſtand, deſſen ich ſchon erwähnte, hielt mich noch einige Zeit in Caſſel zurück, und ich traf alſo erſt (nachdem ich meinen Zweck völlig erreicht) in der Mitte des Septembers wieder in Einbeck ein.

Herzlich froh, endlich meinen Amtsgeſchäften zurückgegeben zu ſeyn, widmete ich mich dieſen nunmehr

gänzlich. Da jedoch am 1ſten März des Jahres 1809 die neue Proceßordnung in Wirkſamkeit geſetzt werden ſollte, ſo ſtanden außerordentliche Schwierigkeiten bevor. Dieſe zu beſeitigen war um ſo mehr mein Beſtreben, da die großen Vortheile, welche das neue Verfahren unſtreitig darbot, nur dann erreicht werden konnten, wenn es redlich und ſeinem wahrhaften Weſen nach zur Anwendung gebracht wurde. Die verderbliche Maaßregel, gleichſam mit dem alten Verfahren einen Vergleich zu ſchließen, und von dem neuen nur ſo viel zur Anwendung zu bringen, als erforderlich war, um einiger Maaßen ſich gegen Verantwortung in Sicherheit zu ſtellen, konnte mir nie in den Sinn kommen. Ich wollte aufrichtig einem Geſetze Genüge leiſten, von deſſen Vorzügen ich eine feſte Ueberzeugung empfangen hatte. Um dieſen Zweck ſicherer zu erreichen, ſchrieb ich für die Friedensrichter, Greffiers und Huiſſiers Anweiſungen, denen ich Formulare und Anmerkungen zur Proceßordnung hinzufügte. Alles dieſes beſtimmte ich nur für den Gerichtsbezirk des Tribunals, dem ich vorſtand. Bald jedoch darauf aufmerkſam gemacht, daß ich etwas ſehr Nutzbares zu Stande gebracht habe, entſchloß ich mich, meine Aufzeichnungen dem Druck zu übergeben. Es erſchien mein Werk: »Formulare und Anmerkungen zu der Pro-

ceß-Ordnung des Königreichs Weſtphalen,« welches, beſonders in der zweiten aus drei Bänden beſtehenden Auflage, in die Hände faſt aller Gerichtsbeamten des Königreichs kam, und das, wie ich der ſtrengſten Wahrheit gemäß ſagen darf, ſo Vieles dazu beitrug, daß die neue Proceßordnung ihrem Geiſte nach im Königreiche bekannt wurde, und wenigſtens hin und wieder in das Leben überging. Dieſes Werk war das Reſultat eines anhaltenden Studiums der Franzöſiſchen Geſetzgebung und der Praktiker, deren vorzüglichſte Schriften ich mir, nicht ohne große Unkoſten, aus Frankreich zu verſchaffen wußte, ſo daß ich ſchon damahls in dieſem Fache ſicher die bedeutendſte Bibliothek im Königreiche Weſtphalen beſaß. Ganz in dieſes Studium vertieft, habe ich auch in jenen Zeiten eine große Menge von Recenſionen von Werken, die in daſſelbe Fach einſchlugen, ſowohl in der Halliſchen als Jenaiſchen Allgemeinen Literatur-Zeitung, vorzüglich jedoch in der letzten, geliefert, welcher ich auch bis zu den jetzigen Zeiten als Mitarbeiter treu geblieben bin. — Um dem erſten Bedürfniſſe abzuhelfen, ließ ich ferner Formulare zur correctionellen Proceßordnung drucken, vorzüglich, um den Huiſſiers einige Anleitung zu geben, wie ſie in Corrections-Sachen inſtrumentiren müßten. Dieſes Büchlein iſt ebenfalls von dem größten Nutzen geweſen.

Mein edler, jetzt verewigter Bruder Friedrich Heinrich, früher königlicher Regierungsrath zu Posen, von wo ihn Krieg und Revolution fortgetrieben, damahls Tribunal-Richter zu Helmstedt, besuchte mich im December 1808 auf einer Reise, die er nach Mainz unternahm, um dort an Ort und Stelle das Französische gerichtliche Verfahren kennen zu lernen. Ich forderte ihn auf, sich als Schriftsteller in seinem Fache nützlich zu machen, und hatte das Glück, ihn so auf eine Laufbahn zu führen, auf welcher er so große Ehre in der Folge erworben hat. Er sandte mir von Mainz seine Bemerkungen, und diese gab ich unter dem Titel: »Abhandlung über die Organisation der Französischen öffentlichen Gerichtssitzungen, wie auch der Secretariate der Tribunale erster Instanz« unter seinem Namen heraus. Auch dieses Werk ist von dem bedeutendsten Nutzen gewesen.

Auf solche Weise verlebte ich den Rest des Jahres 1808 und das ganze Jahr 1809. — Von allen diesen Bestrebungen hatte das Tribunal, dem ich vorstand, den vorzüglichsten Nutzen. Nirgend sah man das neue Verfahren in größerer Reinheit, und bei keinem Gerichte war die Justiz zugleich unparteiischer und schneller. Alle Reste aus den vorigen Gerichtsverfassungen waren nicht nur im Jahre 1809 abgearbeitet, sondern

wir genügten auch ſtets den zuſtrömenden neuen Sachen, und zeigten, was bei gutem Willen mit den neuen Proceßgeſetzen auszurichten ſey. Dieſe fanden aber auch allgemeinen Beifall. Unſere öffentlichen Gerichtsſitzungen, vorzüglich die correctionellen, wurden nicht allein von den Bewohnern Einbecks und der Nachbarſchaft häufig beſucht, ſondern vielfach beehrten uns auch auswärtige Gelehrte mit ihrer Gegenwart, um das Weſtphäliſche gerichtliche Verfahren im Leben kennen zu lernen, und hielten ſich, zu dieſem Zwecke, nicht ſelten wochenlang zu Einbeck auf. Ich halte es für Pflicht, hier einem jetzt längſt in die Ewigkeit hinübergeſchiedenen Ehrenmann ein kleines Denkmahl zu ſetzen. Weſentlich trug zu dem gerühmten Erfolge der Procureur des Königs bei unſerm Tribunale, Mengen, bei. Ohne früher eben ein gelehrter Juriſt geweſen zu ſeyn, mehr praktiſcher Juſtiz- und Adminiſtrations-Beamter, lag er dem Studium des neuen Rechts mit dem gewiſſenhafteſten Eifer ob, und beförderte auf dieſe Weiſe und durch eine recht warme Mitwirkung meinen Zweck, das Tribunal zu Einbeck zu dem höchſten Grade der Vollkommenheit, den unſere beſchränkten Kräfte zu erreichen vermöchten, zu bringen. Wäre dieſer vortreffliche Mann der Franzöſiſchen Sprache mächtiger geweſen, als der Fall war, ſo würde er

gewiß eine ausgezeichnete Laufbahn während der Dauer des Königreichs Weſtphalen durchſchritten ſeyn. Hindernd trat aber ihm, wie manchem andern trefflichen Manne, entgegen, daß der Juſtizminiſter Simeon kein Wort Deutſch verſtand. Zwar konnte mit dem Juſtizminiſterium auch in Deutſcher Sprache correſpondirt werden: aber den Inhalt der Zuſchriften in dieſer bekam der Miniſter nur durch Vorträge ſeiner Angeſtellten, und ſo wohl ſelten vollſtändig, zu erfahren.

Auch an häuslichen Freuden und wahrer Zufriedenheit fehlte es mir in dieſer Zeit nicht. Eine geiſtreiche Freundinn meiner Frau, ein Fräulein Charlotte von D * * * (ſpäter vermählt an den Freiherrn von G*** und jetzt Wittwe) war Monate lang unſere freundliche Hausgenoſſinn und Theilnehmerinn an unſern Schickſalen. Selbſt mein literariſches Treiben blieb ihr nicht fremd, wie denn ihr ſchöner Verſtand und lebendiger Geiſt das Ganze der neuen Verfaſſung — verſteht ſich nur in den allgemeinen Umriſſen — richtig aufgefaßt hatte; daher es uns denn bei Tiſch und auf unſern gemeinſchaftlichen Spaziergängen nie an Materie zu Geſprächen fehlte. Wenn der Egoismus der Männer oft ſtörend und unheimlich entgegentritt, ſo iſt es dem Manne bei weitem leichter, die Theilnahme der Frauenzimmer zu erregen. Sie ſind ſtolz auf die Talente

und Beſtrebungen des Mannes, den ſie achten: daher ſcheint es mir zu kommen, daß für einen geiſtreichen Mann der Umgang mit einem geiſtreichen Frauenzimmer ſo unendliche Annehmlichkeiten hat. Freunde im wahren Sinne des Worts giebt es ſehr wenige, und Tauſende von Menſchen verlaſſen das Leben, ohne einen einzigen gehabt zu haben. Wem, wie mir, das Schickſal ſolchen verlieh, dem bleibt, in Beziehung auf Mittheilung der Gedanken, ſo lange jener lebt, nichts zu wünſchen übrig; ich will glauben, daß ein ſo vom Glücke Begünſtigter der Freundinnen entbehren kann. Mein Freund war aber todt, und ſo geſtehe ich gern, daß ich ohne die Freundinnen, welche mir das Schickſal mehrmahls zugetheilt hat, das Leben ſehr geſchmacklos gefunden haben würde. Solche Freundinnen ſind mir Philippine von Bülow, meine noch lebende verehrte Schwiegerinn, Charlotte von D*** und die verewigte Julie Kaufmann (von der ſpäterhin ausführlicher die Rede ſeyn wird) geweſen. Sowohl die noch Lebenden als die Dahingeſchiedene empfangen hier meine dankbaren Huldigungen. — Auch habe ich ſtets lieber mit Frauen als mit Männern Briefwechſel geführt. Um nur einen dieſer zu erwähnen, möge hier desjenigen gedacht werden, den ich mehrere Jahre lang mit einer der ſchönſten und geiſtreichſten Frauen geführt habe, die mir

vorgekommen ſind, und die ich im Jahre 1809 auf dem Bade Driburg kennen lernte. Madame Henriette K... geb. S., aus Süddeutſchland gebürtig, war mit einem angeſehenen Bremenſchen Kaufmanne vermählt. Sie hatte die ſorgfältigſte Erziehung genoſſen und war in früher Jugend mit einer Deutſchen Prinzeſſinn befreundet worden, die auch dann die Freundinn der Jugend nicht vernachläſſigte, als ſie ſelbſt mit einem königlichen Prinzen, die Freundinn aber mit einem Kaufmanne, vermählt worden. Zu Driburg war dieſe Dame mit meiner Frau in ein gemeinſchaftliches Unglück gekommen; denn Beide waren durch das Zurückrollen ihres Wagens von dem benachbarten Iberge und gefährlichen Umſturz verletzt worden. Ich eilte von Einbeck zu meiner ſehr verwundeten Frau, und lernte bei dieſer Gelegenheit ihre nicht minder verwundete Unglücksgefährtinn kennen. Ihre Schönheit, ungefähr von der Art der Madonna della Sedia, nicht verringert durch die Bläſſe, herbeigeführt durch ihr körperliches Leiden (denn es waren ihr durch den furchtbaren Sturz des Wagens in einen Abgrund zwei Rippen zerbrochen), würde ſchon hinlänglich geweſen ſeyn, das Auge jedes von der Natur nicht mit hyperboräiſcher Kälte begabten Mannes auf ſie zu ziehen: aber auch nicht ſchön würde ſie in hohem Grade anziehend geweſen ſeyn. Ihre Geſpräche waren geiſtreich und lebhaft

und ihre Kritik der verſchiedenen Leiſtungen Deutſcher Dichter die richtigſte. Eigene Gedichte der ſchönen Frau von einer entzückenden Zartheit ließen kaum etwas zu wünſchen übrig. Es war mir genug zu erfahren, daß ſie die Sylbenmaaße der Alten kennen zu lernen wünſchte, um mich ihr zum Lehrmeiſter anzubieten. Sie begriff auf das ſchnellſte, und hat, vorzüglich im elegiſchen Sylbenmaaße, wunderſchöne Dichtungen verfertigt. Mit dieſer geiſtreichen Frau, die ich nachher nur einmahl zu Celle (wo ſie auf einer Durchreiſe bei uns zu Abend aß) wiedergeſehen habe, führte ich mehrere Jahre einen anziehenden Briefwechſel, der im Laufe der Zeit, und als ſie ſich mit ihrem kranken Manne nach Italien begab, eingeſchlafen iſt.

Das Jahr 1810 begann wieder mit einer Verſammlung der Stände; ich begab mich alſo mit meinem Freunde und Mitſtande Raven am 7ten Januar nach Caſſel, wo wir am Abend während einer glänzenden Erleuchtung ankamen, wodurch die Tags zuvor Statt gefundene Rückkehr des Königs von Paris gefeiert wurde. — Die Eröffnung des Reichstags verzögerte ſich bis zum 28ſten, daß alſo zwanzig Tage lang täglich ungefähr hundert Napoleond'ors unnützer Weiſe an Diäten (denn jeder Reichsſtand empfing täglich 20 Fr.) ausgegeben wurden. Doch dergleichen waren Kleinig-

keiten: wenn man das Leben und Treiben zu Caſſel betrachtete, ſo hätte man der Meinung ſeyn können, man wiſſe nicht, wo man mit dem Golde hin ſolle, während zur Abtragung der Franzöſiſchen Kriegsſteuer der Staatsſchatz nur durchs Zwangsanleihen mit Zinſen zu ſechs fürs Hundert Geld anzuſchaffen im Stande war, und auch dieſes kaum. Hatte doch Napoleon ſelbſt, als ihm zu Paris zwei Weſtphäliſche Kammerherren in ihren Prachtuniformen vorgeſtellt wurden, erſtaunend geäußert: »il faut que l'or soit à bon marché en Westphalie«; welche ſouveraine Aeußerung Veranlaſſung gab, daß die bisherige goldene Stickerei des Kammerherrn-Coſtumes in eine nicht minder koſtbare ſilberne verwandelt wurde. — Die Tage bis zur Eröffnung der Verſammlung blieben keinesweges unausgefüllt: es drängten ſich in dieſer Zeit Feſte an Feſte, von denen ein Mittagsmahl und eine Maskerade an Hof, am 21ſten Januar, von Kennern dem Prachtvollſten völlig gleichgeſetzt wurden, was man in dieſer Art je an dem kaiſerlichen Hofe zu Paris geſehen hatte. Auch die Miniſter des Königs, die Großbeamten der Krone, mehrere Staatsräthe und einige Geſandte fremder Höfe beeiferten ſich, durch Maskeraden und große Mahle das Carneval ſo glänzend als möglich zu machen: vorzüglich iſt mir noch, nach ſo manchem verfloſſenen Jahre, ein

maskirter Ball im Gedächtniſſe, welchen am 13ten Januar der kaiſerlich Ruſſiſche Geſandte Fürſt Repnin gab, deſſen Hotel in einen wahrhaften Zauberpalaſt verwandelt worden. Den Franzöſiſchen Geſandten, Grafen Reinhard, kannte ich ſchon von frühern Zeiten her. In ſeinen Jugendjahren hatte er die Elegieen des Tibull in dem Sylbenmaaße des Originals überſetzt, und mit Wohlwollen hatte er meine ſpätere Nachbildung jenes Dichters aufgenommen. Hier erneute ich ſeine Bekanntſchaft und empfing von ihm mannichfache Beweiſe gütiger Geſinnungen. Vor Allem aber wurde ich von meinen alten Gönnern, dem Grafen von Wolffradt, der jetzt zum Miniſter des Innern ernannt war, und von dem Juſtizminiſter Simeon aufgenommen. Den Erſten fand ich noch ganz den Alten, ſich auf das angelegentlichſte nach ſeinem Braunſchweig erkundigend, und nur darauf denkend, wie er im Stande ſey, demſelben Nutzen ſchaffen zu können; den Andern hocherfreut, daß, nicht ganz ohne meine Beiwirkung, die neue Juſtizverfaſſung im Königreiche immer mehr und mehr in dem praktiſchen Leben ihre Vorzüge zeigte.

Der König eröffnete den Reichstag in eigener Perſon (unter Beobachtung des ſchon geſchilderten Ceremoniels) in dem neuen prachtvollen Ständeſaal, der ganz auf königliche Koſten dem Muſeum — welches den Na-

men eines Palaſtes der Stände empfangen hatte — angebauet worden. — Die Reichsſtände erſchienen in ihrem neuen Coſtume: einem blauen, mit orangegelber Seide geſtickten Franzöſiſchen Kleide, einer weißen ſeidenen Schärpe, einem blauen ſeidenen, weiß gefütterten, reich geſtickten Mantel und einer ſchwarzen ſammetnen Toque à la Henri quatre mit Straußfedern. Ich laſſe hier die Rede des Königs, als charakteriſtiſch und die ſeit 1808 veränderten Zeiten bezeichnend, folgen. Schon erkannte man, daß das ganze Königreich Weſtphalen, ſo wie es ſich in der Wirklichkeit zeigte, nicht beſtehen konnte; und dieſes äußerte ſich von allen Seiten. Hiergegen trat der König mit Ernſt auf. Diejenigen, welche weiter zu ſehen glaubten, hatten nun freilich ihre Hoffnungen für das neue Königreich, die ſie noch 1808 hegten, aufgegeben — aber auch ſie irreten ſich, denn ſie glaubten eine gänzliche Vereinigung des Königreichs mit Frankreich nicht ſehr fern zu erblicken. Wer konnte aber auch im Januar 1810 an die Möglichkeit der Ereigniſſe im Herbſte und Winter des Jahres 1812 denken?

Rede des Königs. (a. d. Franz.)

»Meine Herren Reichsſtände!

Ein ſüßes Gefühl iſt es für Mich, in dem Augenblicke, wo dem größten Theile des Continents der Friede

wiedergegeben iſt, und die Souverains mit der Wohlfahrt ihrer Staaten und dem Glücke ihrer Unterthanen ſich ruhig beſchäftigen können, Sie von neuem um Mich vereinigt zu erblicken.

Der Krieg, welcher ſeit Ihrer letzten Verſammlung Deutſchlands Ruhe während einiger Monate ſtörte, hat nur dazu gedient, es noch kundbarer zu machen, wie mächtig die Rhein-Conföderation, wie groß das Genie ihres erhabenen Protectors ſey.

Alle Entwürfe des Feindes, vereitelt durch den Sieg, konnten unſerer politiſchen Exiſtenz keine Gefahr bringen; auf bewährten Grundlagen ruhet dieſelbe, und Alles, was das Föderativ-Syſtem des weſtlichen Europa Mächtiges und Unwandelbares darbietet, iſt ihre Schutzmauer.

Der Kaiſer, mein erhabener Bruder, hat, um dieſem Königreiche, welches ſeine Schöpfung iſt, einen Beweis von ſeiner beſondern Zuneigung zu geben, demſelben jetzt Vortheile von hoher Wichtigkeit bewilligt. Sobald es erlaubt ſeyn wird, dieſelben bekannt zu machen, werden meine Völker dieſe neuen Wohlthaten zu ſchätzen wiſſen und deren glückliche Folgen ahnen.

Unter gleichförmigen Staatseinrichtungen ſehen Meine, vormahls zerſtückelten Provinzen, einen öffentlichen Geiſt ſich bilden, der mit jedem Tage mehr die eine an

die andere knüpft. Allgemeine Wohlfahrt wird die gewisse Frucht dieser Vereinigung seyn. Nur auf einem ausgedehnten Staatsgebiete und mit Hülfe einer zahlreichen Bevölkerung können Künste, Handel und große Unternehmungen, kurz Alles, was den Nationen Reichthum und Ruhm verspricht, mit Erfolg sich entwickeln.

Gleich im Anfange des nunmehr beendigten Krieges suchten hinterlistige Agenten des Feindes durch eitle Versprechungen und unsinnige Hoffnungen die Völker zu verleiten; aber nur wenige meiner Unterthanen vermochten sie irre zu führen. Mit einer wahren väterlichen Freude sah Ich, wie Meine ganze Armee und der vernünftigere und zahlreichere Theil der Nation unerschütterlich treu seinem Könige und seinen Pflichten blieb. Die besondern Beweise von Ergebenheit und Anhänglichkeit, welche Ich bei dieser Gelegenheit erhielt, haben einen tiefen Eindruck auf Mein Herz gemacht.

Indessen weiß Ich sehr wohl, daß es noch jetzt Menschen giebt, welche unruhig aus Unwissenheit, oder boshaft aus Ueberlegung sind, und in dem Wahne stehen, ihre Besorgnisse oder treulosen Entwürfe Mir dadurch verbergen zu können, daß sie dieselben mit einem Schein von Liebe für Meine Person, die sie von Frankreichs Sache zu trennen vorgeben, umschleiern. Dieser völlig grundlose Unterschied beleidigt zu gleicher Zeit alle

Meine Gefühle und Meine Politik. Als Bruder des Kaisers der Franzosen werde Ich unveränderlich die Empfindungen der Dankbarkeit und Anhänglichkeit, welche alle Meine Unterthanen mit Mir theilen müssen, für ihn hegen; als König kann Ich Mich von dem großen Systeme nicht entfernen, welches er geschaffen hat, und wovon die Sicherheit Meines Königreiches und das Wohl Meiner Völker abhängt.

Um geleistete Dienste zu belohnen, und Meine Achtung für Talente, welche Westphalen Ehre machen, an den Tag zu legen, habe Ich es für dienlich erachtet, einen Ritterorden, unter der Benennung: »Orden der Westphälischen Krone« zu stiften. Er ist zugleich für Civil- und Militair-Personen bestimmt. Er wird, denke Ich, unter Meinen Unterthanen eine edle Nacheiferung erregen, um sich würdig zu machen, denselben zu erhalten; und dieser löbliche Wettkampf des Eifers, der Ergebenheit und der Thätigkeit im Dienste wird vortheilhafte Folgen für den Staat hervorbrigen.

Mein Minister des Innern wird Ihnen die Darstellung der Lage des Königreiches vorlegen. Was geschehen ist, und was zu thun noch übrig bleibt, werden Sie daraus ersehen.

Redner Meines Staatsrathes werden Ihnen gleichfalls verschiedene Gesetzes-Entwürfe zur Berathschlagung

übergeben. Ich ſchmeichle Mir mit der Hoffnung, daß von Ihnen, da Sie, gleich Mir, nur das öffentliche Wohl vor Augen haben, die Nothwendigkeit der zur Erreichung dieſes Zweckes vorgeſchlagenen Maaßregeln werde erkannt werden.

Bei dieſer Gelegenheit, wie bei den vorhergehenden, erwarte Ich, Meine Herrn, Alles von Ihren Einſichten und Ihrer Anhänglichkeit an Meine Perſon und den Staat."

Bei dem, was der König hier ſagte, war es ihm ſicher Ernſt, denn ſein Herz war gut und ſein Verſtand nicht mittelmäßig: aber tief fühlte er gewiß ſeine Abhängigkeit von Frankreich, welcher er, wie auch hier nur zu deutlich angedeutet wird, nicht entgehen konnte. Weſtphalen blieb nur zweierlei übrig: entweder ſich von dem gemeinſchaftlichen Unterdrücker Deutſchlands loszureißen und ſeine Nationalität wieder zu erobern; aber welcher verſtändige Patriot konnte zu der Zeit einigermaaßen gegründete Hoffnungen in dieſer Hinſicht hegen? — oder ſein Heil in einer Vereinigung mit Frankreich zu erkennen: ein Gedanke, vor dem Jeder, dem Deutſche Nationalität noch etwas war, zurückſchaudern mußte. — Was blieb ſo dem redlichen Manne und ruhigen Bürger übrig? — Nichts, als die Pflichten, die ihm zunächſt lagen, treu zu erfüllen, und der über das

Ganze waltenden Vorsehung fromm anheim zu stellen, welche Wendung die öffentlichen Angelegenheiten nehmen sollten.

In diesem Sinne (wenn auch nicht mit deutlichen Worten ausgesprochen) war die Darlegung der Lage des Königreichs Westphalen im Jahre 1809 abgefaßt, welche der Graf von Wolffradt, Minister des Innern, begleitet von den Staatsräthen Grafen von Meerveldt und von Martens, am 2ten Februar den Ständen vortrug: sie legte das Gute dar, was geschehen, sie erregte Hoffnungen — und schwieg von dem Bedenklichen; in diesem Sinne handelten die Stände, indem sie eine Reihe von Gesetzen annahmen, welche die Zeitumstände erheischten: — nur der Staatsrath von Malchus hatte wieder das Unglück, daß der von ihm den Ständen überbrachte Gesetz-Entwurf, die Stempelsteuer betreffend, obwohl die von der Commission vorgeschlagenen Verbesserungen angenommen waren, von den Ständen (und zwar mit 37 Stimmen gegen 31) verworfen wurde. Malchus war nun einmahl nicht der Mann der Stände. In Wolffradt's Sinne redete der Staatsrath Baron von Leist (obwohl Alles zu sehr im rosenrothen Lichte darstellend), als er am 12ten März die Versammlung der Reichsstände schloß: die letzte, welche in dem jungen, so schnell seiner Auflösung entgegenwelkenden

Königreiche gehalten wurde; denn man fand es in der Folge zu weitläufig, mit Ständen zu regieren, vielmehr bequemer, sie unbefragt zu lassen, besonders in so bedenklichen Zeiten, als die waren, denen wir entgegengingen *).

Tags vor dem Beschlusse der Ständeversammlung, Sonntags am 11ten März, fand um Mittag am Hofe, mit dem bei dergleichen Feierlichkeiten gewöhnlichen Pompe, die Installation der Ritter des Ordens der Westphälischen Krone Statt. Man hatte nichts versäumt, die Ceremonie so imposant als möglich zu machen, daher denn auch alle Personen, welche bei der Eröffnung des Reichstages gegenwärtig gewesen waren, auch hier wiederum erschienen, wie es denn auch an Kanonendonner und dem übrigen das Trommelfell erschütternden Getöse keinesweges fehlte. Der König saß auf dem Throne, und die zu Rittern ernannten Personen wurden demselben durch den Großkanzler des Ordens einzeln vorgestellt, worauf sie, die Linke auf das Evangelienbuch legend, die Rechte emporhebend, den Eid ablegten: »Je jure être fidèle à l'honneur et au Roi en bon et loyal

*) Eine Geschichte des zweiten Reichstags findet sich in Hassel's und Murhard's Journal: »Westphalen unter Hieronymus Napoleon.« 1812, Julius u. f. M.

Chevalier; dann nahten ſie ſich dem Könige, der ihnen die Ordensdecoration, bereits an dem dunkelblauen Bande befeſtigt, ſelbſt überreichte. Schon einige Wochen vorher hatte ich das Decret, wodurch ich zum Ritter ernannt war, erhalten, und empfing daher meine Decoration am heutigen Tage ebenfalls unmittelbar aus der Hand des Königs. Der Weſtphäliſche Orden zeichnete ſich übrigens vor den vielen Decorationen der neuern Zeit dadurch aus, daß er den Rittern und ihren Familien Vortheile gewährte, die unter Umſtänden ſehr weſentlich werden konnten, wie dieſes das königliche Decret vom 31ſten Januar und die Statuten vom 5ten Februar 1810 darthun. Dem Orden fehlte nichts als die Garantie ſeiner Fortdauer. Anzunehmen war jedoch damahls nach den Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit, daß er in einigen Jahren mit dem Orden der Ehrenlegion zuſammenſchmelzen würde.

Man hat von Göthe drucken laſſen, er habe nicht leicht etwas Wichtiges an einem Tage vorgenommen, deſſen Bezeichnung er auf ſeinem Tafel-Calender irgend beſchmutzt oder verletzt gefunden. Sollte dieſes wahr ſeyn (woran ich doch zu zweifeln mir erlaube), ſo möchte eine ſolche ernſte Beachtung kleiner Zufälligkeiten dem großen Manne als Schwäche und Aberglauben angerechnet werden müſſen; ich hätte jedoch vielleicht an dem

Tage, von dem ich erzähle, mehr Grund gehabt, an Andeutungen des Schickſals, die freilich nicht mehr als Warnungen angeſehen werden konnten, zu glauben.

Als ich mit meinem ſtändiſchen Collegen Raven (welcher der Feierlichkeit mit beigewohnt hatte) mich nach Hauſe begeben wollte, und er zuerſt, dann ich ihm folgend, in meinen vor das Thor des Schloſſes vorgefahrenen Wagen geſtiegen, und wir uns eben auf unſern Sitzen zurechtgeſetzt hatten, wurde auf einmahl, durch eine uns in dem Augenblick unerklärliche Gewalt, der Wagen um und um geſtürzt, dann eine Strecke fortgeriſſen. Zugleich vernahmen wir auf dem Platze ein allgemeines Geſchrei der Theilnahme. Mein Freund war unter mir zu liegen gekommen. Als wir merkten, daß die Kataſtrophe gefahrlos vorübergegangen ſey, ſo ſtiegen wir aus dem zertrümmerten Seitenfenſter des Wagens, und ſuchten, freundlich von den Umſtehenden geholfen, ſo gut es gehen wollte, mit unſerm reichsſtändiſchen Coſtume, Mantel, Federhut und Degen zwiſchen den horizontal liegenden Rädern uns durchzuwinden. Jetzt erfuhren wir die Urſache unſeres Unfalls. Durch das Getöſe der Trommeln und den Donner der Kanonen ſcheu gemacht, war das Viergeſpann irgend eines Fremden mit deſſen ſchwerem Staatswagen durchgegangen, und dieſer hatte in die Räder meiner ziemlich leich-

ten Kutſche gefaßt und ſo deren Umſturz verurſacht. Das Beſte war, wir fanden uns ſämmtlich unverletzt, ſowohl mein Freund als ich, mein Kutſcher und mein Bedienter.

Der Miniſter Graf von Wolffradt hatte aus den Fenſtern des Schloſſes den Umſturz geſehen. Theilnehmend war er hinuntergeeilt, nahm uns in ſeinen eigenen Wagen auf und geleitete uns nach unſerm Quartier. Hier traf ich einen Poſtbedienten auf mich wartend, um mir ein durch Eſtafette eben angekommenes Packet auszuhändigen. Das ſchwarze Siegel kündete mir nichts Gutes. Aber, wie bin ich im Stande, die Empfindungen zu ſchildern, die mich durchbebten, als ich die Schreiben, welche das Packet in ſich ſchloß, geleſen. Die Fürſtinn, welche ſeit länger als elf Jahren mich mit Beweiſen des Wohlwollens überhäuft hatte, die mich werth hielt, mich, den Privatmann und ihren Diener, ihren Freund zu nennen, deren Dienſte ich vorzüglich mein Leben gewidmet hatte — dieſe Fürſtinn war todt. Schon am Tage vorher, Nachmittags am 10ten März, war ſie, geſchwächt durch ein ſich in der Seite gebildetes Geſchwür, in die Ewigkeit übergegangen. Es meldeten mir dieſe erſchütternde Nachricht die Fürſtinn-Dechantinn, Herzoginn von Coburg, der Senior des Capitels Graf von der Schulenburg und meine

Schweſter, die Gattinn des Abteirathes von Grone. Schreiben des Capitels an den König und an den Miniſter Grafen von Wolffradt waren beigefügt, damit ich ſie ſofort übergeben möge.

Um ſo furchtbarer überraſchte mich dieſe Nachricht, da ich die Fürſtinn im Januar ziemlich wohl verlaſſen, und da ich während meines Aufenthalts zu Caſſel mehrere launige Briefe von ihr empfangen hatte. Nur in einem Schreiben vom 21ſten Januar hatte ſie ſich über Schmerz in der Seite folgendermaaßen geäußert:

»Dieſe Zeit über bin ich von einem böſen Rheumatismus in der linken Seite geplagt. — Sollte mich wohl [illegible]err von Strahlendorf« — ſo hieß der an der Gicht ſehr leidende Kammerherr, den die Fürſtinn zu Braunſchweig früher gehabt hatte — »durch einen gewiſſen Conſenſum, wie die Aerzte es nennen, angeſteckt haben? — Auch er trägt, wie ich höre, ſeinen linken Arm in der Bandage! Wir armen Invaliden ſind alſo gleich zu beklagen. — Dem Himmel ſey Dank, daß ich hier in einem guten Hoſpitale mein Unterkommen gefunden habe.« — Zugleich fügte die Fürſtinn das Bild einer katholiſchen Aebtiſſinn bei, welches ſo eingerichtet war, daß, wenn man an einem Faden zog, die kleine geiſtliche Dame ſich verneigte und Kopf und Roſenkranz bewegte, wobei die Prinzeſſinn folgende Worte geſchrieben hatte: »Bleiben

»Sie ja wohl in dem Lande el Dorado und ſchonen »Ihrer Geſundheit: eine fromme Bitte der religieuſen »Auguſte.« Ueber dem Bilde ſelbſt ſtanden die eigenhändig von der Prinzeſſinn geſchriebenen Worte: »bon jour, Monsieur le Président!«

In dem letzten Briefe, vom 28ſten Februar, ſchrieb ſie mir, daß das Uebel meiſt gehoben ſey, und fügte ſcherzend hinzu: »Das Coſtume des Ordens couleur ventre de biche muß ſich vortrefflich ausnehmen. Ich freue mich, daß, wie ich leſe, er Ihnen zu Theil wurde. Wenn ich aber aus den geſtrigen Zeitungen erſehe, daß die Revenuen der Abtei Quedlinburg ein Erziehungshaus für die Töchter der Ordensmitglieder do[illegible] ſollen, ſo wünſche ich doch ſehr, daß die Propſtei daſelbſt verſchont bleiben möge, und verlaſſe mich auf die loyauté des Chevalier de la couronne de Westphalie, daß er für die Pröpſtinn ferner gehörig ſorgen wird.«

So miſchte die geiſtreiche Fürſtinn Ernſt und Scherz wenige Tage vor ihrem Tode.

Wohin deutete nun der Umſturz? (wenn dergleichen Zufälligkeiten überall Bedeutungen haben) — deutete er darauf, daß ich das Schloß, welches ich eben verließ, nie wieder betreten ſolle; denn es ging in Flammen auf; — oder daß der eben empfangene Orden mit dem ganzen Königreiche in wenigen Jahren in Nichts verwan-

delt werden würden; — oder ſagte er mir vorher die furchtbare Nachricht, welche mich erwartete? — Nachdem ich die mir ertheilten Aufträge ausgerichtet, und über die bei dem Begräbniſſe der Verewigten zu veranſtaltenden Feierlichkeiten die erforderlichen Erkundigungen eingezogen hatte, denn hier konnte man leicht zu viel und zu wenig thun, eilte ich, niedergedrückt von dem innigſten Kummer, nach Einbeck und Gandersheim zurück. Alle der Würde und dem Stande der Verewigten gebührenden Feierlichkeiten wurden bei der Beiſetzung der Leiche in das Todtengewölbe der Aebtiſſinnen beobachtet *). Dann wurde ihr ganz eigenhändig geſchriebenes Teſtament eröffnet, in welchem ſie mich zu deſſen Executor ernannt, und mir meine Beſoldung als Legat für die Dauer meines Lebens vermacht hatte. Auch für die übrige Dienerſchaft war entweder auf eine gleiche oder doch auf eine ähnliche Weiſe geſorgt. Zu Haupterben waren die damahls in England befindlichen Prinzen des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunſchweig, Carl und Wilhelm, ernannt. Auf meinen Antrag bei dem Tribunale zu Einbeck, wurde für dieſe abweſenden und minderjährigen Fürſten, ganz den Vor-

*) Später ſind die irdiſchen Reſte der Fürſtinn in der herzoglichen Todtengruft zu Braunſchweig beigeſetzt worden.

ſchriften des Code Napoleon gemäß, ein Sequeſter der Maſſe ernannt, von welchem ſie auf das redlichſte verwaltet und ohne den geringſten Verluſt den durchlauchtigen Erben, bei ihrer Rückkehr in die angeſtammten Lande, ausgehändigt iſt. So hatte ich denn das belohnende Bewußtſeyn, bis zum letzten Augenblicke meiner Amtsverpflichtung, dieſe, unter den ſchwierigſten Umſtänden, mit der wachſamſten Sorgfalt und allem nur zu wünſchenden Glücke erfüllt zu haben.

Eine recht tiefe Kränkung war mir noch vorbehalten, die bei mir faſt Alles auslöſchte, was der König für meine Fürſtinn gethan hatte. — Obwohl ſie Großtante der Königinn war, und dieſe mit ihr drei Jahre lang in dem freundſchaftlichſten Briefwechſel geſtanden, ſo wurde doch das Andenken einer ſo nah verwandten Fürſtinn an dem Weſtphäliſchen Hofe nicht durch Anlegung der in Fällen der Art üblichen Trauer geehrt. — Wie hoch würde ein ſolcher Act humaner Theilnahme das königliche Paar ſelbſt ausgezeichnet haben! Die ſchönſte Gelegenheit hierzu hatte man verſäumt. — Ich will zur Ehre der Königinn annehmen, daß ein Antrag von ihrer Seite aus politiſchen Rückſichten unbeachtet geblieben ſey. — An den verwandten Höfen Deutſchlands, ja des übrigen Europa, wurde die Trauer, hergebrachter Weiſe, angelegt. Nur die Enkelinn Karl Wilhelm

Ferdinands legte ihre Juwelen nicht ab! — Ich hoffe, dieß wiederhole ich, sie hat das Harte gefühlt und beklagt.

Bald nachher erschien als königlicher Commissair zu Gandersheim der Staatsrath von Coninx. Das Stift wurde gänzlich aufgehoben, und die Mitglieder desselben in Pensionen gesetzt. Das Inventarium der Abtei wurde der Frau Dechantinn von dem Könige geschenkt.

Der Tod meiner vortrefflichen Fürstinn hatte in meinem Leben eine Lücke zurückgelassen, von der ich lange Zeit geglaubt habe, sie könne nie ausgefüllet werden. Für sie zu sorgen, ihr Bestes stets im Auge zu haben, war die liebste Beschäftigung meines Lebens, und selbst die Widersprüche und Bedenklichkeiten, die sie dem, was ich für das Beste hielt, oft entgegensetzte, reizten mich, nach dem leidigen Egoismus der menschlichen Natur, die äußerste Anstrengung anzuwenden, um zu verdienen, daß sie doch am Ende freundlich sagen mußte: »dießmahl hatten Sie Recht«; dem sie denn freilich bedenklich hinzuzusetzen pflegte: »Wo ist aber die Garantie?« — wobei sie denn die schließliche Genugthuung hatte, daß ich diese nicht anzugeben vermochte, weil selbst für den bündigsten und hundertfach garantirten Friedensschluß, wie uns die Geschichte unserer Zeit nur zu überzeugend gelehrt hat, es leider keine Garantie giebt.

Dazu kam nun noch der freundliche Antheil, welchen die Fürſtinn an meinen eigenen (ſowohl häuslichen als literariſchen) Angelegenheiten nahm, die ihr eben ſo ſehr als die ihrigen am Herzen lagen. Ja, ein an ſich unbedeutendes Ereigniß; jeder Vorfall, dem eine komiſche Seite abzugewinnen war, hatte für mich einen Reiz, weil ich ſofort an die heitere Viertelſtunde dachte, welche ich durch die Mittheilung des Geſchehenen der Prinzeſſinn verſchaffen würde, die einen unwiderſtehlichen Drang hatte, die komiſche Seite an Menſchen und ihren Handlungen hervorzuheben; woher es denn wohl gekommen iſt, daß man hin und wieder der Vortrefflichkeit ihres höchſtreinen Charakters nicht die vollſtändigſte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen pflegte. Einige ſcherzhafte Spottgedichte, die ich von ihrer eigenen Hand beſitze, ſind, hinſichtlich der heiteren Laune und des treffenden Witzes, wahrhafte Meiſterſtücke. Schade, daß es gänzlich unmöglich iſt, ſie mitzutheilen; da, wenn auch die Verſpotteten längſt über den Lethe gegangen, doch Angehörige derſelben noch dieſſeits des bedenklichen Fluſſes wandeln, die den Scherz für Ernſt nehmen möchten. Bei dergleichen Scherzen ging ich denn ſelbſt auch nicht immer ganz frei aus, und ich erinnere mich noch recht gut eines »Logogriphe à Monsieur le Président de Strombeck,« worin auch ich meinen Theil bekam. Schade, daß die

launige und heitere Prinzeſſinn meine Ernennung zum Weſtphäliſchen Ritter nicht länger überlebte: wie oft würde die couleur ventre de biche, von welcher bekanntlich die Ordenskleidung der Ritter war, ihr zur Geiſtes-Ergötzung gedient haben! Nicht verſchmähend, ihr auf eigene Unkoſten eine heitere Stunde zu verſchaffen, wäre ich gern in der wunderlichen Kleidung vor ihr erſchienen, welche, weder im Geſchmacke der alten noch der neuen Zeit, eine der grotesken Erfindungen des Königs Joachim Mürat war, der gern (bei ſo großen Eigenſchaften) als ein Theaterheld auftrat. — Ein ſolches Coſtume hätte ihr unſtreitig acht Tage lang Stoff zu Charaden und Logogriphen dargeboten. Was Benjamin Conſtant von Madame Recamier ſagt, kann man mit voller Gerechtigkeit auf ſie anwenden: Nie entgingen ihrem durchdringenden und feinen Blicke die lächerlichen Seiten einer Perſon oder eines Verhältniſſes: aber ſie lachte mit Heiterkeit und ehrte Stand, Alter und Ruf. Eine ihrer eigenthümlichen Eigenſchaften war, daß ſie mit einer Zartheit, die um ſo bewundernswerther war, als man dieſelbe kaum bemerkte, Alles vermied, was verletzen konnte. Man erkannte ſofort, daß ihre Abſicht nicht war, durch den Scherz zu beleidigen, und fühlte ſich daher weder gedemüthigt noch verlegen, wenn man zum Gegenſtande deſſelben auserſehen war: man freute

ſich vielmehr ihrer Heiterkeit, und daß man ſo glücklich war, zu derſelben Gelegenheit gegeben zu haben. — Fern von ihr alſo alle unzarten Scherze der Art, wie wir ſie beſonders bei Emporkömmlingen erblicken, die bei ſolchen Perſonen, denen ſie es bieten zu können glauben, mit Scherzen hervortreten, die um ſo unkluger ſind, da ſie, ihnen tödtlichen und nie vergeßbaren Haß erweckend, ſich dann furchtbar rächen, wenn dem Verſpotteten die Zeit der Vergeltung gekommen zu ſeyn ſcheint. — Ein unerſchöpflicher Quell zur Geiſtesergötzung waren ihr die pomphaften Reden und Darſtellungen, welche der Weſtphäliſche Moniteur lieferte, deſſen Blätter ſie mit der größten Sehnſucht erwartete. Da ging es denn über den König Jerome, ſeine Miniſter und Großdignitarien und die Herren Maires der guten Städte her, welche ſich vielfach in Phraſen des glühendſten Patriotismus vernehmen ließen, wenn ſie die Schlüſſel ihrer Städte überreichten, die dann ſo vortrefflichen Händen ſofort zurückgegeben wurden. Ja, der Held des Jahrhunderts, von dem der Tacitus Deutſchlands geſagt hatte: »daß die Welt vor ihm ſchweige, weil Gott die Welt in ſeine Hände gegeben« — eine Phraſe, deren ſich Cornelius Tacitus ſicher nicht bedient haben würde — hatte nicht zu bewirken vermocht, daß meine Fürſtinn von ihm ge-

ſchwiegen hätte: ſeine Bannal-Phraſen und das von ihm den Völkern aufgedrungene Glück wurden ſo gut verſpottet, als die ſeines königlichen Bruders Jerome. Ihre Briefe an mich, welche ſie der Poſt anvertraute, waren, wenn ſie auf Capitel der Art gerieth, Meiſterſtücke der Ironie. Hätte man ſie ins Franzöſiſche überſetzt (gewöhnlich ſchrieb ſie mir in Deutſcher Sprache), und dem Könige vorgelegt, ſo wäre dieſer gewiß zweifelhaft geweſen, ob es Ernſt oder Spott ſey, was man ihm zu leſen darböte. Ich erinnere mich noch eines Briefes, in welchem ſie ſich über die Wegführung der Handſchriften der Wolfenbüttelſchen Bibliothek nach Paris äußerte, und worin ſie ſich zu freuen ſchien, daß jene Schätze in ſo ausgezeichnet »legitime« Hände kämen und künftig von ganz Europa ſo trefflich leicht würden benutzt werden können, Aeußerungen, die Napoleon ſelbſt vielleicht für Ernſt genommen hätte.

Wer möchte es aber einer Fürſtinn, die zwar in bloß pecuniärer Hinſicht durch den Umſturz des Glücks ihrer Familie nichts verloren, bei dem ungeheuern Schickſal, welches diejenigen betroffen, denen ſie ſo innig anhing, verargen können, daß ſie ſo ſich über ihr Unglück zu erheben ſuchte? Im höchſten Grade ungerecht müßte ein ſolcher ſeyn. — Und war es denn ein ſo Großes, daß man ihr gelaſſen, was ihr von Gottes-

und Rechtswegen gebührte? — Ueberhaupt aber gehörte es zu dem Charakter der Fürſtinn, daß ihre ſatyriſche Laune ſchlechterdings kein Ausfluß ihres Herzens war. Dieſes war das edelſte, das menſchenfreundlichſte, welches je in der Bruſt eines Sterblichen geſchlagen hat.

Zum Scherz geneigt und keines menſchlichen Gefühles ſich entfremdet achtend, wie ſie war, konnte man dieſe beiden Eigenſchaften der heitern und liebenswürdigen Fürſtinn oft zum Beſten Anderer benutzen. So erinnere ich mich, daß ich einſt ein allerliebſtes Mädchen von ungefähr drittehalb Jahren, bis auf ein kleines Hemdchen völlig nackt, auf einer Straße Gandersheims erblickte. Ich hörte, es ſey das Kind einer armen kranken Wittwe: und ſofort war mir klar, wie das Glück des Kindes eingeleitet werden könne. Ich nahm es mit auf die Abtei, und bat die Fürſtinn um Erlaubniß, ihr ein kleines Wunderthier zeigen zu dürfen, welches ihr gewiß Vergnügen machen würde. Heiter, wie gewöhnlich, irgend etwas ſie Erfreuendes und Beluſtigendes ahnend, ertheilte ſie die Erlaubniß mit Lachen. Ich ging nun in das Vorzimmer zurück, wo ich einem Diener das Kind überliefert hatte, nahm es auf den Arm und überreichte es der Fürſtinn, das ſchmutzige Hemdchen des Kindes zurücklaſſend, ganz nackt. — Das war ein Jubel über die Schönheit des kleinen Engels! So etwas hatte ſie

bisher nur in Gemählden gesehen. — Es verstand sich ganz von selbst, daß für Mutter und Kind sofort gesorgt wurde. Noch ist es nicht gar lange Zeit her, daß eine schon verblühte Frau mir diesen Scherz dankte: sie war einst das Kind, von dem hier die Rede ist.

Ich denke, der Leser hat durch die mannichfachen Züge, die in diesen kunstlos, und wohl nicht ohne Wiederholungen, hingeschriebenen Berichten dargestellt sind, ein ziemlich deutliches Bild von einer Fürstinn erhalten, die es so werth ist, daß ihr Gedächtniß der Nachwelt aufbewahret werde; wenn auch Blätter, wie diese, in folgenden Jahrhunderten (dann vielleicht nur noch in ein Paar Exemplaren, die sich in öffentliche Bibliotheken verirrten, vorhanden) höchstens von irgend einem historischen Forscher mit flüchtigem Blicke durchlaufen werden, um Etwas zur Charakteristik einer längst verflossenen Zeit darin zu finden. — Dieser Forscher vernehme dann hier die Bitte, wenn er ein größeres historisches Werk vielleicht zu schreiben beabsichtigen sollte, mit ein Paar Worten, der geistreichen Auguste Dorothea von Braunschweig, der edeln Schwester des erhabenen Karl Wilhelm Ferdinands und der geliebten Nichte Friedrichs des Großen, zu erwähnen.

Durch einen Staatsvertrag Frankreichs mit West-

phalen — wenn man anders ſagen kann, daß derjenige, welcher die unumſchränkteſte Gewalt über den Andern hat, mit dieſem einen Vertrag eingehen könne — war der Reſt des Hannoveriſchen Landes (mit geringer Ausnahme) an den letztgenannten Staat überlaſſen, und der König Jerome verkündigte durch eine Proclamation vom 1ſten März 1810 den Hannoveranern dieſe Botſchaft mit den Worten: »Ihr werdet den unermeßlichen Vortheil zu ſchätzen wiſſen, auf immer einem Staate einverleibet worden zu ſeyn, der euch zukünftig gegen alle gewaltſame Angriffe der Mächte des feſten Landes und bei dem erſten Signale eines Seekrieges in Schutz nimmt;« — ein Schutz, der ſich jedoch bereits am 13ten December deſſelben Jahres, als die Mündungen der Ems, Weſer und Elbe mit Frankreich vereint wurden, ſehr unwirkſam bewies, wie denn überhaupt die Vereinigung mehrere ſehr bedenkliche Seiten hatte. Doch hatte Patje, an der Spitze von ſechzig Deputirten, am 14ten März, als ſie im neuen Ständeſaale huldigten, im Namen »des glücklichen Volks« Dankbarkeit und Treue gelobt, und die Uebergabe des Landes war erfolgt. Am 2ten Auguſt hielt der König, von ſeinen Miniſtern, Kron- und Hofbeamten, Garden u. ſ. w. umgeben, mit dem bei ſolchen Gelegenheiten üblichen und noch geſteigerten Pompe, ſeinen Einzug in Han-

nover. — So war alſo für's Erſte Hannover mit dem Königreiche Weſtphalen vereinigt, und man ſchritt mit der gewöhnlichen Thätigkeit ſofort zu der Organiſation der neuen Departements. Bereits unter dem 22ſten Mai hatte mir der Juſtizminiſter Simeon die Stelle eines Erſten Präſidenten bei dem künftigen Appellationshofe zu Celle angetragen, mit der Bemerkung: »Nous avons l'intention de vous appeller ici comme un missionaire digne d'y fonder le culte nouveau de la justice,« und ich hatte um ſo weniger gezaudert, dieſe mir zugedachte Miſſion anzunehmen, da der Tod meiner Fürſtinn den einzigen Grund, weshalb ich eben Einbeck zu meinem Aufenthaltsorte gewählt, hinweggenommen hatte. Ich war dort mit einer Freundſchaft und mit einem Wohlwollen aufgenommen, welche in meiner dankbaren Erinnerung nie verlöſchen werden; doch konnte es unmöglich meine Abſicht ſeyn, in einer Landſtadt, von allen literariſchen Hülfsmitteln entfernt, beſchränkt auf einen engen Kreis von Männern, mit denen ein gelehrter Austauſch Statt finden konnte, mein Leben zu vollbringen. Dazu die ungeheure Maſſe unbedeutender Civil- und Criminalſachen, welche mich faſt erdrückten, und eine im höchſten Grade anſtrengende Thätigkeit zur Pflicht machten. Zu Celle konnte ich in dieſen Hinſichten ganz andere Verhältniſſe erwarten, ich konnte,

meiner bisherigen Gewohnheit nach, bequemer wohnen, und endlich wieder mit meiner noch stets zu Braunschweig befindlichen Bibliothek mich vereinen, auch war ich meiner Vaterstadt und meinen Besitzungen zu Celle bei weitem näher als zu Einbeck. Als jedoch der König mit den Ministern zu Hannover war, empfing ich, unter dem 7. Aug., von dem Minister Simeon einen Brief, worin er mir meldete, daß er nicht wohl umhin könne, dem Kanzleidirector *) Rumann, der ihm dringend empfohlen, in Rücksicht seines Alters, zu der Stelle eines Ersten Präsidenten dem Könige vorzuschlagen; daß ich also zu wählen hätte unter dem Posten eines Zweiten Präsidenten und dem eines General-Procurators. Er fügte jedoch hinzu: »Comme la cour sera divisée en deux sections, je pense que vous serez plus utile dans la première place qu'à celle de procureur général, parceque vous aurez six juges à former, et comme ils passeront tour à tour dans les deux sections, vous les formerez tous.« Es war mir hinlänglich, die Wünsche des wohlwollenden Ministers zu kennen, um sie mit Vergnügen zu erfüllen. Mein Wirkungskreis blieb derselbe, ob ich Erster oder Zweiter Präsident des Gerichtshofes war, und ich konnte nur das Billigkeitsgefühl des

*) d. i. Präsident der Justiz-Canzlei.

vortrefflichen Simeon darin erkennen und ehren, daß er einen Mann von den Verdienſten Rumanns, der mit hohen Ehren im Dienſte der Themis grau geworden, auch unter den neuen Verhältniſſen einen angemeſſenen Standpunkt zu geben beabſichtigte. Ich ſchrieb alſo dem Miniſter nach Hannover zurück, daß ich auch den Poſten eines Zweiten Präſidenten des Appellationshofes mit Dank annehme; ja, daß ich es gerecht und billig fände, daß ich, als der Jüngere, dem Kanzlei-Director Rumann nachſtehe.

Nicht ohne Rührung nahm ich von meinen Einbeck'ſchen Bekannten, vorzüglich von meinem ſtändiſchen Collegen und Freunde Raven und von meinen bisherigen Collegen am Tribunale, Abſchied und begab mich nach Celle, wo der Appellationshof am 1ſten September von dem Staatsraths-Auditor und Unterpräfecten des Diſtricts, dem Baron von Strahlenheim (jetzigen Hannoveriſchen Geſandten am Bundestage), ohne die geringſte Feierlichkeit inſtallirt wurde. Ich hatte Gelegenheit, ein ſehr bequemes und ſchönes Haus zu bekommen, in welchem auch meine Bibliothek Platz finden konnte, und am 1ſten October folgte mir meine Familie von Einbeck nach.

Der neue Appellationshof zu Celle, deſſen Gerichtsbezirk ungefähr die Hälfte des Königreichs Weſtphalen

umfaßte, beſtand faſt ausſchließlich aus Mitgliedern des bisherigen Hannoveriſchen Oberappellations-Gerichts. Neu eingetreten waren allein die beiden Präſidenten und der Subſtitut des General-Procurators, der bisherige Hof- und Kanzleirath Blumenbach aus Hannover, ein Sohn des berühmten Naturforſchers. Dahingegen waren von dem Oberappellations-Gerichte nicht wieder angeſtellt der Präſident deſſelben, Staatsminiſter von der Wenſe, dem ſeine bisherigen Verhältniſſe die Annahme eines ſolchen Poſtens wohl unmöglich machten, und der Vicepräſident von Werlhoff, ein Mann von den größten Talenten und Verdienſten, und um ſo mehr zu bewundern, da er, obwohl ſeit vielen Jahren gänzlich erblindet, dennoch ſeinem Poſten auf das würdigſte vorgeſtanden hatte. Dieſe Blindheit ließ ihn jedoch verzweifeln, ſich in ein ganz neues gerichtliches Verfahren einſtudiren zu können; er lehnte daher jede Anſtellung ab, und wurde anſtändig penſionirt. Ich habe das Leben dieſes vortrefflichen Mannes, der mich mit ſeiner Freundſchaft beehrte, in einem Umriſſe dargeſtellt*); und freue mich, im Stande geweſen zu ſeyn, dem Verewigten dieſe gerechte Huldigung darbringen zu können.

Nicht genug kann ich rühmen, wie heiter mir in

*) Spangenberg's vaterländiſches Archiv, 1832. Nr. 2.

einer angemeſſenen Thätigkeit die Jahre zu Celle verfloſſen. Mit allgemeinem Wohlwollen aufgenommen, im Umgange mit hochgebildeten Männern und Frauen, blieb mir kaum etwas zu wünſchen übrig. — Auch bei unſerm Gerichte waren der Reſte viele; denn das außerordentlich weitläufige gerichtliche Verfahren mit ſeinen vielen geiſttödtenden und den Körper abſtumpfenden Schreibereien, welches bisher üblich war, trat auch hier dem angeſtrengteſten Fleiße der Richter hemmend entgegen. Dieſe Formen waren den neuen, ungleich zweckmäßigern, gewichen, und mit minderer Arbeit beſchafften wir bei weitem mehr, als früher durch größere Anſtrengung hatte geſchehen können. Wie würde es auch ſonſt möglich geweſen ſeyn, der aufgehäuften und von allen Seiten neu zuſtrömenden Arbeit vorzuſtehen, die ſchon daraus natürlich hervorging, daß der Wirkungskreis des neuen Appellationshofes den des frühern höchſten Gerichts ſo ſehr an Ausdehnung übertraf. So konnte denn der berühmte Hagemann, damahls Generalprocurator am Appellationshofe *), öffentlich rühmen, daß das Gericht gleich in dem erſten Jahre nach ſeiner Inſtallation 4492 Entſcheidungen ertheilte, unter

*) Weſtphalen unter Hieronymus Napoleon. von Haſſel und Murhard, März 1812. S. 16.

welchen 1206 Definitiv-Erkenntniſſe ſich befanden, die auf vorgängige förmliche Relationen oder in öffentlicher Audienz ertheilt wurden. In den Sachen, welche ſchon anhängig waren, wurde nämlich die Referir-Methode beibehalten, obwohl mit Abkürzung der ſchriftlichen Relationen, dahingegen die neuen Sachen, nachdem die Vorträge der Sachwalter in öffentlicher Audienz angehöret worden, nach vorhergängigen Berathungen der Richter, in dem Raths-Zimmer (chambre du conseil) ſofort entſchieden wurden. Rechenſchaft von meiner Amtsthätigkeit in dieſen Verhältniſſen habe ich in einem Werke abgelegt, welches den Titel führt: Rechtswiſſenſchaft des Geſetzbuchs Napoleons *), und aus welchem ſich zugleich beurtheilen läßt, mit welcher gewiſſenhaften Gründlichkeit der Gerichtshof bei ſeinen Arbeiten zu Werke ging. Die Erkenntniſſe des Gerichtes, welche man in dieſem Werke findet, habe ich, bis auf ſehr wenige nach, nach Statt gehabter Berathung, dem Gerichtsſecretair, mit den geſammten Entſcheidungsgründen, in die Feder dictirt, worauf ſie ſofort eröffnet wurden, genau ſo wie es in Frankreich üblich iſt. Dieſes Verfahren erfordert Uebung und auch wohl einiges Talent: aber die Parteien ſtehen ſich gut dabei. Das darf

*) Vier Hefte. Braunſchweig, bei Vieweg, 1812 u. 1815.

ich aber auch hier, der ſtrengſten Wahrheit gemäß, rühmend anführen, daß die ganze Juſtizverfaſſung Weſtphalens eine vortreffliche war, und daß ſeit der Zeit der Auflöſung des Königreichs in manchen ehemahligen Theilen deſſelben in dieſer Beziehung große Rückſchritte Statt gefunden haben. In der Regel kann man ſicher annehmen, daß ein Rechtsſtreit durch zwei Inſtanzen damahls nicht ſo viele Monate dauerte, als jetzt wieder, wenn auch nicht überall, doch an einigen Orten, welche namhaft zu machen ich keinen Beruf finde, er durch Jahre hingezogen wird. — Aber in unſerm Appellationshofe ſaßen auch höchſt vortreffliche Männer, denen es ein Leichtes war, den Geiſt der neuen Formen aufzufaſſen, welchen ſie vollkommen Gerechtigkeit widerfahren ließen, und denen das materielle Recht ſo gegenwärtig war, daß man mit Sicherheit ſofort zur Entſcheidung einer Sache ſchreiten konnte.

Es kann hier nicht der Ort ſeyn, eine Abhandlung über die Zweckmäßigkeit des mündlichen und öffentlichen Verfahrens einzuſchalten. Die Sache iſt ſo vielfach beſprochen, daß die Verhandlungen darüber wohl als geſchloſſen angeſehen werden können: doch das Geſtändniß darf ich hier niederlegen, daß ich ein großer Freund des öffentlichen Verfahrens geweſen bin, obwohl es eine ziemlich ſeltene Erſcheinung war, daß ein wahrhaft

zweckmäßig und ſchön redender Sachwalt vor uns auftrat. Nur bisweilen war dieß der Fall, und darf ich (was Einbeck anbetrifft) in dieſer Beziehung des ſchon verewigten Doctors der Rechte Schwarz rühmend gedenken. Aber auch bei mittelmäßigen Vorträgen bleibt die Aufmerkſamkeit der Richter geſpannter, und Alles tritt lebendiger vor den Geiſt, wenn man die Sachführer der Parteien ſelbſt reden hört, als wenn man oft höchſt unangenehm vorgeleſenen trockenen, mit Bannal- und Kanzlei-Phraſen gehörig gewürzten, Auszügen der ſchon trocknen Satz-Schriften mit erſchöpfender Anſtrengung zuhorchen muß. — Die Berathſchlagungen der Richter nach ſolchen Vorträgen waren auch lebendiger, als ſie nach todten Relationen zu ſeyn pflegen, und leicht ſchien mir ſtets die augenblickliche Entwerfung der Sentenz, ſelbſt mit den ausführlichen Gründen, welche hinzuzufügen üblich war; weil, durch die eben beendigten Berathungen, die Sache noch ſo recht lebendig vor Augen ſtand. — Aber zu allem Dieſen gehört die Kraft und das Feuer des blühendſten Mannsalters, wenigſtens für den Präſidenten (deſſen Einwirkung, nach dem Franzöſiſchen Proceſſe, vielleicht zu groß iſt: und dieſes möchte eben ſeine bedenkliche Seite ſeyn): weshalb ich denn in der That ſehr zweifele, daß ich mich jetzt dazu verſtehen würde, zu verſuchen, ob ich noch auf diejenige Weiſe

das Präſidenten-Amt bei öffentlichen Verfahren verwalten könne, wie ich es zu Celle vermocht, in welcher letzten Beziehung ich mich auf das Zeugniß meiner noch lebenden damahligen Collegen berufen darf. Dieſes Alles in Ueberlegung gezogen, muß ich dafür halten, daß für Richter, denen das erſte Feuer des in ſeiner Blüthe ſtehenden Mannsalters fehlt, und beſonders für ſolche, die an eine langſamere und ruhigere Ueberlegung gewohnt ſind, alſo wohl für die große Mehrheit Deutſcher Geſchäftsmänner, das ſchriftliche Verfahren zweckmäßiger erſcheinet, beſonders wenn man ſich entſchließen könnte, den Wuſt einſchläfernder Schreibereien und die unermeßliche Weitläufigkeit der Re- und Correlationen, denen noch Super-Correlationen hin und wieder zugefügt werden, in billige Grenzen einzuſchränken.

An dem Deutſchen Criminal-Verfahren habe ich ſtets furchtbar gefunden, daß der Angeſchuldigte ſeinen eigentlichen Richter nie mit Augen zu ſehen bekommt, und bin ich, ein alter Praktiker, allerdings der Meinung, daß öfter, als man dafür hält, Unſchuldige verurtheilt werden.

Für nichts eignet ſich aber das öffentliche und mündliche Verfahren mehr, als für ſogenannte Corrections-, d. i. kleine Criminal-Sachen. Dieſer machten wir in jeder öffentlichen Sitzung zu Einbeck wohl ein halbes Du-

zend ab. Schnell folgte dem Verbrechen die Strafe, und von der Gerechtigkeit dieſer war gewöhnlich ein Publicum von hundert und mehr Zuhörern Zeuge.

Nach dieſen Mittheilungen wird es dem wohlwollenden und geneigten Leſer (denn einen ſolchen ſetze ich ſtets voraus) ziemlich deutlich ſeyn, in welcher Art der Thätigkeit ich als Vorſtand eines ſo wichtigen Gerichtshofes, wie der zu Celle war, deſſen Gerichtsbarkeit anfangs ſich vom Harze bis zur Nordſee erſtreckte, mein Leben hinbrachte; wobei ich auf das äußerſte rühmen muß, daß mein älterer College, der Präſident Rumann, mir nicht nur niemahls, wenn von Neuerungen die Rede war, hindernd entgegentrat, ſondern mit der größten Willfährigkeit meiner längern Erfahrung in den neuen Formen und dem ſorgfältigen Studium derſelben Zutrauen ſchenkte. In frommer Erinnerung wird es mir ſtets bleiben, daß der würdige Greis, deſſen Wohnung der meinigen (auf dem Plane) gegenüberlag, bei wichtigen Sachen, die in ſeiner Section vorkamen, ſobald die Anwendung der neuen Geſetze dabei zur Sprache kommen mußte, ſich bei mir auf eine wahrhaft zutrauliche Weiſe Raths erholte, den ich auch ſtets, nach meinem beſten Wiſſen, willig ertheilte. Dieſe collegialiſche

Eintracht ist nie gestört worden, und wurde dadurch noch inniger, daß unsere Familien in den freundschaftlichsten Verhältnissen standen.

Auch der Hannoverische Staatsminister von der Wense, welcher im Winter zu Celle sich aufzuhalten pflegte, beehrte mich mit seinem Zutrauen, weit entfernt, mir es entgelten zu lassen, daß ich in dem Gerichte, dem er so rühmlich vorgestanden, durch einen König, den er nicht als einen rechtmäßigen anerkennen konnte, angesetzet war. Es wäre dieses nun freilich eine Ungerechtigkeit gewesen, denn selbst dem Könige von Großbritannien mußte daran gelegen seyn, daß in seinem Lande, wenn auch von der fremden Herrschaft, die Gerechtigkeit gerecht ausgeübet wurde, und dazu trug ich nach allen Kräften bei: aber findet man ähnliche Ungerechtigkeiten nicht so häufig, daß man, wo solche nicht Statt haben, gleichsam hohe Tugend anerkennen muß? Hier floß aber in der That das Benehmen des Ministers aus seiner Tugend. Als am 14ten October 1811 die vollendete hundertjährige Existenz des höchsten Gerichtshofes zu Celle von diesem gefeiert wurde, so machte ich mir aber auch eine Pflicht daraus, dem würdigen Manne, der wenige Tage vorher aus dem Leben geschieden, gerechte Lobreden zu widmen *), obwohl die Zeit Man-

*) Westphalen unter Hieron. Napoleon, 1812, März, S. 18.

chem vielleicht wenig dazu geeignet ſchien, eines Hannoveriſchen Miniſters mit ſolchem Lobe zu gedenken. Es iſt mir jedoch (obwohl ich den Ergebniſſen einer vollendeten Revolution nie als Privatmann widerſtreben würde) ſtets ein eigenthümliches Vergnügen geweſen, mich mit den Zurückſetzungen oder gar Verfolgungen der Machthaber in Oppoſition zu ſetzen. Denn nichts iſt meinen Augen verächtlicher und niederträchtiger, als das Betragen der Hofleute des Nero gegen den dem Tode geweiheten Britannicus, als ſie ſich ſtets von der Seite der Hoffäle entfernten, wo ſich der unglückliche Fürſt hinbegab. — Dieß iſt von allen Scheußlichkeiten die ſcheußlichſte, und doch iſt in der Welt nichts häufiger zu finden, als dieſe. — Wunderbar genug, und dem Menſchengeſchlecht wahrhaftig nicht zur Ehre gereichend: denn geböte auch die Moral nicht ſo kategoriſch das Gegentheil, ſo würde es die Politik gebieten. Durch ein muthvolles und edeles Betragen gegen einen politiſch Zurückgeſetzten oder gar Verfolgten und Geächteten gewinnet man zu gleicher Zeit an Zuneigung bei ihm und ſeiner Partei, und an Anſehn und Ehre bei dem Gegentheile: denn Ehre iſt die von Andern anerkannte perſönliche Würde, und dieſe erwirbt man ſich ſtets durch Muth, ſo wie man ſie durch Feigheit verliert. Als in unſerm Gerichtsgebäude zu Celle die bis-

herigen Sitzungs-Zimmer in große und schöne Audienz-Säle umgewandelt wurden, so hegte man hin und wieder Zweifel, ob die prächtigen lebensgroßen Bilder der Könige Georg I, II und III wiederum aufgestellet werden könnten. Ich entschied sofort, unter völliger Zustimmung meines Collegen Rumann und des Generalprocurators Hagemann, der bei einer Entscheidung dieser Art eine vorzügliche Stimme hatte, daß diese Bilder, als historische Monumente und als Anerkennung großer Regententugenden, allerdings ihren Plätzen nach vollendetem Baue wiedergegeben werden müßten. Es geschah dieses, und so prangten in feierlicher Eintracht in einer Reihe die Bilder der drei George neben dem des Königes Hieronymus Napoleon. Einst mit dem Minister Simeon im warmen Sonnenscheine an einem Wintermorgen auf dem Ständeplatze zu Cassel spazieren gehend, erzählte ich ihm von der Ausschmückung unserer Audienzsäle, und vergaß die Bilder der Brittischen Könige keinesweges; da sagte er lachend: »Wahrhaftig ein guter Einfall: das wird sich ausnehmen, als wenn der König Jerome mit den Georgen vor Eurem Richterstuhle um die Souveränetät plädire. Doch kann ich es nicht tadeln; die Bilder sind historische Denkmähler, und ich lobe den Muth der Magistrate, welche die Zuneigung zu ihren Fürsten nicht ausziehen, wie man ein Hemd wechselt.

Ueberdieß befindet ſich der König ſo in ſehr guter Geſellſchaft. — Wißt Ihr wohl, daß Euer College Rumann bei dem Könige Georg angefragt hat, ob er ſeine jetzige Stelle annehmen dürfe? (Ich hatte dieſes in der That von Rumann ſelbſt gehört.) Ich lobe dieſe Gewiſſenhaftigkeit, und der König, dem ſie berichtet iſt, hat ſie auch gelobt. Damahls hatte Rumann dem Könige Jerome noch nicht geſchworen. Männer der Art wiſſen, was Treue iſt: man hat von ihnen keine Conſpiration zu befürchten.« — So ungefähr ſprach ein wahrhaft edeler Franzoſe, während ein Staatsrath Deutſcher Nation an demſelben Tage, in meiner Gegenwart, an der Tafel eines Miniſters mit Wohlgefallen von den Mitteln und Wegen erzählte (wounter ſich denn auch öffentliche Mädchen befanden), die er zu Hannover, während der Anweſenheit des Königs, angewendet habe, um zu erfahren, wer ſich der Tabaksdoſen mit dem Bilde des Herzogs von Braunſchweig-Oels bediene. Worauf der Miniſter zu ſeiner Beſchämung ſagte: »Ich kann nicht glauben, daß dieſe Art der Erforſchung in dem Willen des Gouvernements liege.« — Da Anekdoten der Art die Zeit mahlen, ſo geb' ich noch eine ähnliche zum Beſten. Im vertraulichen Cirkel bei einem hohen Staatsbeamten zu Caſſel, in welchem nur ein Paar Deutſche Staatsräthe, damahls meine Collegen, gegenwärtig wa-

ren, hatte ich mich im verzeihlichen Eifer über die Härte der neuen Ablösungs-Verordnungen — bei denen ich selbst als Besitzer von dergleichen Feudalgefällen sehr verlor — etwas zu bestimmt geäußert, und unter andern gesagt: »ein solches Gesetz ist nicht besser als eine lex agraria.« — Ich war keine zwei Stunden zu Haus, da bekam ich schon, am ziemlich späten Abend, von dem Minister Simeon ein Billet, worin er mir ungefähr Folgendes schrieb: »Nehmt Euch in Acht, was Ihr in Gegenwart Eurer Collegen sagt; Eure Bemerkungen über die »lex agraria« könnten Euch sehr gefährlich werden.« — Ich vernahm nachher mündlich von dem edeln Manne, wie sehr er jenen Angeber verachte; wobei er äußerte: »Ich lobe muthige Kritiken, doch hier habt Ihr (wenn ich mich nicht irre) etwas getadelt, das keinen Tadel verdienet; auch gestehe ich Euch, daß ein Staatsrath im Staatsrathe durchgegangene Verordnungen nicht kritisiren sollte.« — Als ich hierauf erwiederte: »Auch nicht im vertraulichen Cirkel von Freunden?« — so schloß er: »In einem solchen befandet Ihr Euch nicht.« Ich unterdrückte in diesen Anekdoten die Namen der Personen — ich kenne auch den Angeber — da diese noch leben, und ich Niemand in der öffentlichen Meinung schaden will.

Ich habe ſchon geäußert, daß mein Leben zu Celle ein ſehr heiteres war; jetzt will ich noch Einiges von dieſem ſchönen Leben erzählen.

Nach vielen Jahren war ich hier wieder mit meinem innig geliebten Bruder Heinrich vereint. Nachdem er den Poſten eines Tribunalrichters zu Helmſtedt, der ihm ſehr wenig zuſagte, aufgegeben, hatte er, von Mainz zurückgekehrt, zu Weferlingen einige Zeit den Wiſſenſchaften gelebt, und dort den erſten Theil ſeines »Handbuches des Weſtphäliſchen Civilproceſſes« zu Stande gebracht, eines unübertroffenen Werkes, welches von den großen Talenten ſeines Verfaſſers vollgültiges Zeugniß ablegt. Zu Celle bekleidete er den Poſten eines erſten Tribunalrichters, und fand ſich in dieſem Dienſtverhältniſſe um ſo glücklicher, da er an dem Herrn von Werlhoff, einem Sohne des ſchon erwähnten Vicepräſidenten des Oberappellationsgerichts, einen eben ſo vortrefflichen als genialen und gelehrten Mann zum Präſidenten hatte. Dieſer mein guter Bruder, damahls noch von der heiterſten Gemüthsbeſchaffenheit, war der gewöhnliche Unternehmer der Land- und Waſſerpartien — wie er ſcherzend die Fahrten auf der Aller, die mit einem ländlichen Schmauſe endeten, nannte — welche, mir freilich bisweilen etwas läſtig, beſonders das Leben der Frauen erheiterten. Bei aus-

gezeichneten Gelegenheiten wurde das Schiff [redacted] Gesellschaft [redacted] einem Musicanten-Schiffe begleitet, und wenn dann der Mond, in einer warmen Sommernacht, bei unserer Rückkehr in den krausen Wellen blinkte, und in dem schwarzen Kiefergehölze des Ufers oft gespenster-ähnliche Erscheinungen darstellte, dann konnten wir uns aus dem Sande der Lüneburger Heide an die Ufer des Garda-Sees zaubern; denn selbst Felsen und Berge fehlten dem flachen Lande nicht: diese stellten uns die vom Monde erleuchteten Wolken in Gebilden dar, welche an majestätischer Kühnheit der Formen selbst die himmelanstrebenden Felsenmassen der Schweiz übertrafen. Wie froh war dann mein guter Bruder, wenn seine sanfte, stets heitere, jetzt auch längst dahingeschiedene Frau, eine anerkannte Meisterinn des Gesanges, die schwarzen Wälder von ihrer schönen Stimme wiederhallen ließ! Hob dann Julie Kaufmann, unsere Pflegetochter, welche in Einbeck die unsere geworden war, ihre erhabene und höchstedele [redacted]stalt in dem schwankenden Boote empor, und ließ ihren weißen Schleier in dem Lichte des Mondes flattern, dann überfiel mich Ahnung, daß dieses Zauberbild, lange vor mir der Erde entrissen, vergebens einst durch Sehnsucht zurückgerufen würde.

Von anderer Beschaffenheit, als Scenen dieser Art, waren die einsamen Spaziergänge, welche ich mit mei-

nem F[illegible]de, dem General-Procurator Blumenbach *), machte. Ich habe ſie in einer Elegie geſchildert, mit welcher ich ihm kürzlich meine Nachbildung von Ovid's Büchern der Liebe zueignete, hingeriſſen von dem Andenken an Zeiten, die nie zurückkehren werden. Dieſes Gedichtchen ſetze ich hieher, denn ich wüßte nicht beſſer in Proſa jene Stunden darzuſtellen, als ich es hier, in dem zu ſanfter Trauer ſtimmenden Sylbenmaaße, gethan habe.

Weißt Du noch, Blumenbach, wie einſt an dem Ufer der Aller
Wir durch Kiefergehölz wandelten, Heiden und Sand? —
Heiter nicht war die Natur, doch war die nicht heitere ſchön uns,
Duftet die Kiefer auch nicht gleich der Heſperiſchen Frucht.
Oft umfing dann die Nacht im ernſten Geſpräche die Wandrer,
Wenn auf der Erde der Fuß, über den Sternen der Geiſt.
Wenn wir die ewige Zeit, den unermeßlichen Raum wir,
Wenn wir des Schickſals Gang dachten im Wechſelgeſpräch.
Oder auch, wenn wir lachten des eitelen Treibens der Mitwelt:
Wie ſich das liebende Ich ſpiegelt im eigenen Wahn,
Wie es täuſchte ſo gern, [illegible]d doch nicht täuſchet den Klugen,
Der durch erheuchelten Ernſt wieder den Trügenden trügt.
— Noch lebt dieſer dein Freund, zwar fern, doch öfter gedenkend
Solcher Geſpräch'; auch jetzt iſt er veraltet nicht ganz. —
Sieh, in müſſigen Stunden ergriff er des ſcherzenden Naſo
Heitere Lieder und lieh ihnen dieß Deutſche Gewand. —

*) Jetzt Geheimer Canzlei-Rath in Hannover.

Wenn Du die Lieder nun lieſeſt, dann denk' der verfloſſenen Zeiten,
Schweif' mit dem alternden Freund ernſt durch das Kiefergehölz.

Wie ſelten iſt es, einen Freund zu finden, der uns ganz verſteht. In Blumenbach hatte ich einen ſolchen gefunden.

Freuden noch anderer Art würzten aber in jenen glücklichen Zeiten das ſchnell vorüberwallende Leben. Bald war es ein Ball, mit dem ich die Jugend in meinem Hauſe erfreute, bald eine Vorleſung der Iphigenia Göthe's, mit welcher ich die im Cirkel den Leſenden umringenden geiſtreichen Frauen unterhielt; nicht ohne Zufriedenheit über die Rührung, welche der große Dichter durch mein Organ erregte; denn der leidige Egoismus ſpielet allenthalben — man muß es nur offen bekennen — eine Hauptrolle. Nichts hat mich aber jemahls mehr entzückt, als der Beifall ſchöner und geiſtreicher Frauen, und an dieſen hatte Celle keinen Mangel. — Als aber einſt, auf einem Privattheater in dem Hauſe meines Collegen von Zeſterfleth, mein längſt von mir vergeſſenes Singſpiel, Diana und Endymion, neu in Muſik geſetzt, von drei ſchönen Mädchen und einer liebenswürdigen Frau aufgeführt wurde; da war ich (wie man leicht denken kann) ſehr geneigt, Geſang und Darſtellung Allem, was ich in der Art je gehört und geſehen, vorzuziehen. Aber ſagte mir nicht auch die

geiſtreiche Madame Curnieu, einſt Hofdame am Hofe zu Neapel, Gemahlinn des Obriſten eines in Celle liegenden Franzöſiſchen Curaſſier-Regimentes, ſelbſt auf den Theatern zu Neapel und Paris habe ſie nie ein ſchöneres weibliches Weſen geſehen, als unſere Julie Kaufmann, die, mit einem Alles beſiegenden Reize, wahrhaft königlich die Königinn der Wälder darſtellte. Und wie lieblich erſchien nicht als Amor das Fräulein von Zeſterfleth, die, eben vom Kinde zur Jungfrau emporblühend, den kleinen Schalk mit dem goldenen Bogen darzuſtellen übernommen hatte, während meine Schwiegerinn, als Nice, durch ihren meiſterhaften Geſang der Darſtellung auch in dieſer Beziehung Bedeutung gab. — Wenn wir nicht zweifelten, daß unter den Zuſchauern ſich auch Spottvögel finden würden, ſo hatten wir unſern roſigen Amor mit folgendem Epiloge bewaffnet, der denn auch ſeine Wirkung, das gewünſchte allgemeine Beifallklatſchen, nicht verfehlte.

Amor.

Wer widerſtrebte dieſem goldnen Bogen?
Und wer entfloh Cupido's ſchnellem Pfeil?
Wer hat mir je des Sieges Ruhm entzogen? —
Er ward mir über Jupiter zu Theil.
Im Himmel, auf der Erd' und in den Wogen
Fand Alles nur in meinem Siege Heil:

Jetzt huldigt mir die Königinn der Wälder,
Es tönet mein Triumph durch Hain und Felder.

Zwar, weiß ich, spottet Mancher meiner Thaten;
Doch, meinem Pfeile soll er nicht entgehn:
Die Miene soll den Spötter mir verrathen,
(Dem innern Drang ist schwer zu widerstehn);
Bescheidenheit ist Sterblichen zu rathen;
Drum laßt den Trieb der Spöttelei vergehn. —
Hab' ich mit meinen Siegen euch gefallen,
So laßt mein Lob von euren Händen schallen.

Irre ich nicht, so war es eben diese Vorstellung, welche der geistreichen Frau von Lenthe (Gemahlinn des Landschafts-Directors zu Lüneburg und Tochter des berühmten kaiserlich-Russischen Feldmarschalls Grafen von Bennigsen) die erste Veranlassung gab, auch in ihrem Hause eine theatralische Darstellung zu veranstalten. Schillers Braut von Messina wurde gegeben, worin sie, in wahrhaft vollendeter Meisterschaft, die Donna Isabella, der verewigte Oberappellationsrath von Ompteda aber (dem ich zu dieser Darstellung mein Westphälisches Ritterschwert borgte) den Don Cäsar vorstellte. Ein anderes Mahl wurde ein komisches Stück gegeben, in welchem einer meiner Collegen einen Quäker (deren er vielleicht in England gesehen haben mochte) mit einer solchen Virtuosität darstellte, daß nichts zu wünschen übrig

blieb. Damit auch ich nicht zurückbliebe, ſo hatte ich es übernommen, einen Prolog zu jener komiſchen Darſtellung zu dichten, der, in der Form einer Romanze, von einem holden jungen Mädchen, dem Fräulein von Lenthe, abgeſungen wurde, unter Darweiſung entſprechender Guckkaſten-Bilder, welche in einer höchſt launigen Manier Blumenbach, ein vortrefflicher Zeichner, auf ölgetränktem Papiere dargeſtellet hatte. Ich ſelbſt habe einmahl gewiſſermaaßen bei einer ſolchen theatraliſchen Darſtellung eine Rolle übernommen, indem ich, im Orcheſter ſitzend, Klopſtock's Frühlingsfeier declamirte.

In ſo heitern Verhältniſſen verſtrich die Zeit zu Celle, in welcher es auch nicht an den ernſteſten Unterhaltungen fehlte, die ich denn vorzüglich in dem Hauſe und der Geſellſchaft des Vicepräſidenten von Werlhoff fand, dem eben durch die Erblindung ſeiner Augen das Licht des Geiſtes um ſo heller ſtrahlte. Seine im höchſten Grade geiſtreiche Tochter Julie war dann bei ſolchen Unterhaltungen die Seele. Der Geiſt des Vaters und ſeine Milde ſchien auf ſie übergegangen zu ſeyn, und ſo waren ihre Witzfunken ſtets nur erhellend und nie verletzend. Zwei Töchter meines frommen Collegen Böhmer (eines Sohnes des berühmten Georg Ludwig) dürfen, wenn von jenem Orte und jener Zeit

die Rede iſt, nicht vergeſſen werden; ſie ſpielten meiſterhaft das Piano-forte, und zogen durch Beſcheidenheit und ſanfte Schönheit an, ſo wie ihre Mutter durch Geiſt.

Es erregt in mir eine höchſtwehmüthige Empfindung, wenn ich mich in Cirkel der Art zurückdenke, wenn ich meine trefflichen Collegen mir in das Gedächtniß zurückrufe, die ich gern alle einzeln in ihren ſchönen Eigenſchaften darſtellen möchte, wenn ich nicht befürchten müßte, mich, da mehrere von ihnen noch leben, der Schmeichelei verdächtig zu machen. Doch kann ich nicht umhin, zu ſagen, daß unter ihnen an umfaſſender Kenntniß und trefflichem Charakter der jetzige Hannoveriſche Staatsminiſter Baron von Strahlenheim und die Herren von Beulwitz und von der Wenſe, jener jetzt Präſident, dieſer (zu früh dahingeſchieden) noch vor kurzem Vicepräſident des Oberappellationsgerichts, hervorleuchteten, ſie, die mich Fremden mit dem freundſchaftlichſten Wohlwollen aufgenommen hatten. — Mit beſonderer Freundſchaft erfreute mich aber der milde und biedere Hagemann, welchen ich kurze Zeit vor ſeinem Tode zu Driburg, ſchon dahinſchwindend, wiedergeſehen habe, und deſſen Andenken mir innige Rührung erregt.

So angenehm mir nun auch zu Celle, unter ſo an-

ziehenden Geſchäften, wie die eines in öffentlichen Audienzen ſein Amt verwaltenden Präſidenten eines auf Franzöſiſche Weiſe organiſirten höchſten Gerichtes ſind, dahinfloſſen, ſo ſehr die glücklichen Verhältniſſe, unter denen ich lebte, mir zuſagten, ſo regte ſich doch bei mir die alte Reiſeluſt, und ich fühlte einen unwiderſtehlichen Drang, meine Lüneburger Heide einmahl wieder mit fremden Ländern zu vertauſchen. Die großen Gerichtsferien (des Jahres 1811), welche einen Monat zu dauern pflegten, und die man ſich im Hannoveriſchen Lande am wenigſten nehmen läßt, wo ſie ſeit Jahrhunderten hergebracht ſind, ſtanden bevor, und es war nichts leichter, als während derſelben von dem Juſtizminiſter den erforderlichen Reiſe-Urlaub zu erhalten. — Aber wohin ſollte ich meine Reiſe richten? — Am liebſten hätte ich Rom gewählt, und nachgeholt, was ich in der Jugend, wo ich mich der ewigen Stadt ſo nahe befand, verſäumte. Aber ſelbſt in zwei Monaten (denn auf dieſe Zeit hätte ich vielleicht Urlaub bekommen können) war eine irgend fruchtbare Reiſe nach Rom nicht zu beenden. Ueberdieß hatte ich als öffentlicher Beamter politiſche Rückſichten zu beobachten, und eine Reiſe z. B. nach London würde unter die Unmöglichkeiten gehört haben. So wählte ich denn Paris zu dem Ziele meiner Reiſe. Zwar kannte ich die Stadt ſehr genau, aber

ſeit den ſechs Jahren, daß ich ſie nicht ſah, hatte ſich dort Manches verändert; ich fand daſelbſt Freunde und Bekannte, von denen ich mit Gewißheit wußte, ſie würden mich mit Wohlwollen aufnehmen; ich konnte dort in meinem Fache, beſonders in Beziehung auf das gerichtliche Verfahren, Beobachtungen anſtellen und alſo lernen; und eben dieſes gab mir einen vortrefflichen Vorwand zum Urlaubsgeſuche. Man erkannte glühenden Dienſteifer, — welcher übrigens bei mir ſtets im höchſten Grade vorhanden geweſen iſt, — wo doch die Sache genau betrachtet, für dießmahl nur Reiſeluſt die Urſache der Ortsveränderung war. Am 8ten Julius trat ich alſo meine Reiſe an, mit meinem Kammerdiener und Hausſchreiber Himmel, demſelben, welcher nachher das Amt eines Pedellen bei der Univerſität Göttingen, wie ich vernehme, mit zu großem Dienſteifer, bekleidet hat, und der ein höchſt fähiger Mann war; unſere Pflegetochter Julie zu Celle zur Aufſicht im Hauſe zurücklaſſend, denn meine Frau befand ſich, ihrer Geſundheit wegen, zu Driburg, über welchen Badeort ich alſo meine Reiſe richtete, um mich perſönlich nach ihrem Befinden zu erkundigen und von ihr Abſchied zu nehmen. Zu Driburg war ich am 10ten und 11ten, und nun ging die Reiſe über Paderborn, Hamm, Düſſeldorf — wo ich meinen vierräderigen Wagen mit einem Frau-

zösischen Cabriolet vertauschte — wie im Fluge, mit Extrapost nach Köln, wo ich am 14ten, Morgens um 6 Uhr, ankam und im »kaiserlichen Hofe« logirte. Hier war es vorzüglich der Dom, diese imposante Ruine, welche zu vollenden menschliche Kraft nicht hinreichte, die mich zwei Tage verweilen ließ. Diese himmelanstrebenden Massen machen auf das Gemüth des sinnigen Beschauers einen Eindruck gleich einer Naturerscheinung. Erwägt man jedoch, daß es Menschenhände waren, welche diese Massen in zierlicher Pracht emporhoben, und schauet man auf den Krahn des unvollendeten Werks, dann glaubt man unter Geschlechtern zu weilen, mit denen das jetzige Menschenvolk in kühnen Unternehmungen der Art sich nicht mehr messen kann. Für uns ist es schon etwas Großes und Preiswürdiges, wenn wir einen Dom zu Köln oder Magdeburg wieder einigermaßen herstellen; Gebäude der Art zu vollenden — denn auch dem Magdeburgischen Dome fehlen noch die östlichen Thürme — dieses kann uns nicht in Sinn kommen. Und doch hatten wir dazu die Gelegenheit, wenn wir dem stolzen Gallier, um aus seinen Krieges-Contributionen ein Deutsches Nationaldenkmahl zu errichten, zur Vollendung des Köln'schen Doms 1815 hundert Millionen Franken mehr abgenommen hätten. Ein geringer Ersatz für Dasjenige, was er uns davonführte.

Doch, es ſchien einem Napoleon vorbehalten zu ſeyn, zu Siegesdenkmählern Gold und Erz der überwundenen Nationen zu benutzen: was wir zurückforderten, haben wir zu Feſtungen nützlich zu verwenden geglaubt, die wir jetzt, damit Frankreich von Belgien aus ja nichts zu befürchten habe, ſondern durch das befreundete Land recht gemüthlich zum Rheine zu gelangen vermöge, in unbegreiflicher Nachgiebigkeit ſchleifen laſſen. — Zu trüben Gedanken dieſer Art führte mich das Andenken an den unvollendeten Dom zu Köln, von dem ich am 16ten, früh um 5 Uhr, Abſchied nahm. Im Scheine des Mondes, in welchem bekanntlich jene Maſſen ganz eigenthümliche Gefühle erregen, hatte ich ihn nicht betrachten können; die Nächte waren in der Jahreszeit zu kurz, und das letzte Viertel des Mondes an jenem Tage war beim Aufgang der Sonne ſchon untergegangen. — Nachmittags um 5 Uhr traf ich zu Aachen ein, zur glücklichen Stunde, denn in dieſen Tagen wurden daſelbſt, wie nur alle ſieben Jahre einmahl der Fall iſt, die Heiligthümer des Doms den Gläubigen und Ungläubigen gezeigt. Die Kirche war von der Menſchenmenge wie belagert, und nur der Gefälligkeit eines Geiſtlichen, der mich durch die Maſſe geleitete, hatte ich es zu danken, glücklich ſogar innerhalb der Schranken des Altars zu gelangen, wo mir ſofort der mit Silber umſchloſſene

Schädel Karls des Großen, durch eine angebrachte cirkelförmige Oeffnung, von einem Geiſtlichen mit den Worten: »Ecce Caroli Magni caput; — voilà le chef de Charles-magne,« zum Küſſen dargereichet wurde. Gleich nachher reichte man mir einen ſilbernen Teller, um mein Opfer darzubringen, welches ich denn auch mit einem Fünffrankenſtück zu thun nicht verſäumte. Ich habe nachher dem ganzen Curſe der Darweiſung der großen und auch der kleinen Heiligthümer beigewohnt, wovon ich mir jedoch nicht Vieles erinnere. Sie wurden ſämmtlich von den darweiſenden Geiſtlichen in Lateiniſcher, Franzöſiſcher, Walloniſcher, Flamländiſcher, Holländiſcher und Deutſcher Sprache erklärt, aus welchen Idiomen — die erſten beiden Sprachen ausgenommen — der hieſige Volksdialect zuſammengeſetzt iſt. Doch es war mir nicht genug, den Schädel des großen Karl geküßt zu haben, welcher Schädel, beiläufig geſagt, ungefähr die Farbe des braunen Honigkuchens hatte, ich wollte auch in Karls Kaiſerbade, welches meinem Gaſthofe gegenüberlag, ein Bad nehmen, und führte dieſes noch ſpät am Abend aus. — Nachdem ich am andern Morgen die Stadt und ihre bekannten Merkwürdigkeiten einigermaaßen in Betrachtung gezogen, reiſ'te ich Mittags weiter, ſtets als hätte ich eine Courierreiſe auszurichten; kam Abends durch Lüttich (wo meinem Kam-

merdiener mit der Sprache auch die Sucht mit den Postillonen zu zanken, ausging) am frühen Morgen des 18ten durch Tirlemont, und gelangte so gegen Mittag nach Brüssel, wo ich in dem durch ganz Europa berühmten Hôtel de belle vue abtrat. An der Wirthstafel, an welcher eine elegante Dame vom Hause das Präsidium auf eine wahrhaft vornehme Weise führte, wie sie mir denn auch sehr Oesterreichisch gesinnt zu seyn schien, machte ich die Bekanntschaft mit einem Französischen Brigade-General, der einst in Braunschweig mit mir bei dem General Bisson gespeiset hatte, und der sich meiner erinnerte, obwohl ich mich seiner nicht mehr erinnern konnte: ein Zufall, der mir Vieles werth war. Denn mit der lobenswerthesten Hospitalität nahm er mich mit nach seinem Quartiere, stellte mich seiner Frau und ein Paar reizenden Töchtern (die ihn von Paris aus hier besuchten) als einen alten Bekannten vor, und fuhr mit mir und der ältern Tochter Nachmittags nach Laeken, wo ich das Vergnügen hatte, die Bekanntschaft der Büsten Römischer Imperatoren, die ich öfter im Orangerie-Saale zu Herrnhausen bei Hannover gesehen, zu erneuern. — Am andern Morgen durchschweifte ich Brüssel, wohnte in dem Justizpalaste einer öffentlichen Audienz bei, empfahl mich meinem gastfreundlichen General und seinen Damen, und reis'te

Abends um acht Uhr ab. Am frühen Morgen des 20ſten kam ich durch Mons, begrüßt von dem Schlage der vor den Fenſtern hängenden Wachteln, dann im Laufe des Tages durch Valenciennes und Cambrai, wo ich, des edeln Fenelons gedenkend, eine Stunde lang die Straßen durchſtreifte. Zu Peronne war ich Abends um acht Uhr, und vergönnte mir daſelbſt einen Schlaf bis Mitternacht. Sodann, am Sonntage, dem 21ſten, die Reiſe auf dem aus Felſenſtücken beſtehenden Steindamme, nicht ohne Gefahr die Räder meines Düſſeldorfſchen Cabriolets zu zerbrechen, fleißig fortſetzend, traf ich um fünf Uhr Abends glücklich in Paris ein, und fuhr bei meinem vorigen Quartiere, dem Hôtel du Cercle, vor. Dieſes war jedoch in ein Spielhaus verwandelt, daher ich denn von dem Sécrétaire de la maison in das ebenfalls auf der rue Richelieu grade gegenüberliegende Hôtel des Princes gewieſen wurde, wo mir für eine Miethe von wöchentlich vierzig Franken ein Paar kleine, aber ſehr elegant möblirte Zimmer angewieſen wurden. So war ich denn, wie durch einen Zauberſchlag, von Celle nach Paris verſetzt, und glaubte faſt zu träumen, als ich mich, eine halbe Stunde nach meiner Ankunft, auf den mir wohlbekannten Wegen nach dem Palais royal begab; denn welchem in Paris anlangenden Reiſenden möchte dieſer Gang nicht der erſte ſeyn?

In der That der Palais royal iſt der Mittelpunkt von Europa, ja von dem Planeten Erde.

Alles war noch eben ſo, wie vor ſechs Jahren, wo ich auch an einem Sonntage um die Abendzeit meinen Eintritt in den Palais royal gehalten hatte. Es war mir nicht anders, als wäre ich geſtern hier geweſen; mit eben dem Muthwillen ſtürmten die leichtfertigen, unter einander ſcherzenden Mädchen vorbei; die Verkäufer von Neuigkeiten boten noch mit eben der Zudringlichkeit dem als Fremden Erkannten die Katalogen der käuflichen Schönen, »avec les Numéros de leur demeures«, der Hauptſtadt an; alte Frauen verſicherten noch mit eben der Zuverſichtigkeit, daß die und die Nummern, welche ſie auf Lotto-Zetteln anboten, im nächſten Lotto zu Lyon herauskommen würden; und unter den geſchliffenen Glastafeln der Boutiquen konnte man noch jetzt, wie damahls, künſtliche Buſen, Schultern und Rücken finden, die, von dem feinſten Leder verfertigt, ein warmes Blut durch zarte Adern durchſcheinen zu laſſen ſchienen. Hier im Palais royal iſt der Ort, wo ſich das weibliche Alter Jugend zu kaufen vermag. Das Silberhaar wird erſetzt durch Locken, die der jüngſten der Grazien eben geraubt zu ſeyn ſcheinen; eine eigenthümliche Schraube zieht im Nacken die Runzeln des Geſichtes zuſammen, deſſen Haut durch geheimnißvoll

bereitete Waſſer, Salben und Schminken ganz das friſche Colorit und die Durchſichtigkeit der erſten Jugend wiederbekömmt; der Mund empfängt zwei Reihen von Perlen-Zähnen, nachdem er von Roſen-Pommade erfriſcht worden; Buſen, Nacken und Schultern prangen und quillen in künſtlicher Pracht den lüſternen Blicken entgegen; ein Schnürleib mit neu erfundenen Reſſorts giebt, nicht ohne einigen gern ertragenen Schmerz der Patientinn, der Geſtalt den Wuchs der Grazien, und ein Schleier, der im Alterthume auf der Inſel Cos gewebt zu ſeyn ſcheint, macht, daß die Kunſt (ſollte noch etwas fehlen) ſich ganz in dem Bilde der Natur darſtellt. Alle die Materialien, erforderlich zu einer ſolchen Metamorphoſe, lagen noch an denſelben Stellen als vor ſechs Jahren. Gern hätte ich nun, um an einem fröhlichen Abend meinen Freunden, und auch wohl einer Freundinn, eine Erheiterung zu verſchaffen, eins oder das andere dieſer Zaubermittel mit nach Celle genommen, und ich fragte alſo, nicht ohne einige Deutſche Schüchternheit, eine Verkäuferinn, deren Reize nicht künſtlich zu ſeyn ſchienen (welches ich jedoch bei den außerordentlichen Leiſtungen der Kunſt nicht beſchwören möchte), nach dem Preiſe eines ſchönen weiblichen Buſens, welcher neben einem Schulterſtücke, dieſes von der Farbe des Elfenbeins, lag. »Monsieur,« antwortete ſie mir mit ſtoi-

ſchem Ernſte: »c'est un sein respirant à ressort: le »prix fixe en est cent-cinquante francs.« Da dieſes mir nun bei weitem zu viel war, ſo ließ ich es bei dem guten Willen. — Weil ich nicht hoffen konnte, meinen Freund Beyle zu Haus zu treffen, ſo begab ich mich, um den Tag auf Pariſer-Art zu beſchließen, in das théatre français, wo Molieres Avare, die Schauſpieler ganz in dem Coſtume des Zeitalters des Dichters, gegeben wurde.

Es iſt mir mehrmahls im Leben begegnet, daß ich durch ein ſonderbares Zuſammentreffen der Umſtände, und gleichſam unwillkührlich, dazugekommen bin, Unglücklichen Hülfe zu bringen; wodurch ich nicht ſelten zum Nachdenken über die Verkettung der Begebenheiten, und wie von dem unbedeutendſten Umſtande ſo oft Wohl und Leben der Sterblichen abhängt, geführt worden. Eine Betrachtung dieſer Art hatte ich Gelegenheit in den erſten Tagen meines zweiten Aufenthalts zu Paris anzuſtellen. — Als ich nach beendigtem Schauſpiel, am erſten Abend, nach Haus gehen wollte, erblickte ich an der Ecke der rue des colonnes ein ſchwarzgekleidetes Frauenzimmer, und neben ihr ein Gefäß zur Aufnahme der Almoſen, auf eben die Weiſe, wie man ſolches jeden Abend zu Paris wird ſchauen können. Am zweiten oder dritten Abend meines Aufenthalts in dieſer

Stadt der Täuſchungen hätte dieſer Anblick meine Aufmerkſamkeit ſchwerlich bedeutend erregt; heute war mir die Erſcheinung noch etwas Neues, und indem ich ein Frankenſtück in das Näpfchen warf, fragte ich das Mädchen, welches mein Mitgefühl durch ſeine hagere, gänzlich abgehärmte Geſtalt erregte, was für ein Unglück ſie zu dieſer Art Almoſen zu ſuchen führe. — »Herr,« antwortete ſie mir, »habt Dank für eure Theilnahme; gewiß Ihr ſeyd ein Fremder; ich erkenne dieſes an eurem reichlichen Geſchenke und an dem Mitleiden, welches aus eurer Rede ſpricht. Gewiß, ich bin ſehr unglücklich, denn ich bin nicht im Stande, durch die angeſtrengteſte tägliche Arbeit, einem Vater auch nur Brod zu ſchaffen. Ihr glaubt es wohl kaum, daß unſere ganze Nahrung am heutigen Tage ein Paar Becher Waſſers waren. Den letzten Sous habe ich heute für Zwirn ausgegeben, eine Arbeit zu vollenden, für welche ich die Bezahlung ſchon zum voraus empfangen hatte, um das letzte zu verſuchen; es iſt das erſte Mahl, daß ich dieſen Schritt thue. Jetzt bin ich überreich: empfangt meinen Dank.« — Ich zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit dieſer Rede; das ganze Weſen des armen Geſchöpfes bezeugte ſie. Oefter habe ich mich in die Wohnung eines Armen begeben, der mich auf der Straße um ein Almoſen anſprach, um ſelbſt zu ſchauen und

Hülfe, mit völliger Ueberzeugung, daß ſie erforderlich ſey, bringen zu können; ich erſuchte alſo das Mädchen, mich zu ihrem Vater zu führen. »Ihr würdet eine Stunde gehen müſſen,« antwortete ſie, »denn wir wohnen in der rue de Loursine, in der Gegend des Observatoire.« — »Nun,« ſagte ich, »Mademoiſelle, ſo nennt mir die Nummer eures Hauſes; ich will Euch morgen beſuchen.« — Sie that dieſes, ich zeichnete die Nummer auf, reichte ihr noch ein Frankenſtück und entfernte mich ſchnell.

Kaum hatte ich am andern Tage in dem Palais royal mein Frühſtück verzehrt, als ich einen Fiakre nahm und nach rue de Loursine fuhr. Das Haus war leicht zu finden und eben ſo leicht die Wohnung des Herrn R * * *, ancien capitaine; denn ſo hatte mir das Mädchen den Namen ihres Vaters genannt. Als ich in das Zimmer trat — eine Dachkammer, ohne alle Möbeln, außer zwei hölzernen Stühlen und einem Tiſch, — übrigens ſehr reinlich gehalten, und gewiſſermaaßen heiter, kam mir ein alter hagerer Mann mit den Worten entgegen: »Gewiß Ihr ſeyd ein Engländer, mein Herr, und eine lobenswerthe Sonderbarkeit führt Euch in die Hütte des Elends. Ihr habt uns geſtern ſehr erquickt. Gott weiß, wir waren daran zu verhungern, als uns euer Almoſen rettete.« — Mit

dieſen Worten bot er mir einen Stuhl an und ſetzte ſich auf den andern, unterdeß die Tochter, ein Bild des Jammers, neben dem Vater ſtand. — Während ich antwortete, betrachtete mich der Greis mit Blicken, die mir auffielen und rückte mit dem Stuhle näher. Jetzt ſtand er auf. Auf einmahl ergriff er meine Hand mit den Worten: »Ja Ihr ſeyd es, eure Sprache erkannte ich und auch jetzt eure Züge: Ihr ſeyd der mitleidige Mann, der mir als Emigranten zu Braunſchweig half. Ihr waret mit meinen Sudeleien zufrieden, als ich euch und eure Frau Mutter im Jahre 1796 in Paſtell mahlte. Damahls waret Ihr mein Schutzgeiſt, jetzt ſeyd Ihr es wieder.« — Meinen Namen hatte er vergeſſen. — Da war es doch nicht anders, als hätte ich einen Freund und Bekannten wiedergefunden! — »Gegen das Vaterland ſoll ich gekämpft haben, indem ich für meinen König focht;« fuhr er fort: »Frankreichs Luft darf ich athmen; aber wer lebt allein von Luft?« — Als ich noch eine halbe Stunde bei dem Greiſe verweilt, begab ich mich fort, feſt entſchloſſen, zu helfen, ſo viel ich es vermöchte. — Und dieſes iſt geſchehen. Durch meinen Freund B * * * und einen ſeiner mächtigen Verwandten habe ich dem Greiſe eine Penſion von 600 Franken verſchafft; freilich kaum ſo viel, um den erſten Bedürfniſſen Genüge zu leiſten. — Sonderbare Verkettung!

Aus der Lüneburger Heide mußte ein Deutscher kommen, um auf diese Art einem alten Bekannten zu helfen, von dessen Leben er nichts wußte. — Ich kann es mir nicht versagen, hier einen ähnlichen Vorfall zu erzählen, obwohl der Ort dazu die Blätter hätten seyn sollen, wo ich von meinem Aufenthalte zu Einbeck sprach. — Auch damahls half der Zufall und ein Napoleonide. — Ich war erst wenige Monate zu Einbeck, als bei mir ein magerer Greis von mehr als achtzig Jahren erschien, der sich als den ehemahligen Landrentmeister des Fürstenthums Grubenhagen, Namens J...th, ankündigte. — »Ich muß verhungern,« (sagte er) »oder im höchsten Alter mein Leben selber kürzen, wenn ich nicht schleunig Hülfe erlange. Als ehemahliger landschaftlicher Diener empfange ich keine Pension, und Alles ist aufgezehrt.« Dieß war das Wesentliche, welches der kümmerliche alte Mann unter Thränen vorbrachte. — Da ich in gar keiner Verbindung mit dem Finanzminister stand, zu dessen Geschäftszweig diese Angelegenheit gehörte, so wies ich ihn höflich an den Präfecten, und deutete mit der gehörigen Schonung an, daß ich als Privatmann ihm gern einige Unterstützung zukommen lassen würde. — Er entfernte sich traurig, und im Drange der Geschäfte des Tages kam mir die Sache des armen Greises ganz aus dem Sinne. — Als ich

nun eben zu Bett gehen wollte und zufällig noch einmahl auf mein Schreibpult sah, so erblickte ich auf diesem eine Lage schönen, auf dem Schnitte vergoldeten Velin-Papiers, und dieser Umstand gab mir durch eine Ideenverknüpfung in den Sinn (denn eine Schwierigkeit war ja gehoben), die Feder zu ergreifen und mit wenigen eleganten und schmeichelhaften Phrasen die Lage des Landrentmeisters J...th unmittelbar dem Könige Jerome zu schildern. — Der Brief ging am andern Tage ab, und die königliche Antwort, welche wenige Tage nachher erfolgte, begleitete ein bedeutendes, baar übersandtes Geschenk, und gab die Hoffnung zu einer angemessenen Pension, welche auch kurze Zeit darauf bewilligt wurde. Der Greis lebte noch einige Jahre, und versäumte nie, am 15ten November, dem Geburtstage des Königs, mir seine Glückwünsche zu überbringen. — Dort war es ein Gang in später Nacht durch die rue des colonnes, — hier ein Bogen Velinpapier, welches die Ursache der Hülfe ward.

Mein Freund Henry de Beyle, welcher jetzt den Posten eines Inspecteur général du mobilier et des bâtimens de la couronne bekleidete, und zugleich auditeur au conseil d'état war, nahm mich ganz so auf, wie ich erwartet hatte, führte mich bei seinen Freunden und Verwandten, besonders bei dem Grafen Pierre

Daru, ein, welcher jetzt Intendant général de la maison des Kaisers und Staatsrath war, zugleich aber einen ganz außerordentlichen und über seine Amtsverhältnisse weit hinausgehenden Einfluß hatte. Jener, mein Freund Beyle, war es auch, der mich ganz vorzüglich dazu antrieb, mich dem Kaiser vorstellen zu lassen, versichernd, worin er auch gewiß Recht hatte, es würde der Umstand, den Kaiser gesehen zu haben, durch die Erinnerung, ein Genuß für mein ganzes Leben seyn. Ich begab mich also nach dem Grafen von Winzingerode, Westphälischem Minister am Französischen Hofe, und trug diesem meine Wünsche vor, worauf auch bestimmt wurde (nachdem ich, nach Anweisung des Ministers, mehrere Besuche abgestattet hatte), daß ich nächsten Sonntag, den 28sten Julius, nach der Messe, dem Kaiser vorgestellt werden würde. Was den Anzug, der hierzu erforderlich war, anbetraf, so genügte zu einer Morgen-Vorstellung meine Westphälische Reichsstands-Uniform, auch konnte ich, als Präsident eines Obergerichts, auf die Ehre einer Präsentation Anspruch machen.

Unterdeß durchschweifte ich theils allein, theils mit meinem Freunde de Beyle Stadt und Umgegend, die Vormittage zur einen Hälfte im Museum Napoleon, zur andern in den Sitzungssälen der cour impériale und der cour de cassation zubringend. Donnerstags,

am 25ſten Julius, wohnte ich der Schließung des geſetzgebenden Körpers bei.

Von den vielfachen Bekanntſchaften, die ich dieſes Mahl zu Paris machte und erneute, haben ſich meinem Gedächtniſſe vorzüglich die des berühmten Daniels, Ueberſetzers des Code Napoleon, General-Advocaten am Caſſationshofe und des eben ſo berüchtigten als berühmten Merlin von Douai, Staatsraths und General-Procurators am Caſſationshofe, eingedrückt. Den erſten beſuchte ich ohne alle weitere Empfehlung, und fand an ihm einen wahren Deutſchen Biedermann, der auch nicht das geringſte Franzöſiſche Weſen an ſich hatte. Man hätte ihn für einen Deutſchen Profeſſor halten können. Er nahm mich mit dem größten Wohlwollen, gleich einem alten Bekannten, auf, und führte mich mehrmahls in das Caſſationsgericht, mit deſſen Mitgliedern er mich in der Bibliothek des Gerichtes bekannt machte. Hier ließ nun eines Tages einer dieſer Herren, um mir zu beweiſen, daß man ſich doch auch um das Königreich Weſtphalen und die Weſtphäliſche Geſchichte bekümmere, Meyern's Acta pacis *Westphalicae* vorlegen, von denen ſich nun freilich nicht leugnen ließ, daß ihr Inhalt in Weſtphalen verhandelt ſey. Eben durch Daniels machte ich die Bekanntſchaft von Merlin, und zwar in deſſen eigenem Hauſe. Die-

ſem Hauptacteur der Revolution ſah man es ſchlechterdings nicht an, daß er den Tod des guten Königs votirt, daß er am 17ten September 1793 das Decret gegen die Verdächtigen bewirkte, welches von einem Ende Frankreichs bis zum andern die Gefängniſſe mit Verhafteten füllte, und darin eine Menge Schlachtopfer aus allen Parteien und aus allen Ständen verſammelte. Am wenigſten ſah man es ihm an, daß er Mitglied des Wohlfahrts-Ausſchuſſes geweſen, und daß er ſogar die ſouveraine Gewalt, als Director, mit Barras und Rewbel getheilt hatte. Er erſchien mir als ein beſcheidener und gründlicher Rechtsgelehrter, dem nichts als ſeine Jurisprudenz am Herzen läge, und dem es großes Vergnügen mache, von mir zu hören, daß ſein Répertoire universel et raisonné de Jurisprudence bei uns in Weſtphalen in ſo großem Anſehn ſtehe, ja, daß ich ſelbſt ein Beſitzer dieſes voluminoſen, mehrere hundert Franken koſtenden Werkes ſey. Er erkundigte ſich genau nach unſern Juſtiz- und Gerichts-Angelegenheiten, vorzüglich darnach, wie viel Departements zu unſerm Gerichtsbezirke gehörten, und wünſchte uns Glück, einen Simeon zum Juſtizminiſter zu haben. — Bekanntlich iſt Daniels nach der Reſtauration in königlich-Preußiſche Dienſte, als gebürtig aus Köln, getreten, Merlin aber hat ſich, als Régicide, aus Frankreich begeben

müſſen, und iſt, wenn ich nicht irre, zu Brüſſel, in Dürftigkeit geſtorben. — In der That ein wunderbarer Wechſel der Schickſale: Sohn eines Landmanns, begann er ſeine Laufbahn als Chorknabe in einem Mönchskloſter; beherrſchte, auf ſeinem Gipfel, freilich mit zwei Andern, Frankreich; ſank dann auf einmahl zum Subſtituten eines Regierungs-Commiſſairs bei dem Caſſationshofe hinab, und ſtarb, nachdem er als Rechtsgelehrter ſein voriges Leben faſt vergeſſen gemacht, aus dem Vaterlande verbannet, mit dem Makel eines Königsmörders. — Soviel kömmt darauf an, in welche Verhältniſſe Jemand durch die Zeit getrieben wird! Und darum bilde ſich Niemand zu viel darauf ein, nicht geſündiget zu haben, wenn er keine Gelegenheit zu ſündigen hatte. In einem Deutſchen Landſtädtchen kennt man kein Preßvergehen, weil die Druckerei dort fehlt. Merlin, zur Zeit Ludwigs des Funfzehnten geboren, wäre ein tüchtiger Parlaments-Advocat geworden; und hätte er Gelegenheit gehabt ſich vortheilhaft zu verheirathen, ſo wäre er wohl gar für ſein baares Geld zu einer Rathsſtelle gelangt. — Ihn ergriff die Revolution, und er wurde — ein Königsmörder. Wie viel ſagt die Bitte: »Führe uns nicht in Verſuchung!« — So triumphirt nicht, ihr kakochymiſchen Schönen, die ihr auf die Sinnlichkeit der Männer ſchlechten Eindruck macht, wenn ihr

den Nachſtellungen der Verführung, die für euch nicht vorhanden iſt, nicht erliegt; richtet nicht zu hart die in der Fülle der Geſundheit prangende Jungfrau, wenn ſie, von der eigenen und fremden Natur beſtürmt, beſiegt wird; und ihr Geſetzgeber und Richter berückſichtigt die Umſtände und ſeyd menſchlich.

Sonntags am 28ſten verfehlte ich nicht, zeitig mich zu der Ehre, die meiner erwartete, vorzubereiten, dem Helden, der noch nach Jahrhunderten neben Alexander, Cäſar und Karl dem Großen genannt werden wird, vorgeſtellt zu werden. Eine elegante Carosse de remise war beſtellt, denn kein Fiakre durfte vor den Palaſt der Tuilerien vorfahren, und meine reichsſtändiſche Garderobe war ſchon ordnungsmäßig in meinem Cabinet zurechtgelegt; da erſchien auf einmahl ein Bedienter des Grafen Winzingerode mit der Nachricht, daß der Kaiſer nicht am Morgen von St. Cloud eintreffen würde, ſondern erſt am Abend, und auch dieſes nicht einmahl mit völliger Gewißheit. Es waren alſo meine Vorbereitungen vergeblich geweſen, denn ſelbſt am Abend konnte ich nicht hoffen, zu meinem Zwecke zu gelangen, da für eine Abend-Präſentation meine Garderobe nicht genügte. Es war nämlich, nach Maaßgabe der alten königlichen Etiquette, feſtgeſetzt, daß in den Abendcirkeln am Hofe Niemand in Uniform erſcheinen dürfe. Selbſt die koſtba-

ren Uniformen der Marſchälle von Frankreich waren dann verbannt; der Krieger, der zwanzig Feldſchlachten beigewohnt hatte, mußte ſich gefallen laſſen, in einem koſtbaren ſeidenen, geſtickten Hofanzuge zu erſcheinen. Eine Maaßregel, die unſtreitig zur Belebung der Fabriken zu Lyon dienen ſollte, und in dieſer Beziehung um ſo wirkſamer war, da man ſich einer Uniform Jahre lang bedienen kann, die ſeidenen Hofröcke aber, wenn man nicht lächerlich werden wollte, ſehr häufig gewechſelt werden mußten. — Freilich hätte ich mir einen hinlänglich eleganten Hofrock in kurzer Zeit verſchaffen können, da die Prunkläden des Palais royal deren zu Hunderten enthielten: aber ſelbſt mein Freund de Beyle konnte mich mit aller ſeiner Beredſamkeit nicht bewegen, ſechshundert Franken zu dieſem Zwecke auszugeben; wobei es überdieß noch zweifelhaft geweſen, ob ich nicht noch mehrere Wochen hätte warten müſſen, ehe ich zu der gewünſchten Ehre gelanget wäre. Ich entſagte alſo derſelben förmlich, und dieſes um ſo eher, da de Beyle ſich erbot, noch an demſelben Tage mich in ſeinem Cabriolette nach St. Cloud zu führen, wo er mir mit Gewißheit Gelegenheit verſchaffen würde, den mächtigen Imperator von Angeſicht zu ſchauen. — Eine Stunde nach dieſer Unterredung fuhren wir nach St. Cloud ab, und es war ungefähr zwei Uhr Nachmittags, als wir

dort bei dem herrlichſten Wetter anlangten. Wir traten in der Wohnung des Staatsrathes Daru ab, welcher mich, als einen alten Bekannten ſeines Bruders, auch hier mit der größten Zuvorkommenheit aufnahm.

Der Kaiſer pflegte um fünf Uhr, vor ſeiner Mittagstafel, mit der Kaiſerinn im Park in einem offenen Wagen ſpazieren zu fahren, und hatte, um zur Treppe des Schloſſes zu gelangen, wo er einſtieg, ſich durch eine Galerie zu begeben. Hier war es, wo mir Gelegenheit gegeben wurde, den großen Mann zu ſehen. Seine Geſichtszüge werden durch die beſſeren Abbildungen, die man von ihm hat, ziemlich treu dargeſtellt; doch fand ich in ſeinem Geſichte eine gewiſſe Ruhe und einen Ernſt, vergeſellſchaftet mit einem Zutraun einflößenden Weſen, welches der Pinſel oder Grabſtichel ſchwer möchten darſtellen können. Jetzt erſt verſtand ich einigermaaßen, wie mir ein Franzöſiſcher General einſt verſichern konnte, wenn der Kaiſer ihn anrede, ſo träten ihm Thränen in die Augen; ſo groß ſei in einem ſolchen feierlichen Augenblicke das Gefühl der Zuneigung und Liebe für ſeinen Feldherrn und Kaiſer, welches ihn bewege. Von dieſem Gefühle war ich nun freilich himmelweit entfernt, als ich den Eroberer meines Vaterlandes mir ſo nahe erblickte: doch begriff ich vollſtändig,

daß ein Franzoſe in ſeiner Nähe von einer Aufregung ergriffen werden könne, wie ſie mir jener General ſchilderte. So hat man auch unzählige Mahle geſehen, daß ſich gemeine Soldaten an das Pferd Napoleons drängten, um die Knie ihres Kaiſers zu umfaſſen und ſeine Stiefel zu küſſen. Sie vergaßen bei dem Zauber ſeiner Nähe, daß ſie für ihn den Aeltern und Geliebten entriſſen, daß ſie für ihn ſo manche Nacht auf nacketer Erde durchwachet, daß er ſie dem faſt ſichern Tode entgegenführe: nur den Helden ſahen ſie, nur fühlten ſie des ſchönen Frankreichs Größe. Ein Held iſt eine mächtige Naturerſcheinung, und eine ſolche kann auf den von ſinnlichen Eindrücken bewegten Sterblichen ſo einwirken, daß auch der Geiſt hingeriſſen wird. Die Kaiſerinn ſaß bereits in dem Wagen, als ihr Gemahl einſtieg. Sie erſchien mir als eine ſchöne, ja herrliche Frau, die ſich an der Seite eines Helden ſtolz und glücklich fühlte. In einer Allee des Parks ſah ich das kaiſerliche Paar noch einmahl, wo mir Beide in einem vertraulichen Geſpräche begriffen ſchienen.

Ich aß mit meinem Freunde de Beyle in einer Reſtauration, und da dieſer zu St. Cloud die folgende Nacht blieb, ſo erbat ich mir die ſchwer erhaltene Erlaubniß, nach Paris zu Fuß zurückgehen zu dürfen. Ich that dieſes bei dem Scheine der Laternen, die den Weg

von St. Cloud nach Paris erleuchten, und kam dort erſt gegen Mitternacht an.

Bei meinem dießmahligen Aufenthalte in Paris machte ich bei weitem mehr Bekanntſchaften angeſehener und bedeutender Perſonen, als bei meinem frühern der Fall war. Man betrachtete mich, in meiner Eigenſchaft als Weſtphale, als einen Befreundeten, und der Ausdruck: »Français futur«, indem man mich vorſtellte, war ein ſtehender Witz. Dieſe freundliche Stimmung veranlaßte denn, daß man aus ſeinen politiſchen Geſinnungen gegen mich wenig Hehl machte, und ich hatte nicht den geringſten Grund, daran zu zweifeln, daß man die Abſicht keineswegs hatte, mich zu täuſchen: denn was hätte hierzu bewegen können? So wurde ich denn ganz und gar in der ſchon bei Gelegenheit meines erſten Aufenthalts zu Paris geäußerten Meinung beſtärkt, daß Napoleon für die Franzoſen völlig der rechte Mann ſey; — wäre er doch für das übrige Europa ebenfalls der rechte Mann geweſen! — und daß ein Regent, der ſie ſo behandelte, als er that, ihnen beſſer war als alle Conſtitutionen und alle Charten. An conſtitutionellen Einrichtungen fehlte es zwar in Frankreich keineswegs: aber wie wurden ſie gehandhabet, und

welche Wirkung hatten ſie? War es nicht lachenerregend, wenn es eine commission sénatoriale de la liberté individuelle und eine gleiche de la liberté de la presse gab, während gegen Einkerkerungen wegen angeſchuldigter politiſcher Verbrechen, gegen die Unterdrückungen von Druckſchriften und gegen die größte Willkührlichkeit der Cenſur auch nicht die geringſte Hülfe vorhanden war! Ich möchte wiſſen, was dieſe beiden Commiſſionen, an deren Spitze die Grafen Abrial und und Richebourg 1811 ſtanden, in ihren Sitzungen, die zu beſtimmten, von dem Senate feſtgeſetzten Tagen Statt fanden, vorgenommen haben mögen? — Wenigſtens möchte ich ihnen nicht gerathen haben, ſich in die Verfügungen des Kaiſers zu miſchen. Als ich dem Senator Grafen Maleville, den ich, ohne ihm vorgeſtellt zu ſeyn, als Rechtsgelehrter beſuchte, ungefähr jene Frage, gleichſam eine ſtaatsrechtliche Belehrung ſuchend, vorlegte, ſo begnügte er ſich, mir zu antworten, daß die Hülfe beider Commiſſionen doch nicht ſelten in Anſpruch genommen werde; und in der That mochte dieſes in unbedeutenden Sachen der Fall ſeyn. Ob mit Wirkung? erfuhr ich nicht. — So wurde alſo Frankreich beherrſcht, und Frankreich war zufrieden: denn Handel und Wandel (außer dem Seehandel) blühten, Geld war im Ueberfluß vorhanden — wie denn Frankreich unter

allen Ländern Europa's, England nicht ausgenommen, die größte Menge geprägten Metalles enthält, wie schon die jährlichen Ausmünzungen in den verschiedenen Münzstädten des Königreichs beweisen, — täglich erhoben sich neue Monumente, welche dem Nationalstolz schmeichelten und die nationale Eitelkeit befriedigten, während sie den Arbeitern Verdienst gaben, die vollständigste Sicherheit herrschte allenthalben, die Justiz war vortrefflich organisirt, der Staatscredit fest begründet, und, was Franzosen die Hauptsache war, die Achtung Frankreichs im Auslande unermeßlich. — »Notre Empereur est trop ambitieux« hörte man freilich nicht selten; doch jeder Franzose war es nicht weniger als er, und ließ sich diesen Ehrgeiz, seiner bisherigen Früchte wegen, schon gefallen. Gewiß war die Conscription sehr lästig: aber es ging den Conscribirten, wie es den zusammengetriebenen Arabern des Pascha von Aegypten gehen soll, sie gewinnen ihren Stand sehr bald lieb; und sah man nicht alle öffentlichen Orte erfüllt mit müssiggehenden jungen Zierbengeln, denen es gewiß nicht geschadet hätte, wenn sie einmahl ein Jahr der Trommel gefolget wären. — Daß es mit Rußland im künftigen Jahre zum Kriege kommen würde, daran zweifelte im Sommer 1811 Niemand: aber selbst einem Romanenschreiber wäre es wohl nicht in den Sinn gekommen, daß der

Zug ſich bis nach Moskau erſtrecken würde. Daß man jenen bevorſtehenden Krieg getadelt hätte, habe ich nicht vernommen; vielmehr, man war gewiß, neue Lorbeern einzuerndten: und welche Gefahren hatte denn auch wohl Napoleon zu befürchten, wenn er Mäßigung genug gehabt hätte, die öſtlichen Grenzen Littauens nicht zu überſchreiten? — Wäre er aber ſo glücklich geweſen, einen vortheilhaften Frieden in Moskau zu erzwingen, war alſo ein Gegner weniger ſtandhaft, wodurch er ſelbſt weder klüger noch vorſichtiger geworden wäre: dann würde es bis zum Ende aller Geſchichte geheißen haben: hier ſey mehr als Alexander der Große. Aber ſchon nahte der Comet von 1811, dem mächtigen Imperator die Vollendung ſeines Schickſals, den unterdrückten Nationen Befreiung vom Galliſchen Joche zu verkünden; doch auch innern Zwiſt und Unzufriedenheit: denn ſo ſind die Sterblichen beſchaffen, daß ſie im Glücke nicht Maaß zu halten vermögen, ſondern ſtets ein Höheres, Unerreichbares zu erſtreben verſuchen.

Nachdem ich vierzehn Tage in Paris geweſen, trat ich — ſo manchem Franzöſiſchen Freunde ein ewiges Lebewohl ſagend — meine Rückreiſe auf dem Wege der Hinreiſe an; denn ich mußte über Aachen, Köln und Düſſeldorf, an

welchen Orten ich Geschäfte hatte. Zu Brüssel und Köln verweilte ich ein Paar Tage, und gelangte in der Mitte des Augusts, durch Westphalen, über Driburg und Einbeck, nach Gandersheim, wo ich meine Frau und Kinder bei meinen dortigen Verwandten gesund und froh anzutreffen das unaussprechliche Vergnügen hatte, und nicht verfehlte, sofort meine Pariser Geschenke auszukramen, die denn mit Bewunderung auf- und angenommen wurden. Vorzüglich erregte ein vollständiger Husaren-Anzug, den ich meinem fünfjährigen Sohne Hermann im Palais royal gekauft hatte, dem kleinen Conscribirten übermäßige Freude. Eine Freude, die noch jetzt, nach so vielen Jahren, dem jungen Manne nicht aus dem Gedächtnisse gekommen ist.

Irre ich mich nicht, so war es kurz nach meiner Rückkehr aus Frankreich, als ich zu Celle die Bekanntschaft des gewaltigen Kriegeshelden Davoust, Herzogs von Auerstädt und Prinzen von Eckmühl, machte. Seit der Vereinigung der Hanseestädte mit Frankreich, nach dem Frieden, erhob ihn Napoleon zum General-Gouverneur der drei hanseatischen Departements; so war er denn unser Nachbar geworden, und verfehlte nicht, uns in Celle einen Besuch abzustatten;

vielleicht in der ſtillen Abſicht, zu überlegen, ob es nicht ganz angemeſſen ſey, dem Kaiſer, bei welchem er außerordentlich viel galt, vorzuſchlagen, die Provinzen zwiſchen Minden und Magdeburg auch noch mit dem groſſen Reiche zu vereinigen.

Sobald mein College und ich erfahren hatten, daß Se. Excellenz — denn zu einem höhern Titel hatten es die Franzöſiſchen Herzöge und Fürſten doch nicht gebracht — in unſerm Celle angelanget ſey, ſo verfehlten wir nicht, wie wir aus dem Franzöſiſchen Code administratif gelernt, dem Marſchall unſere erſte Viſite zu machen, welche derſelbe, ebenfalls ganz der Regel gemäß, ſofort, doch nur durch perſönliches Kartenabgeben, erwiederte und uns zur Tafel einladen ließ. — Als ich nun, dieſer Einladung Genüge leiſtend, in ſeinem Salon erſchien, ſo fand ich den Marſchall genau in der Mitte deſſelben ſtehend, nicht unähnlich — welcher Einfall nicht mir, ſondern einem Franzöſiſchen Officier angehört — einer Odeums-Säule (Pilier d'Odéon), über die übrige Welt einer Kopfshöhe hervorragend, und an Corpulenz ſich vor Allen auszeichnend. Se. Excellenz war von zwei halben Cirkeln umgeben; der eine beſtand aus beifall-lächelnden und den Scharfſinn des Marſchalls nicht undeutlich bewundernden Officieren, die andere aus niedergedonnerten Perſonen Deutſcher Nation

in bürgerlicher Kleidung. — Nachdem ich einen ziemlich nachläſſigen Gegengruß empfangen, fuhr der große Held ungefähr folgendermaaßen in einer unterbrochenen Rede fort: »Hier liegen offenbar die ärgſten Betrügereien zum Grunde: ſie ſollen abgeſtellt werden, dieſes verlange ich: denn Se. kaiſerliche und königliche Majeſtät will nicht, daß die Völker mehr gedrückt werden, als die Nothwendigkeit durchaus mit ſich bringt. — Durch dieſe kleine Stadt ſollen 65,677 Mann« (ich ſetze dieſe Zahl ſtatt der vergeſſenen hierher) »binnen drei Monaten durchmarſchirt ſeyn! — Ich ſage Euch, dieß iſt eine Unwahrheit und eine Prellerei für die Adminiſtrirten! Ich müßte ein ſchlechter General-Gouverneur ſeyn, wenn ich nicht die Bewegungen der Truppen in meinem Gouvernement kennte! — Nicht 10,000 Mann ſind durch Celle gekommen: mit dem Ueberſchuſſe werden die Adminiſtrirten geprellt.« — Da ein ehrerbietiges Stillſchweigen auf dieſe Apoſtrophe folgte, und mir meine niedergedonnerten Landsleute nahe gingen, ſo nahm ich mir die Erlaubniß, in den Cirkel zu treten, und den Marſchall ungefähr folgendermaaßen anzureden: — »Wenn Eure Excellenz mir einen Augenblick Gehör ſchenken wollte, ſo hoffe ich, aufzuklären, wie es zugegangen iſt, daß ſich die Truppen Sr. Majeſtät des Kaiſers in unſern Mauern verſechsfachet haben.« — »Spre-

chet, Herr Präſident!« (ſagte der Marſchall) »ich bin neugierig zu erfahren, wie Ihr das Räthſel löſen werdet.« — »Die Laſt der Einquartierung« (fuhr ich fort) »iſt nur dann einigermaaßen zu tragen, wenn ſie möglichſt gleichförmig vertheilet wird. Um dieſen Zweck zu erreichen, wird die Laſt in Einheiten aufgelöſet, nach denen die Berechnung geſchieht. Eine ſolche Einheit iſt das Quartier eines gemeinen Soldaten für einen Tag. Wenn alſo hier ein Bataillon von 1000 Mann acht Tage bleibt, ſo ſind dieſes ſchon 8000 Mann geworden. Nun aber hat das Bataillon ſeine Officiere, und jeder nach ſeinem Grade ſeinen nummeriſchen Werth. Ein Lieutenant gilt vielleicht für 4, ein Capitain für 8, ein Obriſter für 12 Mann, weil man annimmt, daß er ſeinem Wirthe ſo viel Koſten als eben ſo viele Gemeine verurſacht. Dieſes vermehrt wieder die ideelle Zahl ſehr bedeutend. — Auf dieſe Art iſt es unſtreitig zugegangen, daß ſich 10,000 Mann zu Celle zu 60,000 Mann vermehrt haben.« — Die Mienen des Marſchalls waren während meines Vortrages immer milder geworden; als ich nun geendet, ſagte er mit vieler Gravität: »Ihr ſprecht methodiſch, Herr Präſident, wie ich es liebe, und wie es auch Se. kaiſerliche und königliche Majeſtät gern hat. Ich habe Euch völlig begriffen. So wird die Sache zugegangen ſeyn. Ja, ich muß jetzt geſtehn, daß euere

Deutsche Quartierungs-Methode mir gefällt — wohl verstanden, wenn die Proportionen zwischen den verschiedenen Graden und den Gemeinen richtig sind. Wir wollen die Sache auf sich beruhen lassen und zu Tisch gehen. Erzeigt mir die Ehre, Euch zu mir zu setzen.«

Bei Tisch unterhielt uns der Marschall viel von den wohlthätigen Absichten des Kaisers und Königs, und wie er diese auszuführen suche, denn auch ihm liege das Wohl der Völker am Herzen; wohlverstanden, wenn sie sich dem souverainen Willen Sr. kaiserlichen und königlichen Majestät gänzlich, wie es ihre Pflicht sey, unterwürfen.

Nachdem ich mich von meiner Reise ein Paar Tage erholt hatte, begannen wieder die gewöhnlichen gerichtlichen und literarischen Geschäfte, gewürzt durch das frohe und heitere Leben, von welchem ich schon berichtete, bis dieses auf eine ganz eigenthümliche Weise, durch eins der merkwürdigsten Ereignisse, die mir im Leben begegnet sind, unterbrochen wurde, von welchem ich jetzt erzählen werde.

Julie Kaufmann (von welcher schon früher ein paarmahl die Rede gewesen), die Tochter eines durch die Staatsveränderung außer Thätigkeit gekommenen Hannoverischen Cassenbeamten (welche am 8ten August 1793 zu Osterode geboren war), wurde im Sommer 1810

dadurch gleichſam Mitglied meiner Familie, daß ſie, ihres eigenen Beſtens wegen und zur Geſellſchaft meiner Frau, in mein Haus aufgenommen wurde. Seit dieſer Zeit war ſie in demſelben ſo behandelt, daß, wenn ſie unſere eigene Tochter geweſen wäre, ſie keine andere Behandlung, als die, welche ihr bei uns zu Theil wurde, würde haben erwarten können. Sie verdiente aber eine ſolche Aufnahme in hohem Grade, denn ihr Charakter war edel, ja erhaben. Nichts zeichnete ſie jedoch mehr aus, als das ſtete Beſtreben, durch Dienſte Dasjenige zu verdienen, was ihr Gutes widerfuhr. An unſern häuslichen Angelegenheiten aber, beſonders an dem Wohlſeyn meiner Kinder, die ſie als Geſchwiſter liebte, nahm ſie den innigſten Antheil. Nur eine in Eigenſinn ausartende Beharrlichkeit mußten wir öfter tadeln; da ſie dann geſtand, daß, bei dem beſten Willen, ſie dieſe Eigenſchaft nicht abzulegen vermöge. Ihr Temperament war ſanguiniſch-melancholiſch, indem ſie eben ſo ſehr zu einer ausgelaſſenen Freude und Luſtigkeit als zu einer nachgrübelnden Traurigkeit geneigt war. Sie hatte große Talente zur Declamation tragiſcher Scenen und liebte die Werke Schillers leidenſchaftlich. Der Tanz war ihr ein ſehr großes Vergnügen, dem ſie ſich nur zu ſehr hingab. Auch war ſie von Eitelkeit nicht freizuſprechen. Sie war weder ungebildet noch ſehr be-

leſen, ſondern ſie hatte einen anſtändigen und mittelmäßigen Grad der Bildung erhalten, ſo wie er ſich für ein junges Mädchen paßt, welches, in den Verhältniſſen des Mittelſtandes, die Pflichten einer Hausmutter zu erfüllen beſtimmt iſt. Ihr Körper war von ſo ſchönen Formen, und ihre Züge ſo regelmäßig, daß ihr Aeußeres allenthalben Bewunderung erregte, und ſelbſt ein Tizian würde ihre Schönheit mit Vergnügen nachgebildet haben. Völlig robuſt und von blühender Farbe hatte ſie nicht den entfernteſten Anſchein von Krankheit oder Schwäche. Ehe ſie jedoch zu uns kam, hatte ſie einige Mahle, doch nur wenige Tage lang, an ſehr heftigen, mit convulſiviſchen Bewegungen verknüpften Krämpfen gelitten, von denen ein unvorſichtiger Tanz und ein ihr zugefügter Aerger die Urſache geweſen ſeyn ſoll. Im October 1810 ging ſie mit uns, anſcheinend völlig geſund, von Einbeck nach Celle. Auch hier war ſie bis zum Sommer 1811 vollkommen wohl. Zu dieſer Zeit wurde ſie auf einmahl, ohne daß irgend eine äußere Urſache uns davon bekannt geworden wäre, von den heftigſten convulſiviſchen Krämpfen befallen. Dieſe ſtellten ſich plötzlich ein, und ihre Dauer war ſehr verſchieden; ſie währten von 10 Minuten bis zu 8 Stunden, und waren oft von einer ſo furchtbaren Beſchaffenheit, daß man eine ſich entwickelnde Epilepſie befürchten

konnte. Oft war ſie Monate lang gänzlich davon befreit, dann war ſie wieder täglich damit behaftet. Dieſer furchtbare Zuſtand nahm in der Folge einen andern Charakter an; ſie ſank in lang anhaltende Ohnmachten, und begann zuletzt, aus dieſem gleichſam erwachend, in einem wunderbaren Zuſtande der Extaſe zu reden. Sie glaubte ſich gewöhnlich in den Himmel verſetzt und unterhielt ſich mit Gott, den Engeln und den abgeſchiedenen Seelen in den erhabenſten Ausdrücken, und gewöhnlich in den richtigſten Jamben, wobei jedoch eine Nachahmung der Diction Schillers offenbar vorlag. Oft ſchilderte ſie Naturſcenen des Himmels: das Aufgehen der nähern Sonne, des größern und hellern Mondes, oder das Brauſen des Weltmeers, über welchem ſie in heiterer Ruhe zu ſchweben glaubte. Ihre Gebete waren in dieſem Zuſtande ſo rührend, daß die Zuhörer ſich nicht der Thränen enthalten konnten: es waren gleichſam Hymnen, und ſie wurden in ſo ſchönen Rhytmen geſprochen, daß man dieſes nicht genug zu bewundern vermochte. Wie oft habe ich nicht bedauert, ihre rührenden Gebete nicht niedergeſchrieben zu haben! — Ich glaube, es war ungefähr am Ende des Jahres 1811 oder Anfangs 1812, als dieſer Zuſtand ſich ferner dahin änderte, daß ſie in ſolchem Menſchen zu erkennen und auf ihre Umgebungen Rückſicht zu nehmen anfing.

Dann kam es darauf an, in welcher Scene ſie ſich ſelbſt befand, um zu beſtimmen, auf welche Art ſie ſich mit den Anweſenden unterhalten ſollte. War ſie ſelbſt in ihren Ideen auf Erden, ſo ſprach ſie ſo vernünftig, geiſtreich und witzig von irdiſchen Umſtänden, daß oft ſelbſt meine Hausgenoſſen ſie für völlig geſund hielten. Nur ich kannte an Umſtänden, die ſo ſchwer zu beſchreiben ſind, daß ich Worte für ſie nicht finden kann, ihren krankhaften Zuſtand. Es war in dieſem eine Heiterkeit über ihr Geſicht verbreitet, welche ſie im gewöhnlichen Leben nicht hatte. Zu dieſem ging ſie meiſtens durch Gähnen und Augenreiben über (wie eine aus dem Schlafe Erwachende), da ſie dann von Allem, was ſie in dem exaltirten Zuſtande gethan, geſagt und geſehen hatte, nichts wußte. Oft hat ſie in dieſem Zuſtande mit uns, und zwar mit ſehr verſtärktem Appetit, gegeſſen, und ſogar iſt ſie einige Mahl in ſolchem mit mir ins Freie und weit hin ſpazieren gegangen. War ſie in dieſem Zuſtande im Himmel, ſo waren wir Engel, oder abgeſchiedene Seelen. Erſchien dann Jemand in ihrer Nähe, ſo verwunderte ſie ſich, daß er ſchon geſtorben, und erkundigte ſich nach der Erde und den Bekannten, welche ſie auf ſolcher zurückgelaſſen. Dieſe Scenen waren äußerſt rührend: mehrere Mahle waren die ſämmtlichen Anweſenden und ich ſelbſt davon auf das äußerſte

ergriffen. Einſt ſagte ſie mir in einem ſolchen Zuſtande: »Auf Erden warſt du Präſident: ich befürchte, du wirſt hier Langeweile haben, da du hier im Himmel weder eine Rechtswiſſenſchaft ſchreiben, noch Proceſſe ſchlichten kannſt.« — Es war fortdauernd völlig unmöglich, ſie zu dem regelmäßigen Gebrauche von Arzeneien zu bewegen. Nur ſehr unregelmäßig nahm ſie die ihr von dem Hofmedicus Kölkr (jetzigem Medicinalrathe, einem vortrefflichen und berühmten Arzte und geiſtreichen Dichter zu Celle) verordneten Mittel, wobei es dieſer ſorgſame Arzt keineswegs an Ermahnungen und Vorſtellungen bei der Kranken fehlen ließ.

Dieſer Krankheitszuſtand hatte vorzüglich in den mittlern Monaten des Jahres 1812 Statt. Angewandte Bäder ſchienen in ſoweit von Wirkung geweſen zu ſeyn, daß die Zufälle, wie ich ſie geſchildert habe, ſeltener wurden, und am Ende des Jahres faſt gänzlich ſchwanden.

Doch die Heilung war keineswegs erfolgt, die Natur mußte, um dieſe zu bewirken, ein kräftiges, vielleicht das äußerſte Mittel bei Nervenkrankheiten, anwenden, um zu dieſer zu gelangen. Es war am 4ten Januar 1813, Abends um 10 Uhr, als ſich zum erſten Mahle ein bis zum Hellſehen ausgebildeter Somnambulismus, ſo wie er nur nach der Einwirkung eines Magnetiſeurs

sich in seiner höchsten Potenz darstellen kann, bei ihr zeigte. Jetzt deutete sie die Art und Weise an, wie ihre Krankheit, durch genaue Beobachtung einer Menge von kleinlich und willkührlich erscheinender Vorschriften geheilet werden könne; dabei hatte sie helle Blicke nicht nur in die örtliche Ferne, sondern auch in die Zukunft. Mit unendlicher Geduld und Beharrlichkeit, ergriffen von der Erhabenheit eines solchen Naturprocesses, befolgten meine Hausgenossen und ich, vorzüglich aber meine edele Frau, welche die Kranke mit mehr als mütterlicher Zärtlichkeit pflegte, und auch hierdurch die Vortrefflichkeit ihres Charakters auf eine wahrhaft ehrwürdige Weise darlegte, und eine nachbarliche Freundinn, Sophie Helmke (deren Name hier mit innigem Danke, den sie auf das vollgültigste von uns verdienet, genannt sey), die Vorschriften der Kranken, welche von drei Aerzten, dem Geheimen-Rathe Marcard, Brunnen-Arzte zu Pyrmont, dem Hofmedicus Köler und dem Hofmedicus Schmidt, die Protocolle über die Erscheinungen zu führen nicht versäumten, genau beobachtet wurde.

Auch diese Aerzte waren der Meinung, man müsse hier die Natur, ohne störend einzuwirken, allein ihren Zweck verfolgen lassen.

Das Resultat dieser Anstrengungen der Natur war die vollständigste Heilung der Kranken, welche in der

Nacht des 25sten Januars, ihren Vorherſagungen gemäß, erfolgte. Elf Jahre, ſechs Monate hat ſie ſeit dieſer Zeit noch gelebt, ohne daß ſich je eine Spur ihrer Krankheit wieder gezeigt hätte, vielmehr, ihre Todeskrankheit ausgenommen, von welcher ich erzählen werde, wenn ich in meinen Mittheilungen bis dahin gekommen, hat ſie ſich ſtets der blühendſten Geſundheit erfreut, ſo daß ſie auch nicht ein einziges Mahl einen Arzt um Rath zu fragen nöthig gehabt hat.

Juliens Krankheitsgeſchichte habe ich in einem eigenen Buche beſchrieben, dem die Protocolle, welche die Aerzte und ich aufgenommen haben, beigefügt ſind, und Marcard, bekanntlich bis dahin ein entſchiedener Gegner der Lehre vom animaliſchen Magnetismus, dann von deſſen Realität überzeugt, hat die Schrift mit einer Vorrede in das ärztliche, naturhiſtoriſche und philoſophiſche Publicum eingeführt. Aehnliche, ganz allein durch die Kräfte der Natur hervorgebrachte Erſcheinungen ſind nachher mehrfach beobachtet worden, aber keine von dieſen iſt merkwürdiger und, es ſey erlaubt es zu ſagen, wunderbarer, keine iſt genauer beobachtet und beſchrieben, keine durch das Beiſeyn von unbefangenen Aerzten beſſer documentirt *).

*) Die gedachte Schrift hat den Titel: »Geſchichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten anima-

Das Aufsehen war außerordentlich, welches diese Schrift in Deutschland und Frankreich erregte, und in beiden Ländern ist sie auch jetzt noch nicht vergessen *); sie zog mir aber auch Angriffe, und sogar Anfeindungen zu; denn so sind unter den Menschen Viele: das Große und Schöne beleidigt sie so sehr, daß sie selbst mißgönnen, es nur geschaut zu haben. Ja, sollte man es glauben? es gab so niedrig organisirte Seelen, daß sie andeuteten, unsere Julie könne auch wohl eine Betrügerinn seyn: als wenn es denklich wäre, daß Jemand Jahre lang an Epilepsie grenzende Krankheits-Erscheinungen zu heucheln, und sich Wochen lang beobachtenden Aerzten dar-

---

lischen Magnetismus und der durch denselben bewirkten Genesung, von Friedr. Karl v. Strombeck. Mit einer Vorrede des Geheimen-Raths Dr. Marcard.« Braunschweig, 1813. — „Die Französische Uebersetzung führt den Titel: »Histoire de la guérison d'une jeune personne par le magnétisme animal, produit par la nature elle-même. Traduit de l'allemand du Baron Fréd. Charles de Strombeck. A Paris, à la librairie gréque etc. 1814.«

*) Noch am 20sten August 1828 bekam ich ein Schreiben aus Paris von dem Professor des königl. Atheneums, A. Bertrand, in welchem mir derselbe mehrere Fragen in Beziehung auf meinen Bericht vorlegt, und in gleicher Hinsicht von dem Dr. Koreff zu Paris (königl. Preuß. Geh. Ober-Reg.-Rath), unter dem 6ten November desselben Jahres.

zuſtellen geneigt ſeyn könne, lediglich um das Vergnügen zu haben, von ſich ſprechen zu laſſen! — Doch oft liegt auch ſolchen Behauptungen nur Eigenliebe (die Sucht klüger als Andere ſcheinen zu wollen) zum Grunde, wie bei der Behauptung: der unglückliche Kaspar Hauſer ſey ein Betrüger! — Mehr ſcherzhafter als ernſthafter Beſchaffenheit war ein Angriff des Weſtphäliſchen Staatsraths von Coninx, den ich daher vielleicht zu ernſt aufgenommen und zu nachdrücklich beantwortet habe *).

---

*) Oken hat ſich über mein Buch ausführlich geäußert in der Jen. A. L.-Z. Erg.-Bl. 1814, Nr. 28; 1816, Nr. 96; Blumenbach in den Gött. gel. Anz. 1815, St. 97; das Journal des Débats, 9. Oct. 1814; das Morgenblatt 1816, liter. Beil. Nr. 1.; die Miscellen für die allgem. Weltkunde, 1. Dec. 1813, Nr. 96; Kieſer, im Syſtem des Tellurismus, erwähnt öfter meiner Schrift.

Des Staatsraths von Coninx Gegenſchrift hat den Titel: Lettre à Mademoiselle *******. Sur l'Histoire d'un magnétisme animal produit par les seuls efforts de la nature etc. par M. le Baron de Strombeck, par un ami de la vérité. à Cassel, de l'imprimerie royale. 1813.

Meine Antwort: Nachtrag zu der Geſchichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animaliſchen Magnetismus, nebſt einigen beiläufigen Bemerkungen über den Brief eines Wahrheitsfreundes an Mademoiſelle ***** über dieſe Schrift. Braunſchweig und Caſſel, 1813.

Ich möchte meine geneigten Leſer auffordern, meine angeführte Darſtellung der wundermäßigen Erſcheinungen, von denen ich hier nur kurz berichte, zu leſen; dann wird es ihnen nicht auffallen, wenn ich bekenne, daß ſie einen ſehr bedeutenden, ja, was meine naturphiloſophiſchen Ideen anbetrifft, einen entſcheidenden Eindruck auf mich gemacht haben. — Was ſcheinet verſchiedenartiger zu ſeyn als Gegenwart und Zukunft? Die erſte berührt uns gleichſam, die andere iſt noch nicht vorhanden. — Aber in ihren Keimen iſt auch ſie ſchon da, und nach den Geſetzen der Cauſalität entwickelt ſich ein Ereigniß aus dem andern. Macht der Wille des Menſchen hierbei eine Ausnahme? — Iſt er ſo frei, daß er nur von ſich ſelbſt abhängt? Dann iſt er das erſte Glied einer Kette von Ereigniſſen, die in ihm gleichſam den erſten Embryo *) finden, von welchem Geſchlechter von Ereigniſſen hervorgehen ſollen. — Oder iſt es eine Täuſchung, wenn wir glauben frei zu ſeyn, ſo wie wir uns unſtreitig täuſchen, wenn wir im Traume willkührlich zu handeln glauben? — Wir ſind geboren von Aeltern, deren Körper- und Geiſtes-

*) Bei den Griechen bezeichnete ἔμβρυον unſer Embryo und Foetus; γονή, das geborne oder in der Geburt begriffene Kind.

Eigenſchaften ſehr häufig ſogar ſichtbar auf uns übergingen; wir empfangen eine Erziehung (im weiteſten Sinne des Worts), die in frühen Jahren völlig unauslöſchliche Eindrücke macht; aus dem erſten Keime des körperlichen und geiſtigen Daſeyns entwickelt ſich, durch den Proceß des Lebens, ein Baum in unſerm Innern, deſſen Schöpfer wir nicht ſind. Jetzt wirkt und ſtürmt die Gegenwart auf uns ein: wir handeln, und wir zweifeln nicht, frei zu handeln; iſt dieſe Ueberzeugung Täuſchung? — Selbſt das ſonſt rückſichtloſe ſtrenge Geſetz nimmt an, der Arme, der, um dem Hungertode zu entgehen, nach dem Brote des Andern griff, habe nicht frei gehandelt, und läßt ihn ſtraflos: aber iſt die Lage ſehr verſchieden des armen Geſchöpfes, welches, erſchreckt von dem Bilde der Schande, beſtürmt und betäubt von den Wehen der Geburt, ſich an der Frucht ihres Leibes vergreift? — Wenn ich nun ſah, daß Julie zukünftige, ſelbſt vom Willen Anderer abhängige Ereigniſſe zum Voraus ankündigte; wenn ich in den Schriften über die Erſcheinungen des animaliſchen Magnetismus (von welchen ich eine kleine Bibliothek zuſammengebracht habe) in dieſer Beziehung noch unendlich viel wichtigere und entſcheidendere Thatſachen fand; wenn ich dieſes alles mit den Orakeln des Alterthums, mit den Vorherſagungen der Propheten, ja, mit der Allwiſſenheit des

höchſten Weſens in Verbindung ſetzte: — dann, ich geſtehe es, fand ich die Zweifel gegen die menſchliche Freiheit, wie ſie Philoſophen des Alterthums und auch neuerer Zeiten aufſtellten, wenigſtens von der Stärke, daß ſie wohl im Stande ſeyn möchten, den denkenden Menſchen zu beunruhigen. Verſteht ſich jedoch nur, indem er philoſophirt: denn das Leben, wie es ſich praktiſch geſtaltet, iſt ſo beſchaffen, daß wir in der Regel eigene und fremde Handlungen für freie anſehen müſſen; freilich für mehr oder weniger freie, — ſo viel es uns die Geſetze, wenn wir als Richter handeln, erlauben. — Den großen Vortheil haben Betrachtungen dieſer Art, daß ſie uns human und zur Verzeihung geneigt machen. Uebrigens verſteht es ſich, daß Betrachtungen der vorhergehenden Art, welche keineswegs auf Neuheit Anſpruch machen können, für denkende und wohlwollende Menſchen geſchrieben ſind; ſtupide und böswillige (Dummheit und Bosheit ſind nur zu oft gepaart) werden Gift daraus ſaugen, und den Verfaſſer einer Hinneigung zum Fatalismus und Materialismus beſchuldigen, von denen er (der den Geiſt der Allmacht allenthalben erkennet, der ſogar mit Rührung ſagt, indem er ſeine Steine anſchaut: te Deum saxa loquuntur) weit entfernt iſt.

Auch in der Beziehung war Juliens Somnambu-

lismus für mich entſcheidend, daß er mich mit neuem Eifer für das Studium der Naturwiſſenſchaften, die ſpäterhin mein Leben ſo ſehr verſchönt und erheitert haben, erfüllte; ſelbſt die Medicin nicht ausgenommen. Ich wurde jetzt gewohnt, meine eigenen körperlichen Zuſtände ſo genau zu beobachten, daß ich, nun deutlicher die mir ſchädlichen Potenzen erkennend, davon den entſchiedenſten Nutzen gehabt habe. Zog ich auch, wie ſehr ſelten der Fall, bei einer Geſundheits-Störung einen Arzt zu Rathe, ſo waren es doch nur von mir angegebene Mittel, welche ich anwandte, und von denen der Arzt mir nur die Quantitäten beſtimmte. Jene erneute Hinneigung zu den Naturwiſſenſchaften führte mich dann ſpäter (als mir größere Muße zu Theil geworden) vorzüglich der Mineralogie, Geologie und Geognoſie zu; Wiſſenſchaften, welche durch die Bergreiſen, zu denen ſie Veranlaſſung gaben, auf meine Geſundheit und auf mein körperliches und geiſtiges Wohlſeyn den entſchiedenſten Einfluß hatten. — So kettet ſich ein Ereigniß an das andere, im Privatleben, wie in dem großen Leben der Staaten!

Der einer Völkerwanderung gleiche Zug Napoleons gegen Rußland hatte im Sommer und Herbſte des Jah-

res 1812 ſtattgefunden; am 7. September war an der Moskowa gekämpft, und am 14ten zog Napoleon in den Kreml ein. Durch ein Unternehmen, das in der Geſchichte kaum ſeines Gleichen hat, und durch deſſen Erfolg ſelbſt, hatte er ſich dem Unglücke und der rächend auf ihn eindringenden, bald ihn verfolgenden Nemeſis überliefert. Ein großes Glück wäre es für ihn geweſen, noch am 17ten Auguſt bei Smolensk total geſchlagen worden zu ſeyn. Am 19ten October räumte er Moskau, und im November ging die große Armee zu Grunde: ein Heer, dem an Größe und Schönheit die Geſchichte kein anderes an die Seite ſtellen kann. Das berühmte 29ſte Bülletin der großen Armee (welche ſchon aufgehört hatte, eine Armee zu ſeyn), ausgefertigt zu Molodetſchno den 3ten December 1812 *), verkündete dieſes dem erſtaunten Erdball.

Am 5ten Januar 1813 nahmen die Ruſſen unter Wittgenſtein ſchon von Königsberg Beſitz; am 2ten März überſchritten ſie die Oder; am 4ten war Czerniſcheff in Berlin; am 12ten räumten die Franzoſen Hamburg (wieder eingenommen am 30ſten März durch die Franzoſen und Dänen), und am 20ſten April wurde

*) Der Weſtphäl. Moniteur enthielt es in der Nr. 506, vom 23ſten December 1812.

das Morandſche Corps zu Lüneburg von Dörnberg und Czerniſcheff vernichtet. Zwar hatte dieſer Sieg, der erſte dieſes Krieges auf Deutſchem Grund und Boden, keine weitere Folgen; denn kaum war er errungen, als man vernahm, Davouſt, Fürſt von Eckmühl, ſey mit einem bedeutenden Armee-Corps im Anzuge, welches die verbündeten Generale beſtimmte, mit den Gefangenen und der Beute auf das rechte Elbufer zurückzugehen. Bald nachher erſchienen jedoch Abtheilungen von Koſacken unter den Befehlen des Generals Dörnberg wiederum auf dem linken Elbufer, und ſo war denn ein, wenn auch nicht bedeutender, Theil des Kriegstheaters zwiſchen der Elbe und Aller. — So viel kann ſich binnen einem Jahre ändern! Wer hätte ſolch einen Wandel der Dinge für möglich geachtet, als am 24ſten Februar 1812 Napoleon mit Preußen, am 14ten März deſſelben Jahres aber mit Oeſtreich ein Bündniß abſchloß!

Zu Celle erfuhren wir nie oder ſelten etwas Sicheres von dem, was in unſerer Nachbarſchaft vorging; wie es uns denn auch gänzlich an einer nur einigermaaßen genügenden Kenntniß von demjenigen fehlte, was an der mittleren Elbe und bei dem Heere des Vicekönigs, der in Magdeburg beſonders thätig geweſen war, vorfiel. Die ſogenannten »Ueberſichten der Lage der Franzöſiſchen Armee im Norden,« ſo wie

ſolche der Weſtphäliſche Moniteur, von Paris aus, von Zeit zu Zeit enthielt *), waren höchſt unſicher, unzureichend und erſchienen nur ſpät; ſelten aber verirrte ſich ein Hamburger Zeitungsblatt bis zu uns. — So überraſchte es uns denn nicht wenig, als wir am Stillen Freitage, den 18ten April, früh Morgens beim Aufſtehen, die Straßen von Celle mit Koſacken (welche unter den Befehlen des Generals Dörnberg ſtanden) angefüllt ſahen. In aller Stille waren dieſe behenden Reiter bei Tagesanbruch eingerückt, und wurden nun bereits von den Einwohnern auf das freundſchaftlichſte aufgenommen, mit Speiſe und Trank erquickt, ja, vielfach mit Blumen bekränzt. Sie betrugen ſich aber auch auf das ruhigſte und geſetzteſte, und nie war es in Celle auf den Straßen ſtiller, als während jene Anwohner des Don auf denſelben bivouakirten. So ging auch der 19te hin. Tags darauf, am erſten Oſtertage, Mittags, verbreitete ſich auf einmahl das Gerücht, die Franzoſen ſeyen gegen die Stadt im Anzuge. Ein allgemeiner Schrecken entſtand unter den Einwohnern, man dachte an nichts als Plünderungen und Gewaltthätigkeiten. Sofort verſammelten ſich die Koſacken

*) S. z. B. die „Ueberſicht vom 20ſten April im Moniteur vom 3ten Mai (Nr. 122, 1812.).

das Morandſche Corps zu Lüneburg von Dörnberg und Czerniſcheff vernichtet. Zwar hatte dieſer Sieg, der erſte dieſes Krieges auf Deutſchem Grund und Boden, keine weitere Folgen; denn kaum war er errungen, als man vernahm, Davouſt, Fürſt von Eckmühl, ſey mit einem bedeutenden Armee-Corps im Anzuge, welches die verbündeten Generale beſtimmte, mit den Gefangenen und der Beute auf das rechte Elbufer zurückzugehen. Bald nachher erſchienen jedoch Abtheilungen von Koſacken unter den Befehlen des Generals Dörnberg wiederum auf dem linken Elbufer, und ſo war denn ein, wenn auch nicht bedeutender, Theil des Kriegstheaters zwiſchen der Elbe und Aller. — So viel kann ſich binnen einem Jahre ändern! Wer hätte ſolch einen Wandel der Dinge für möglich geachtet, als am 24ſten Februar 1812 Napoleon mit Preußen, am 14ten März deſſelben Jahres aber mit Oeſtreich ein Bündniß abſchloß!

Zu Celle erfuhren wir nie oder ſelten etwas Sicheres von dem, was in unſerer Nachbarſchaft vorging; wie es uns denn auch gänzlich an einer nur einigermaaßen genügenden Kenntniß von demjenigen fehlte, was an der mittleren Elbe und bei dem Heere des Vicekönigs, der in Magdeburg beſonders thätig geweſen war, vorfiel. Die ſogenannten »Ueberſichten der Lage der Franzöſiſchen Armee im Norden,« ſo wie

ſolche der Weſtphäliſche Moniteur, von Paris aus, von Zeit zu Zeit enthielt *), waren höchſt unſicher, unzureichend und erſchienen nur ſpät; ſelten aber verirrte ſich ein Hamburger Zeitungsblatt bis zu uns. — So überraſchte es uns denn nicht wenig, als wir am Stillen Freitage, den 18ten April, früh Morgens beim Aufſtehen, die Straßen von Celle mit Koſacken (welche unter den Befehlen des Generals Dörnberg ſtanden) angefüllt ſahen. In aller Stille waren dieſe behenden Reiter bei Tagesanbruch eingerückt, und wurden nun bereits von den Einwohnern auf das freundſchaftlichſte aufgenommen, mit Speiſe und Trank erquickt, ja, vielfach mit Blumen bekränzt. Sie betrugen ſich aber auch auf das ruhigſte und geſetzteſte, und nie war es in Celle auf den Straßen ſtiller, als während jene Anwohner des Don auf denſelben bivouakirten. So ging auch der 19te hin. Tags darauf, am erſten Oſtertage, Mittags, verbreitete ſich auf einmahl das Gerücht, die Franzoſen ſeyen gegen die Stadt im Anzuge. Ein allgemeiner Schrecken entſtand unter den Einwohnern, man dachte an nichts als Plünderungen und Gewaltthätigkeiten. Sofort verſammelten ſich die Koſacken

*) S. z. B. die „Ueberſicht vom 20ſten April im Moniteur vom 3ten Mai (Nr. 122, 1812.).

und zogen, wie man ſagte, 900 Mann ſtark, den anrückenden Franzoſen durch die Vorſtadt Blumenlage, auf dem Wege nach Braunſchweig, entgegen. Es war der General Morin, welcher mit 4 Bataillons, 4 Stück Geſchütz und 800 Lanzenreitern gegen die Stadt in Anzug war *). Einer ſolchen Uebermacht mußten die hart angegriffenen Koſacken bald weichen, welche, um über die Aller zurückkehren zu können, nothwendig wieder durch Celle mußten, woſelbſt eine Brücke über dieſen hier ſchon ſchiffbaren Fluß führt. Heftig angreifend drangen nun die Franzoſen mit den ſich zurückziehenden Koſacken zugleich in die Stadt, und ſelbſt in den Straßen derſelben wurde das Gefecht mit der größten Erbitterung fortgeſetzt. Aus meinem Fenſter hatte ich das ſchreckliche Schauſpiel, zu ſehen, wie ein Koſack von einem Franzöſiſchen Lanzenreiter vom Pferde gehauen wurde, ohne daß er im Stande war, ſich mit ſeinen unbehülflichen Waffen zu wehren. Der Franzöſiſchen Reiterei folgte unter Trommelſchlag im Sturmſchritt Fußvolk, welches ſich in vier Bataillons auf dem Plane, wo ich wohnte, aufſtellte, und nachher, nachdem kein Ruſſe ferner in der Stadt war, regelmäßig die Wachen beſetzte. — Jetzt erholten ſich die Einwohner von ihrer

*) Weſtphäl. Moniteur, Nr. 131 von 1813.

Angſt und ihrem Schrecken; die Fenſterläden, welche aus Furcht vor Plünderung verſchloſſen waren, wurden wieder geöffnet, und am Abend um 6 Uhr war es, als wenn nichts Gefährliches vorgefallen wäre: man ging ſpazieren und ſchaute, wie die ſchöne Allerbrücke in Flammen ſtand, unnützerweiſe zuerſt angeſteckt von den Franzoſen, als die Ruſſen hinüber waren, nachher aber, als jene ſolche zu löſchen ſuchten, auf dem entgegengeſetzten Ufer, woſelbſt die Ruſſen die Nacht über blieben, von dieſen von neuem in Flammen geſetzt, ſo daß ſie ganz vernichtet wurde. Zwölf Koſacken, worunter zwei Officiere (der eine ein achtzigjähriger Greis), waren geblieben; ein verwundeter Koſack wurde in das Hoſpital gebracht, und dort von den Einwohnern Celle's auf das ſorgfältigſte verpflegt und reichlich beſchenket.

So waren wir friedlichen Einwohner einer offenen Stadt auf einmahl Zuſchauer von Kriegsſcenen geworden. — Um, unter Verhältniſſen der Art, Anordnungen auf meinen Braunſchweigiſchen Beſitzungen zu machen, reiſ'te ich am zweiten Oſtertage nach Braunſchweig, wo ich denn, über den Kampfplatz fahrend, den gräßlichen Anblick hatte, Leichen gefallener Koſacken, völlig nackt, auf den Feldern an der Heerſtraße liegen zu ſehen.

Nur wenige Tage blieben die Franzoſen zu Celle,

worauf ſich wieder einzelne Koſacken ſehen ließen, bis der Kriegsſchauplatz gänzlich auf das rechte Ufer der Elbe verlegt war.

Die traurigſte Folge der kurzen Beſetzung Celle's durch die Ruſſen war das Mißtrauen, mit welchem die Weſtphäliſche Regierung von nun an, noch bei weitem mehr als früher, über jede Aeußerung, jede Handlung der Bewohner der hieſigen Gegend wachte, wie denn auch dieſe wiederum (einer nahen Befreiung von den aufgedrungenen Verhältniſſen mit Gewißheit entgegenſehend) Fremde, die in Weſtphäliſchem Staatsdienſte zu ihnen geſandt waren, nicht ganz mehr (wenigſtens im Allgemeinen) mit dem vorigen Zutrauen behandelten, vielmehr in ihnen ſtille Widerſacher ihrer innigſten Wünſche erblickten. — Weſtphalens Staat beſtand, er war (außer von England, Portugal, Sicilien und Sardinien) von allen Europäiſchen Mächten anerkannt, deren Geſandte waren zu Caſſel, der König war mit ihren erſten Orden geziert, ſeine Gemahlinn war eine Deutſche Königstochter, er hatte das neue Königreich in Beſitz genommen, nachdem Se. Majeſtät der König von Preußen in einer wahrhaft rührenden Proclamation vom 24ſten Julius 1807 die Unterthanen der abgetretenen Provinzen ihrer Pflichten entlaſſen. — »Das Schickſal gebietet,« ſagte der edele, wahrhaft Deutſche Monarch,

»Der Vater ſcheidet von ſeinen Kindern! Ich entlaſſe euch aller Unterthanen-Pflichten gegen mich und mein Haus. Unſere heißeſten Wünſche für euer Wohlſeyn begleiten euch zu eurem neuen Landesherrn; ſeyd ihm, was ihr mir waret.« *) — Wenn ſo ein großer und edler König ſpricht, was ſoll denn der Staatsbeamte thun, der dem neuen Staate, in welchem ſein Vaterland verſchmolzen war, ſeine Dienſte widmet, und der dem neuen, ihm vom Schickſal aufgedrungenen Monarchen eidlich Treue verſprach? Soll er den Eid für ein Spielwerk achten? Soll er ſeinen Fürſten bei der erſten Gefahr verlaſſen? Oder ſoll er ſich an ſeine Eide gebunden halten, bis von neuem das Schickſal, alſo der Wille des Königs der Könige, entſchied und ihn ſeiner Eide entband? — Ich bin der letzten Meinung, und ich glaube, dieſe iſt es, welche mit der Ruhe der Staaten, mit dem Glücke ihrer Bürger, und vor allen mit den Geſetzen der Moral und Religion am meiſten in Uebereinſtimmung ſtehet. Nach dieſen Grundſätzen habe ich handeln zu müſſen geglaubt, und handelte damahls nach ihnen, als Weſtphalens Staat der Auflöſung entgegenging. Ich will es nicht verhehlen, daß mir dieſe Grundſätze hin und wieder (wiewohl nur auf

*) Hamburger-Correſpondent, 1807. Nr. 127.

kurze Zeit, denn das Wahre wird bald als ſolches erkannt) einigen Verdruß zugezogen haben. Doch alles dieſes habe ich längſt vergeſſen; nur das mir erzeigte Gute im Gedächtniſſe aufbewahrend und möglichſt zu vergüten ſuchend. Mit gerührtem Herzen muß ich aber hier noch rühmend erwähnen, daß, wie auch in unſerm Celle Verfolgungen der ſogenannten Hohen Polizei, der wahren Peſt Weſtphalens, ſich vielfältig kundgaben, und ſogar einer meiner Collegen, der Oberappellations-Rath von Zeſterfleth (ein harmloſer und völlig ruhiger Mann), deſſen Sohn zu Hamburg, von Patriotismus getrieben, in Ruſſiſchen Kriegsdienſt getreten war, nach Caſſel — doch auf eine völlig anſtändige, ſeinem Stande gemäße Weiſe — als wegen jener Thatſache verdächtig, geführt wurde, daß da der edele Juſtizminiſter Simeon als der eifrigſte Beſchützer der individuellen Freiheit auftrat, und ſehr bald die gänzliche Freilaſſung des Herrn von Zeſterfleth durch unmittelbare Verwendung bei dem Könige bewirkte. Mit einer recht innigen Freude ſchrieb er mir dieſes Ergebniß ſeiner Bemühungen unter dem 30ſten April und 1ſten Mai 1813, in einem während mehrerer Tage fortgeſetzten Briefe, der mir ſtets ein Denkmahl des edeln Sinnes jenes vortrefflichen Mannes ſeyn wird. — So endete dieſe Epiſode, und den Sommer über verlebten wir auf die gewöhnliche Weiſe,

ohne daß jedoch die alte Herzlichkeit und das vollkommen unbefangene Weſen allenthalben völlig hergeſtellt wären.

Wenn ich nun gleich, nach dem Obigen, weit entfernt bin, nachdem die vaterländiſche Verfaſſung wiederhergeſtellt, das Königreich Weſtphalen aber in ſein urſprüngliches Nichts zurückgeſunken iſt, mich gewiſſermaaßen entſchuldigen zu wollen, daß ich dem Souverain deſſelben, bis er aufgehört hat dieſes zu ſeyn, nicht nur treu, ſondern (um hier mich des alten vaſallitiſchen Ausdrucks zu bedienen) auch hold geweſen bin, wenn ich vielmehr mich deſſen, als einer Pflichterfüllung, noch jetzt rühme: ſo muß ich doch aufrichtig geſtehen, daß mir dieſe Pflicht keinesweges ſchwer geworden iſt. Der König von Weſtphalen ſowohl, als diejenigen ſeiner Miniſter, mit welchen ich in Geſchäfts- und auch in freundſchaftlicher Verbindung ſtand, ein Simeon, ein Graf Wolffradt, Männer, die in jedem Staate mit Ehren die höchſten Stellen bekleiden und mit Achtung genannt werden würden, waren mir, vom Beginne des Königreiches an, mit der größten Auszeichnung begegnet; jeder meiner Wünſche, den ich in Beziehung auf die Fürſtinn, deren Dienſte ich mein Leben geweihet

kurze Zeit, denn das Wahre wird bald als ſolches erkannt) einigen Verdruß zugezogen haben. Doch alles dieſes habe ich längſt vergeſſen; nur das mir erzeigte Gute im Gedächtniſſe aufbewahrend und möglichſt zu vergüten ſuchend. Mit gerührtem Herzen muß ich aber hier noch rühmend erwähnen, daß, wie auch in unſerm Celle Verfolgungen der ſogenannten Hohen Polizei, der wahren Peſt Weſtphalens, ſich vielfältig kundgaben, und ſogar einer meiner Collegen, der Oberappellations-Rath von Zeſterfleth (ein harmloſer und völlig ruhiger Mann), deſſen Sohn zu Hamburg, von Patriotismus getrieben, in Ruſſiſchen Kriegsdienſt getreten war, nach Caſſel — doch auf eine völlig anſtändige, ſeinem Stande gemäße Weiſe — als wegen jener Thatſache verdächtig, geführt wurde, daß da der edele Juſtizminiſter Simeon als der eifrigſte Beſchützer der individuellen Freiheit auftrat, und ſehr bald die gänzliche Freilaſſung des Herrn von Zeſterfleth durch unmittelbare Verwendung bei dem Könige bewirkte. Mit einer recht innigen Freude ſchrieb er mir dieſes Ergebniß ſeiner Bemühungen unter dem 30ſten April und 1ſten Mai 1813, in einem während mehrerer Tage fortgeſetzten Briefe, der mir ſtets ein Denkmahl des edeln Sinnes jenes vortrefflichen Mannes ſeyn wird. — So endete dieſe Epiſode, und den Sommer über verlebten wir auf die gewöhnliche Weiſe,

ohne daß jedoch die alte Herzlichkeit und das vollkommen unbefangene Weſen allenthalben völlig hergeſtellt wären.

Wenn ich nun gleich, nach dem Obigen, weit entfernt bin, nachdem die vaterländiſche Verfaſſung wiederhergeſtellt, das Königreich Weſtphalen aber in ſein urſprüngliches Nichts zurückgeſunken iſt, mich gewiſſermaaßen entſchuldigen zu wollen, daß ich dem Souverain deſſelben, bis er aufgehört hat dieſes zu ſeyn, nicht nur treu, ſondern (um hier mich des alten vaſallitiſchen Ausdrucks zu bedienen) auch hold geweſen bin, wenn ich vielmehr mich deſſen, als einer Pflichterfüllung, noch jetzt rühme: ſo muß ich doch aufrichtig geſtehen, daß mir dieſe Pflicht keinesweges ſchwer geworden iſt. Der König von Weſtphalen ſowohl, als diejenigen ſeiner Miniſter, mit welchen ich in Geſchäfts- und auch in freundſchaftlicher Verbindung ſtand, ein Simeon, ein Graf Wolffradt, Männer, die in jedem Staate mit Ehren die höchſten Stellen bekleiden und mit Achtung genannt werden würden, waren mir, vom Beginne des Königreiches an, mit der größten Auszeichnung begegnet; jeder meiner Wünſche, den ich in Beziehung auf die Fürſtinn, deren Dienſte ich mein Leben geweihet

hatte, auch für ſo manchen Dritten, der mich um ein Vorwort gebeten, oder ſelbſt für mich (wiewohl dieſes letzte nur höchſt ſelten der Fall war) vorgetragen hatte, war gewährt, und eine ehrenvolle Auszeichnung folgte der andern. So machte mir denn Dankbarkeit das, was ich für Pflichterfüllung hielt, ſehr leicht, ja (auch dieſes geſtehe ich gern) angenehm. Zutrauen vergalt ich mit Zuneigung, und Wohlwollen mit Treue.

Zu jenen Auszeichnungen, welche mir von dem Könige zu Theil wurden, darf ich hier noch nachträglich erwähnen, da ich es früher zu thun vergeſſen habe, daß mich derſelbe bereits unter dem 22ſten September 1812 zum Baron des Königreichs ernannt hatte. Es war dieſes nicht die gewöhnliche Verleihung, vermöge welcher, auf ausdrückliches Anſuchen, faſt alle Edelleute in Weſtphalen, deren Adel die letzten hundert Jahre, oder wohl nicht einmahl, überſchritt, dieſen mit dem Titel »Baron« beſtätigen ließen, ſondern es war ſolches ein beſonderes Zeichen des königlichen Wohlwollens, welches mich noch jetzt erfreut, da ich es durch eine tüchtige Verwaltung der Juſtiz, ſowohl in der mittleren, als in der oberſten Inſtanz, verdient zu haben die freudige und erhebende Ueberzeugung hege. Dieſe Verdienſte ſind denn auch in dem mir ausgefertigten Patente ausdrücklich als der Grund des königlichen Wohlwollens angegeben worden.

Am erſten Pfingſttage dieſes Sommers war ich zu Caſſel, der um jene ſchöne Zeit des Jahres dort gewöhnlichen Feierlichkeiten mich zu erfreuen, meine dortigen Freunde zu beſuchen, und auch um dem Könige meine Aufwartung zu machen. Auch dieſes Mahl wurde ich von ihm mit zuvorkommender Güte aufgenommen, indem er ſich mit augenſcheinlicher Theilnahme nach meinem und meiner Familie perſönlichen Wohlſeyn erkundigte. — Zu verwundern war indeß, daß man zu Caſſel noch nicht die mindeſte Ahnung von einer Gefahr für das Königreich zu haben ſchien; jedoch mit Ausnahme des Miniſters Simeon, welchem der Aufenthalt daſelbſt keinesweges mehr zuſagte. Beſtimmt äußerte er mir, daß er die Abſicht habe, ſobald es irgend thunlich, nach Frankreich zurückzukehren.

Zu Göttingen erneute ich die Bekanntſchaft des berühmten und mit Recht hochgeehrten Karl Villers, Verfaſſers des Coup-d'oeil sur les Universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne protestante *), durch welches Werk die Franzoſen zuerſt über dieſe Gegenſtände eine einigermaaßen richtige Vorſtellung empfingen. Dieſer vortreffliche Mann, damahls Profeſſor zu Göttingen, geboren im Elſaß, und ſchon in dieſer

*) à Cassel, de l'imprimerie royale, 1808.

Hinſicht mehr Deutſcher als Franzoſe, war der glühendſte Vertheidiger Deutſcher Wiſſenſchaft und Art, und zwar in ſo hohem Grade, daß er dadurch den einſeitigen Franzoſen zu Caſſel förmlich verdächtig wurde: eine Geſinnung und ein Streben, welches ihm, nach der Auflöſung des Königreichs Weſtphalen keineswegs vergolten iſt. War es nicht kühn, wenn Villers die Zueignung ſeines ſchönen Werks an den König von Weſtphalen alſo ſchloß: »L'auguste frère de Votre Majesté, l'Empereur Napoléon, en montant sur le trône de la France, qui sortoit d'un chaos de dix années, a trouvé tout à refaire: Votre Majesté, au contraire, parvenant au Gouvernement de pays jusqu'alors paisibles, jouit de l'avantage moins brillant, peut-être, mais plus doux et plus consolant d'avoir beaucoup à conserver, et tout à perfectionner.«? — Dieſes ſagte aber Villers zu einer Zeit, wo Deutſche dem Könige einreden wollten, Alles ſey umzuſchmelzen, und wir hätten nicht Manches oder Vieles, ſondern Alles von den Franzoſen zu lernen. Dabei war Villers der liebenswürdigſte Mann von der Welt; ſtets heiter, ſtets zu Gefälligkeiten bereit, ſchien er nur für Andere zu leben. Seine Reden waren eben ſo geiſtreich als beſcheiden, und indem er die Seele einer Geſellſchaft war, hätte man glauben ſollen, daß ſie es ſey, durch welche er ſich ſo

froh und glücklich fühle. — Damahls unterhielt ich mich mit ihm fast ausschließlich über die Erscheinungen des Somnambulismus, welche er zu Straßburg selbst vielfach beobachtet, und worüber er selbst ein Werkchen geschrieben hatte. Wenn ich in den Erscheinungen des animalischen Magnetismus, und vorzüglich in seiner höchsten Steigerung, dem Hellsehen, nichts weiter als die Krisis einer Nervenstörung, welche Krisis auch künstlich erregt werden könne, erblickte, und in dieser Hinsicht ganz der Lehre Stahls huldigte, dessen unsterbliches Verdienst um die Heilkunde auf der Ueberzeugung von der heilkräftigen Ordnung der Natur beruhet, welcher er alle Krankheiten, in sofern sie auf die die Harmonie des lebenden Organismus störenden Einflüsse folgen, beilegte, und sie demnach nicht als von der Natur nur Zugelassenes, sondern als von ihr Gegebenes, zur Entfernung jener Disharmonie Nothwendiges angesehen wissen wollte: — während ich dieser Ansicht war, blieb er so ziemlich bei den Vorstellungen Mesmers; ja er schien mir nicht ganz frei von Mysticismus zu seyn.

In den Tagen meines Aufenthalts zu Göttingen kamen auf einen Tag dorthin meine Frau und Julie, so daß nun Villers Gelegenheit hatte, die persönliche Bekanntschaft unserer liebenswürdigen, jetzt völlig geheil-

ten und von Geſundheit ſtrahlenden Somnambule zu machen.

Um die ſchöne heitere Pfingſt-Reiſe, ich möchte ſagen die letzte, die ich in ſo froher Umgebung gemacht habe, zu krönen, beſuchten wir, ehe wir nach Celle zurückkehrten, Salzderhelden (woſelbſt damahls mein jüngſter Bruder Georg den beſcheidenen Poſten eines Friedensrichters bekleidete, wodurch ich ihn in den öffentlichen Dienſt einzuführen gedachte), Einbeck, das liebe Gandersheim, dann Goslar, Harzburg, Ilſenburg, den Brocken, Blankenburg, wo zu der Zeit meiner Frauen Bruder, der jetzige Kammerdirector von Bülow, Präſident des Tribunals erſter Inſtanz war. Es war, möchte ich glauben, der ſchon geſchwundenen Jugend letztes Abendroth, eben ſo ſchön, ja vielleicht noch ſchöner als die Jugend ſelbſt, als ich (Proceſſe und Rechtswiſſenſchaft vergeſſend) begleitet von frohen Freunden und geiſtreichen Freundinnen, unter denen Julie die Krone war, die Roßtrappe beſtieg, und im Bodethale die ſchönerleuchteten Felſen bewunderte, die ich im Sande der Lüneburger Heide ſo ſehr entbehrte.

Erſt ſpät am Abend riſſen wir uns von dieſen Naturſchönheiten los, um in einer nicht unterbrochenen Reiſe nach Celle zurückzukehren, wohin wir, die Nacht zu Hülfe nehmend, in 24 Stunden gelangten.

Zu Celle allein mit meinen Amts- und literariſchen Arbeiten beſchäftigt, und mit Ruhe der Entwickelung der politiſchen Verhältniſſe, die täglich bedenklicher wurden, entgegenſehend, empfing ich unter dem 23ſten Auguſt ein Schreiben des Miniſters Simeon von wenigen Zeilen, in welchem er mich einlud, ſofort nach Caſſel zu kommen. Schon einige Wochen vorher hatte ich eine ähnliche Einladung empfangen, dieſe aber, da ich ſie für eine wohlwollende Aufforderung, die Reſidenz zu beſuchen, hielt, nicht erfüllt. Ich beeilte mich nun um ſo mehr, dieſer wiederholten Aufforderung ſchnell Genüge zu leiſten, und traf ſchon am 27ſten zu Caſſel ein. Der Miniſter empfing mich mit ausgezeichnetem Wohlwollen, und eröffnete mir, der beſtimmte Wille des Königs ſey, daß ich jetzt in den Staatsrath trete; wobei er mir nicht verhehlte, er ſelbſt würde nächſtens von Caſſel abgehen, und ſo erſchiene es weſentlich, daß Jemand, der der Franzöſiſchen Jurisprudenz ſo kundig ſey, wie er von mir die vielleicht zu gütige Meinung hegte, in den Staatsrath eintrete. »Ihr würdet,« fügte er hinzu, nicht »nur dem Willen des Königs entgegenhandeln, wenn Ihr die ehrenvolle Auszeichnung, die er Euch zugedacht hat, ausſchlüget, ſondern Ihr würdet Euch auch eine Laufbahn verſchließen, die ſich Euch eröffnet, und die Euch zu dem ausgedehnteſten Wirkungskreiſe führen

kann. Ueberdieß ſind die Umſtände jetzt von der Art, daß ein Ausſchlagen des königlichen Antrages, als auf einen Mangel an Zutrauen hindeutend, Euch ſehr verdacht werden könnte.« — Unter dieſen Umſtänden blieb mir nichts übrig, als ein Amt anzunehmen, deſſen Bekleidung jetzt allerdings ſehr mißlich erſcheinen konnte. Ging das Königreich Weſtphalen zu Grunde, ſo hatte ich keine Hoffnung, weder meinen Poſten zu Celle, noch den zu Caſſel zu behalten; blieb es aber beſtehen, ſo war der erſte, größerer Sicherheit und Unabhängigkeit wegen, weit vorzuziehen: auf keine Weiſe konnte ich alſo gewinnen. — Am 2ten September hatte ich eine Audienz bei dem Könige, in welcher er mir ſelbſt meine Ernennung zum Staatsrathe auf eine äußerſt gütige Weiſe zu wiſſen that, und gleich darauf erfolgte meine Einführung ſowohl in das Plenum des Staatsraths, als in die Section der Juſtiz und des Innern, der ich zugegeben wurde, und in welcher meine einzige Arbeit in dem Vortrage der Caſſations-Sachen, in denen die Erkenntniſſe in Franzöſiſcher Sprache entworfen werden mußten, beſtand. Es war alſo eine vollſtändige Kenntniß der Franzöſiſchen Gerichtsſprache hier erforderlich: ein Umſtand, der es nicht leicht machte, völlig taugliche Mitglieder für das Caſſationsgericht zu finden. Arbeiten anderer Art habe ich nie im Staatsrathe ge-

habt, und meine Functionen waren alſo genau dieſelben geblieben, mit dem einzigen Unterſchiede, der mir nicht beſonders erfreulich ſeyn konnte, daß ich in meinem neuen Amte gar keine Directorial-, ſondern lediglich Raths-Geſchäfte zu beſorgen hatte. Meine Collegen in der Section der Juſtiz und des Innern waren folgende höchſtgeachtete Männer. Die Herren: von Bar (Präſident der Section); von Biederſee; Baron von Coninx; Baron von Leiſt; Graf von Merveldt; Baron von Reineck; Graf von der Schulenburg-Emden. Die collegialiſchen Verhältniſſe waren die angenehmſten. Mit der größten Gründlichkeit und Ruhe wurden die Sachen vorgetragen und berathen; dann von dem Referenten das Urtheil zu Haus entworfen, welches der Genehmigung des ganzen Staatsraths, in welchem die Sachen kurz vorgetragen wurden, bedürftig war; denn wenn gleich, dem Weſen nach, die Section der Juſtiz und des Innern den Caſſationshof des Königreichs bildete, ſo hatte dieſe doch keine eigentliche Autorität, vielmehr ging ſolche lediglich von dem ganzen Staatsrathe aus, in dem der König ſelbſt den Vorſitz führte, der hierbei eine Geſchäftskenntniß und eine Gewandtheit in der Leitung der Berathung zeigte, die bei Fürſten außerordentlich ſelten ſeyn wird. — Ich glaube ſchon an einem andern Orte geſagt zu haben,

daß das ganze Justizwesen in Westphalen auf das vortrefflichste organisirt war, und ich kann dieses hier nur wiederholen. Wie viel hätte man hier vom Feinde lernen können!

Der Monat September ging mir unter meinen neuen Amtsbeschäftigungen und manchen Zerstreuungen hin, doch am Ende desselben zeigte es sich immer deutlicher, daß dem Königreiche Westphalen eine große und entscheidende Katastrophe bevorstehe. Die Hoffnung, wieder ein Deutsches Vaterland zu erhalten, lebte auf, und deutlich erkannte man, wie wenig populär die fremde Herrschaft geworden sey.

Auf eine in der That unbegreifliche Weise hatte man Französischer und sogar Westphälischer Seite nichts gethan, um die Hauptstadt des Königreichs vor einer Ueberrumpelung in Sicherheit zu setzen, obwohl es nur zu sehr bekannt war, daß eine bedeutende Masse leichter Russischer Reiterei unter den Befehlen des Generals Czernischeff in dem Rücken des Französischen Heeres mit außerordentlicher Kühnheit seine Züge bewerkstellige. Warnungen, die, dem Vernehmen nach, der Graf Reinhard, Französischer Gesandter zu Cassel, dieserhalb an das Hauptquartier hatte ergehen lassen, waren gänzlich unbeachtet geblieben; der König aber soll selbst Militair-Berichten in dieser Beziehung keine vollständige Auf-

merkſamkeit geſchenkt haben. — Dienſtags am 28ſten September weckte uns der Donner des Geſchützes, ungefähr um ſechs Uhr, aus dem Schlafe. Es hieß, die Ruſſen rücken an, und ſchon werde die Fulde-Brücke angegriffen. — Doch, ſtatt meine nur unvollſtändigen Erinnerungen hier niederzuſchreiben, will ich die amtliche Bekanntmachung der Regierung, ſo wie ſie der Weſtphäliſche Moniteur enthält *), folgen laſſen. Dieß Actenſtück iſt, ſo viel ich mich erinnere, im Weſentlichen der Wahrheit vollkommen gemäß abgefaßt: und wenn dasjenige ſehr übertrieben ſeyn ſollte, was von der Aufführung der Koſacken berichtet wird, wovon ich, in dem erzählten Maaße, in Caſſel nichts Beſtimmtes vernommen habe, und welches mit dem muſterhaften Betragen dieſer leichten Reiterei in Celle ſehr im Widerſpruche ſtehen würde: ſo ſind Uebertreibungen dieſer Art, beſonders in officiellen Darſtellungen der Aufführung des Feindes, nicht ungewöhnlich. Doch erinnere ich mich noch ſehr wohl, daß das Haus, und vorzüglich die Bibliothek des Miniſters des Innern, Grafen von Wolffradt, entweder bei der erſten, oder, wie mir wahrſcheinlicher iſt, bei der zweiten Einnahme Caſſels ſehr übel mitgenommen ſind.

*) 9ten October 1813. Nr. 272.

Officielle Nachrichten von der erſten Beſetzung Caſſels durch Czerniſcheff's Koſacken-Corps.

Caſſel, den 8. October.

Mehrere nach und nach in der Nacht vom 27ſten bis 28ſten Sept. angekommenen Berichte ſtimmten darin überein, daß ein feindliches, vom Ruſſ. General Czerniſcheff commandirtes Streifcorps mit forcirten Märſchen auf Caſſel anrücke und nur noch einige Stunden davon entfernt ſey.

Das Land war ringsum in dichte Nebel gehüllt, der jegliche Einziehung von Kundſchaft verhinderte und den ganzen Morgen über anhielt.

Das Leipziger Thor und die Fulda-Brücke wurden verrammelt und mit verſtärkten Poſten verſehen.

Um halb 8 Uhr begann das Kleingewehrfeuer am Leipziger Thore, wo der Feind erſchien, und von wo aus er in die Unterneuſtadt eindrang.

Einige 50 Huſaren vom Rgt. Hieronymus Napoleon, mit Flinten und Büchſen bewaffnet, thaten Infanterie-Dienſt und bewachten die Fulda-Brücke. Dieſer kleine Poſten unterhielt ein ſo wohl unterhaltenes Feuer, daß der Feind, obwohl er Geſchütz hatte, nicht weiter vordringen konnte.

Der König hatte ſich auf den alten Schloßplatz be-

geben, woselbst die Minister und vornehmsten Civil-, Militair- und Hofbeamte, Generale und General-Stabs-Officiere sich um Seine Person versammelten. Die Garde-du-Corps, die Grenadiere und Husaren von der Garde standen hier, nebst der Artillerie und mehrern Abtheilungen von Chevaurlegers und Jägern, unter den Waffen.

Um 9 Uhr gingen Se. Majestät, nachdem Sie im alten Schloß mehre Mahle Kriegsrath gehalten, mit Ihrer Escorte zum Frankfurter Thor hinaus und marschirten auf die Flanke des Feindes nach der unweit der Stadt belegenen neuen Mühle, woselbst die Fulda durchwatet werden kann. Der Divisions-General Allix blieb mit der Vertheidigung der Stadt beauftragt.

Nachdem alle Anstrengungen des Feindes, in der Gegend des Leipziger Thores, an dem Muthe und der Beharrlichkeit der kleinen Anzahl von Tapfern, die man ihm dort entgegenzusetzen vermocht hatte, gescheitert war, zog er sich auf den Forst zurück und verschwand bald darauf in den Wäldern, welche diese schönen Ebenen bekränzen.

Das Bataillon der Jägergarde, welches auf dem Wege unter dem Geschütz des Feindes aufgestellt war, desgleichen die Abtheilungen von Hieronymus Napoleon Husaren, hatten einige Mannschaft verloren.

Ein Paar der Brücke gegenüberſtehende Häuſer der Unterneuſtadt wurden von den Kanonen-Kugeln des Feindes leicht beſchädigt, deren eine auf den Ständeplatz niederfiel und einen Gärtner tödtete *).

Der übrige Theil des Tages, ſo wie die Nacht, vergingen vollkommen ruhig. Abends erblickte man die feindlichen Wachtfeuer hinter dem Dorfe Waldau; doch erloſchen ſie unvermerkt und man dachte das Streifcorps in weiter Ferne.

Mehrere Einwohner der Vorſtädte und des flachen Landes kamen jetzt in die Stadt, und ſchilderten mit traurigen Farben die üble Behandlung, welche ihnen von den Koſacken widerfahren war. Mehrere Perſonen waren bis aufs Hemde ausgezogen worden. Sogar das Eigenthum der Kranken im Hoſpitale der Charitee war nicht verſchont geblieben. In der Unterneuſtadt hatte der Feind das Caſtell geöffnet und die Gefangenen, nachdem er ſie beraubt, in Freiheit geſetzt. Einige Koſacken waren in der Gegend von Wolfsanger über die Fulde gekommen und überfielen das Schützenhaus, woſelbſt ſie ſogar die unbedeutendſten Kleidungs- und Hausrathsſtücke des Hausverwalters wegnahmen.

Den 29ſten war Alles ruhig. Die Koſacken waren

*) Die Miniſter reiſ'ten ab.

verſchwunden. Um 10 Uhr Morgens ſah man ein kleines vom General Zandt commandirtes Truppencorps, aus Cavallerie, Infanterie und Artillerie beſtehend, einrücken. Dieſe Truppen bivouakirten auf dem Ständeplatze.

Den 30ſten Nachmittags erſchienen die Koſacken am Forſte und machten Anſtalten, die Stadt aufs neue mit Geſchütz anzugreifen. Auf der Stelle wurden alle Anſtalten getroffen. Man ſtellte Truppen auf verſchiedenen Punkten auf, der Feind begann eine Kanonade, die keinen Schaden anrichtete, aber von dem Geſchütze der Stadt lebhaft erwiedert wurde. Nach zwei Stunden ward jedoch, wegen Ankunft eines Parlamentairs, das Feuer von beiden Seiten eingeſtellt.

Jetzt aber begannen die heftigſten Auftritte jeglicher Unordnung von Seiten eines trunkenen, ſinnlos wüthenden Pöbels *). Einige verwieſene Studenten, entwichene Gefangene, herbeigelaufene Elende, meiſt alle der Stadt fremd, hatten ſich ihnen zugeſellt. Dieſes Geſindel entwaffnete die Soldaten. Einige Koſacken, welche in die Stadt eingedrungen waren, wurden mit Ju-

*) Von ähnlichen Unruhen verlautete zwar nachher; doch müſſen ſie bei weitem nicht ſo bedeutend, als hier berichtet wird, geweſen ſeyn, denn, obwohl öfter auf den Straßen, habe ich nichts davon vernommen.

belruf und im Triumph empfangen. Die Husaren wurden beleidigt, mißhandelt; man wollte den General in Stücken hauen *).

Der Obergeneral sah sich nunmehr genöthigt, eine Capitulation zu unterzeichnen, die von keiner Seite publicirt wurde, worin aber festgesetzt war: daß die Westphälischen Truppen mit Waffen und Gepäck frei abziehen könnten, und daß den noch in der Stadt befindlichen Civil- und Militair-Angestellten, die keine geborne Westphalen wären, Pässe ertheilt werden sollten.

Kosacken-Abtheilungen zogen noch denselben Abend unter dem Obersten Dörnberg und einigen anderen Officieren in die Stadt und wurden von dem Pöbel mit Freudenruf empfangen **). Diese Detaschements waren bloß, um Lebensmittel für ihr Bivouak zu verlangen, abgeschickt; als sie aber in die Privathäuser kamen, entwickelten sie bald ihren Charakter. Einige auf dem Königsplatze versammelte Banditen trieben ihren Vandalischen Unfug so weit, daß selbst ein Russischer Officier die Unternehmungen dieser Wüthenden hindern zu müssen glaubte ***). Als die Nacht herankam, ward die

*) Ich zweifle an der Wahrheit.

**) Es hatte eine Verstümmelung der Bildsäule Napoleons auf dem Königsplatze Statt.

***) Die Officiere suchten überall Ordnung zu erhalten.

Nationalgarde unter die Waffen gestellt und besetzte einige Posten. Dennoch konnte sie nicht verhindern, daß die Casernen von dem Gesindel geplündert wurden.

Tags darauf, den 1sten October, um 10 Uhr Morgens, zog der General Czernischeff, von mehrern Officieren begleitet, an der Spitze einiger hundert Kosacken und Dragoner hier ein, und stieg im Berlepschen Hause auf der Bellevue-Straße ab.

Er ernannte den Oberstlieutenant Raschanowitsch sogleich zum Platzcommandanten von Cassel, und man fing an, mehrere Gegenstände aus dem Arsenale wegzuschaffen. Abends erschien eine Proclamation des Generals Czernischeff, worin er das Königreich Westphalen für aufgelöst erklärte, und die Einwohner aufforderte, unter die Fahnen der coalisirten Mächte zu treten.

Ein anderer vom Hrn. von Raschanowitsch erlassener Aufruf forderte die Einwohner von Cassel ebenfalls auf, in das Freicorps, das für England geworben wird, zu treten, und sich deßhalb beim Obersten von Dörnberg zu melden.

Den 2ten und 3ten October ward Alles, was an Cassen, Magazinen, Civil- und Militair-Depots aufgefunden werden konnte, weggeschafft. Mehrere vorgefundene Sachen blieben in den Händen der Kosacken, welche sie zu den niedrigsten Preisen verkauften. Es ist

leicht einzusehen, daß bei dieser Operation der Unterschied zwischen öffentlichem und Privat-Eigenthum minder scharf beobachtet wurde. Die Wagen und Pferde der Privatpersonen wurden in Requisition gesetzt und weggenommen.

Sonntags Morgens den 3ten October wurden der Präfect, der Maire, der Postdirector und mehre andere Personen in das Lager der Kosacken geführt, um als Geißeln mitgenommen zu werden. Der Municipalrath, der sich jetzt ohne Maire befand, versammelte sich alsobald, und bildete durch Adjunction mehrerer begüterter Personen und Staats-Beamten eine Commission zur Verwaltung der Stadt. Zu gleicher Zeit wurde die ganze National-Garde unter Waffen gestellt.

Nachdem alle diese Maaßregeln von dem Russischen General genehmigt worden, zog er um 2 Uhr mit allen seinen Truppen ab und richtete sich auf Münden. Abends waren nur noch einzelne Kosacken zu sehen.

Die Nationalgarde verstärkte hierauf alle Posten und schickte starke Patrouillen in alle Straßen. Sie machte mehrere, bei den Ereignissen am 30sten September auf freien Fuß gesetzte Gefangene wieder ausfindig und verhaftete sie. Mehrere Landleute, welche sich in der Stadt befanden, wurden von den Patrouillen in ihre Heimath zurückgeschickt, die Widerspenstigen aber

verhaftet. Auf die erhaltene Nachricht von einer aufrührerischen Versammlung außer der Stadt, begab sich die reitende Nationalgarde dahin, und trieb sie auseinander.

Die Nacht war vollkommen ruhig.

Den 4ten, 5ten und 6ten October ward die Ruhe fortdauernd von der Nationalgarde aufrecht erhalten.

Gestern, den 7ten, um 2 Uhr Nachmittags, rückten zwei Schwadrone von Hieronymus Napoleon Husaren, mehrere Schwadrone Französischer Ehrengarden, Lanciers, Dragoner und Jäger hier ein. Die Garde du Corps Sr. Majestät kam denselben Tag halb fünf Uhr an.

Abends war Schauspiel.

Heute um 10 Uhr rückten mehrere Infanterie-Colonnen hier ein. Der General Allix selbst kam mit Truppen an, und ließ alsobald folgende Actenstücke publiciren:

Proclamation.

Westphalen! Ein Haufen Kosacken ist in das Königreich eingedrungen, und hat auf kurze Zeit die Hauptstadt besetzt.

Der Anführer dieser Truppe, eine chimärische Gewalt sich anmaßend, wagte es, die Auflösung der heiligsten Bande, welche Euch an den Besten der Souverains knüpft, zu verkünden. —

Weſtphalen! er mißtrauete dem guten Geiſt, der Euch beſeelt, und Eurer Anhänglichkeit an den König!

Mit Ausnahme einiger Nichtswürdigen, die den Fahnen der Koſacken gefolgt ſind, hat Niemand ſeinen Worten Glauben beigemeſſen.

Die guten Bürger von Caſſel haben den Unordnungen Einhalt gethan, und die öffentliche Ruhe aufrecht erhalten. Weſtphalen! Se. Majeſtät wird mit Euch zufrieden ſeyn!

Die unter meinen Befehlen ſtehenden Truppen werden Euch für die Zukunft vollkommene Sicherheit und Ruhe verſchaffen.

Der König hat mich zu ſeinem Lieutenant ernannt, und, kraft der mir von Sr. Majeſtät vertrauten Gewalt, befehle ich allen Behörden, ihre Amtsgeſchäfte fortzuſetzen und dieſelben wieder anzuknüpfen, falls Zwang ſie zu deren Unterbrechung genöthigt haben ſollte.

Weſtphalen! ſetzt Eure friedlichen Beſchäftigungen fort, und rechnet auf Euren Beherrſcher, welcher nur mit Eurem Glücke ſich beſchäftigt.

Es ſind Ausſchweifungen begangen worden; die Geſetze werden darüber richten.

Im Hauptquartier zu Caſſel, 8ten October 1813.

Der Diviſions-General, Lieutenant Sr. Maj.

(unterz.) Allix.

Bei der so verspotteten Proclamation Czerniſcheffs hatte es jedoch ſein Bewenden. Das Königreich Weſtphalen, in ſeinem Haupte tödtlich verletzt, kam nur auf kurze Zeit wieder ins Leben.

So möge denn auch dieſe Proclamation, aus einem gewiß jetzt ſeltenen Exemplare hier abgedruckt, ein Beweis der Hinfälligkeit alles Irdiſchen ſeyn.

An die Bewohner des Königreichs Weſtphalen.

In dem Augenblicke, wo das Glück der Waffen Eure Hauptſtadt in meine Hände liefert, mache ich Euch im Namen Seiner Majeſtät des Kaiſers von Rußland, meines allergnädigſten Herrn, und auf Befehl Seiner königlichen Hoheit des Kronprinzen von Schweden, Oberbefehlshabers der Nordarmee von Deutſchland, hierdurch bekannt, daß das Königreich Weſtphalen (welches aus Provinzen zuſammengeſetzt wurde, die ihrem rechtmäßigen Oberherrn mit Gewalt entriſſen wären), von heute an aufhört; jedoch nicht, um es als erobertes Land zu behandeln, ſondern um es von der Franzöſiſchen Herrſchaft zu befreien. Die edeln Geſinnungen meines erhabenen Monarchen ſind bekannt: Deutſchland vom fremden Joche zu erlöſen, und der Welt den Frieden zu ſchenken, rief Er Seine Völker zu den Waffen, und

nicht eher wird Er gebieten, dieſelben niederzulegen, bis dies herrliche Ziel erreicht iſt.

Der höchſte Gott ſegnet ſichtbarlich dieß Unternehmen. Schon hat der Feind ſeit wenigen Wochen über 300 Kanonen und 100,000 Gefangene verloren. Baiern, Würtemberg ſind von ihm abgefallen, und der größte Theil von Deutſchland ſteht bereits gegen ihn unter Waffen.

Wer unter Euch ſich dieſem großen Bunde anſchließen will, und dadurch Beweiſe geben, daß er des Namens eines Deutſchen nicht unwürdig ſey, wird von uns mit Freuden aufgenommen werden, und wird unſer Bruder, unſer Kampfgefährte ſeyn, und der Kaiſer, mein Herr, wird ihn unter jedem Verhältniſſe zu ſchützen wiſſen.

Ich fürchte nicht, daß Einer von Euch ferner einer Regierung anhängen werde, welche im Augenblicke der Gefahr Euch kleinmüthig verließ. Sollte dieß aber geſchehen, und Jemand von Euch für dieſelbe und zum Nachtheil des allgemeinen Beſten etwas unternehmen, ſo werde ich gezwungen ſeyn, die ſtrengſte Ahndung auszuüben.

Caſſel, den 1ſten October 1813, 19ten September alten Styles.

General-Adjutant S. K. M. des Kaiſers aller Reußen,

von Czerniſcheff.

Die Section der Juſtiz und des Innern des Staatsraths ſetzte ſelbſt in dieſer Zeit ihre Arbeiten ruhig fort. Noch ſtets konnten die Angeſtellten es ſich nicht denken, daß eine Auflöſung des Königreichs ſo nahe bevorſtehe. Auch mußte dieſe für manchen rechtſchaffenen Beamten, der dem Hunger der Familie, dem Verluſte ſeiner Cautions-Capitale und, mit einem Worte, dem Bettelſtabe entgegenſah, als ein furchtbares Unglück erſcheinen.

Meine Familie, nicht ahnend, daß es zu Caſſel in dem Maße unſicher ſey, wie wir eben geſehen haben, und voll Sehnſucht, ſich, eben in den jetzigen Zeiten, wieder mit dem Hausvater zu vereinigen, hatte Celle verlaſſen, um ſich zu mir nach Caſſel zu begeben. Während dieſe Stadt von den Ruſſen beſetzt wurde, befanden ſich die Meinigen zu Salzderhelden (welcher Ort nahe bei Einbeck an der Heerſtraße von Hannover nach Göttingen liegt), bei meinem dort wohnenden Bruder. Die Briefe meiner Frau ſchilderten mir die Angſt, worin ſie meinetwegen ſchwebte: denn wie das Gerücht alles übertreibt, ſo zweifelte wenige Meilen von Caſſel Niemand daran, daß die geplünderte Stadt in Flammen ſtehe. Der Staatsrath, hatte man gefabelt, ſey bereits nach Siberien abgeführt worden. — Aber auch ich ſehnte mich nach der Wiedervereinigung mit Menſchen, die mir in der Welt die liebſten waren. So nahm ich

nicht eher wird Er gebieten, dieſelben niederzulegen, bis dies herrliche Ziel erreicht iſt.

Der höchſte Gott ſegnet ſichtbarlich dieß Unternehmen. Schon hat der Feind ſeit wenigen Wochen über 300 Kanonen und 100,000 Gefangene verloren. Baiern, Würtemberg ſind von ihm abgefallen, und der größte Theil von Deutſchland ſteht bereits gegen ihn unter Waffen.

Wer unter Euch ſich dieſem großen Bunde anſchließen will, und dadurch Beweiſe geben, daß er des Namens eines Deutſchen nicht unwürdig ſey, wird von uns mit Freuden aufgenommen werden, und wird unſer Bruder, unſer Kampfgefährte ſeyn, und der Kaiſer, mein Herr, wird ihn unter jedem Verhältniſſe zu ſchützen wiſſen.

Ich fürchte nicht, daß Einer von Euch ferner einer Regierung anhängen werde, welche im Augenblicke der Gefahr Euch kleinmüthig verließ. Sollte dieß aber geſchehen, und Jemand von Euch für dieſelbe und zum Nachtheil des allgemeinen Beſten etwas unternehmen, ſo werde ich gezwungen ſeyn, die ſtrengſte Ahndung auszuüben.

Caſſel, den 1ſten October 1813, 19ten September alten Styles.

General-Adjutant S. K. M. des Kaiſers aller Reußen,

von Czerniſcheff.

Die Section der Justiz und des Innern des Staatsraths setzte selbst in dieser Zeit ihre Arbeiten ruhig fort. Noch stets konnten die Angestellten es sich nicht denken, daß eine Auflösung des Königreichs so nahe bevorstehe. Auch mußte diese für manchen rechtschaffenen Beamten, der dem Hunger der Familie, dem Verluste seiner Cautions-Capitale und, mit einem Worte, dem Bettelstabe entgegensah, als ein furchtbares Unglück erscheinen.

Meine Familie, nicht ahnend, daß es zu Cassel in dem Maße unsicher sey, wie wir eben gesehen haben, und voll Sehnsucht, sich, eben in den jetzigen Zeiten, wieder mit dem Hausvater zu vereinigen, hatte Celle verlassen, um sich zu mir nach Cassel zu begeben. Während diese Stadt von den Russen besetzt wurde, befanden sich die Meinigen zu Salzderhelden (welcher Ort nahe bei Einbeck an der Heerstraße von Hannover nach Göttingen liegt), bei meinem dort wohnenden Bruder. Die Briefe meiner Frau schilderten mir die Angst, worin sie meinetwegen schwebte: denn wie das Gerücht alles übertreibt, so zweifelte wenige Meilen von Cassel Niemand daran, daß die geplünderte Stadt in Flammen stehe. Der Staatsrath, hatte man gefabelt, sey bereits nach Siberien abgeführt worden. — Aber auch ich sehnte mich nach der Wiedervereinigung mit Menschen, die mir in der Welt die liebsten waren. So nahm ich

Französischer Truppen, wieder in Cassel ein. Auch die Minister kehrten zurück.

Bereits durch ein königliches Decret vom 12ten hatte jedoch der Minister Simeon den geforderten Abschied erhalten, und der Minister des Innern, Graf Wolffradt, hatte das Justizministerium übertragen bekommen, dagegen das Ministerium des Innern provisorisch mit dem der Finanzen vereinigt wurde; unstreitig eine unglückliche und für den Moment höchst bedenkliche Vereinigung. Ich kann nicht sagen, wie sehr es mich ergriff, meinen mehrjährigen Gönner Simeon scheiden zu sehen; obwohl ein Mann an seine Stelle trat, den ich seit vielen Jahren ebenfalls als meinen Freund und Gönner kannte, und den ich jetzt noch, nachdem wieder zwanzig Jahre verflossen, als den wohlwollendsten und treuesten Freund verehre und liebe.

Sonntags am 24sten (also nachdem die Völkerschlacht, von welcher damahls in Cassel noch nichts Gewisses bekannt war, schon gekämpft) war am Hofe grosses Lever und feierliche Cour. — Wäre ich doch im Stande, dieses Schauspiel zu beschreiben, welches so sehr an die launigen Schilderungen des Abbate Casti erinnert, so wie es mir noch jetzt in dem Gedächtnisse schwebt. Jeder, der nur irgend hoffähig war, war erschienen (selbst die in dieser Hinsicht Zweifeln unterwor-

fenen Bureauchefs), und zwar in ſeinem größten Galla und mit einem unausſprechbaren Geſichte der Devotion. Das war ein Drängen, um von dem Könige bemerkt zu werden; das war eine Zuverſicht für den Sieg der guten Sache, wie man damahls die Sache Weſtphalens nannte! Ich hätte es Niemand rathen mögen, den entfernteſten Zweifel durchblicken zu laſſen. Das war ein Bewundern des Heldenmuthes des jungen Königs und der tactiſchen Trefflichkeit der beim erſten Angriff Caſſels ausgeführten Flankenbewegung! So etwas hätte einem Napoleon Ehre gemacht. — »Ich habe bei dieſer Gelegenheit Ordonnanz-Offiziers-Dienſte geleiſtet,« rühmte laut ein berittener Miniſter; unter der Miene, ſich über ſich ſelbſt ein wenig luſtig zu machen, ſeine Verdienſte um die Rettung des Staats hervorhebend. Und nun die gezwungene Freundlichkeit der Geſichter, die ununterbrochene Aufmerkſamkeit auf die kleinſten Bewegungen der allerhöchſten Perſon, die von der ganzen Schaar des Hofgefolges, den Großalmoſenier mit eingeſchloſſen, begleitet wurde. Ihr Könige, was werdet ihr getäuſcht! — Wie nun aber gar der König zu dem General von Schlieffen ging und ihn freundlich begrüßte! — — Dieſem hatte er ein Paar Tage früher die Großcommandeur-Decoration der Weſtphäliſchen Krone mit den Worten: »Si j'avais une plus belle re-

compense, je vous la donnerais« umgehangen, und dieß Ereigniß war im Moniteur mit folgenden Worten angezeigt:

»Durch ein Decret vom 16ten d. haben Seine Majeſtät den Commandeur von Schlieffen zum Großcommandeur des Kronordens ernannt. — Am Tage des feindlichen Angriffs der Stadt hatte dieſer ehrwürdige Greis, ſeine vier und achtzig Jahre vergeſſend, ſich mit dem lobenswürdigſten Eifer allenthalben, wo Gefahr war, hinbegeben, und dergeſtalt ſowohl das Beiſpiel der Ergebenheit an den König, als auch aller militairiſchen Tugenden gegeben. Als Se. Majeſtät ihm die große Halskette des Ordens umhingen, ſagten Allerhöchſtdieſelben ihm mit ganz beſonderer Huld: »»Wenn ich einen ſchöneren Lohn hätte, würd' ich ihn Ihnen ertheilen.««

Das war ein Gedränge um den würdigen Greis, ihn zu beglückwünſchen! Damahls ahnete er wohl nicht, daß er ſchon in wenigen Tagen ſein Großcommandeur-Coſtum mit ſeiner frühern Uniform vertauſchen würde, mit welcher er den Kurfürſten empfing; wobei er den ſteifen Heſſiſchen Zopf des vorigen Jahrhunderts keineswegs vergeſſen hatte. So ſchnell ändern ſich bei Revolutionen die Coſtume. — Martin Ernſt Freiherr von Schlieffen war früher Heſſen-Caſſelſcher

geheimer Staatsminiſter, General-Lieutenant und Commandeur der Garde du Corps zu Caſſel geweſen. Er ſuchte und erhielt 1789 ſeine Entlaſſung, trat aber ſogleich in königl. Preußiſche Dienſte als General-Lieutenant bei der Infanterie und Commandeur der Feſtung Weſel. Er war Ritter des ſchwarzen Adlerordens und Curator der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin.*) — Männer, die ſo hoch wie er und Schulenburg-Kehnert ſtanden, durften, bei ihrem Reichthum und ihrem hohen Alter, nicht in ſolche Verhältniſſe treten, als beide gethan haben. Die Dienſtbefliſſenheit Schlieffens bei dem Angriff Caſſels war weder verlangt, noch war ſie für einen ehemahligen Heſſiſchen und Preußiſchen Miniſter und General anſtändig; eben ſo wenig wie es für Schulenburg-Kehnert anſtändig war Weſtphäliſcher Staatsrath zu werden, nachdem er Friedrichs des Großen Miniſter geweſen war.

Die ungeheuren Reſultate der Völkerſchlacht bei Leipzig wurden nun auch in ihrem ganzen Umfange zu Caſſel bekannt, der König und die Miniſter reiſ'ten am

---

*) Seine gehaltvollen Schriften ſtehen in Meuſel's gelehrt. Teutſchland (5te Ausg.), Band VII. S. 164 verzeichnet.

26ſten October früh um 7 Uhr, nach einem zehntägigen Aufenthalt zu Caſſel, wiederum ab, und es erſchien folgende Proclamation:

»Seine Majeſtät der König fanden ſich durch den Drang der Umſtände veranlaßt, ſich von Ihren Staaten zu entfernen.

Indem Allerhöchſtdieſelben auf einige Zeit ſolche verlaſſen, hegen Seine Majeſtät das Zutrauen zu den biedern Geſinnungen Ihrer treuen Unterthanen, daß ſie ſich fernerhin mit eben der Ergebenheit und derſelben Ruhe, wodurch ſie ſich immer ausgezeichnet haben, betragen werden.

Caſſel, den 25ſten October 1813.

Der Rath der Miniſter des Königreichs,

(unterz.) Graf von Wolffradt, Juſtizminiſter.

Graf von Höne.

Der Finanzminiſter, mit dem Portefeuille des Miniſters des Innern beauftragt,

Graf von Marienrode.« *)

*) In Zinſerling's Weſtphäliſchen Denkwürdigkeiten (Berlin, 1814) ſind die Bezeichnungen der Tage der Rückkehr und Abreiſe des Königs und der Miniſter irrig und gewöhnlich um eine ganze Woche zu früh angegeben. Nach Zinſerling ſoll der König bereits am 19ten abgereiſet ſeyn. Der Moniteur beweiſet das Gegentheil. (Nr. 280. vergl. mit 282., wo ein Druckfehler verbeſſert iſt.) Am 22ſten war erſt der Dienſt des Staatsraths für das vierte Trimeſter feſtgeſetzt.

Den Abend des 25sten Octobers hatte ich noch bei dem Minister Grafen von Wolffradt in traulichem Gespräche zugebracht. Immer näher und näher schien nun die Katastrophe zu kommen. Tags darauf sandte der Minister früh Morgens zu mir, und ließ mir wissen, daß, wenn ich ihn noch einmahl sehen wollte, ich mich schnell zu ihm verfügen müsse; seine Abreise werde augenblicklich Statt haben. Ich eilte zu ihm, und sagte ihm, dem treuen, viel verkannten Vaterlandsfreunde, gerührt Lebewohl. Mehrmahls schon habe ich seiner Verdienste, besonders seiner Liebe zu dem alten Braunschweig erwähnt. Jetzo ist dieses alles, so ist der Lauf der Welt, so ziemlich vergessen. — Wer schätzt noch seine unsägliche, stets wesentlich auf Erhalten gerichtete Arbeit, von welcher ich oft Zeuge gewesen, während der fünf Jahre seines Ministerii des Innern, da es schon (wenigstens noch vor einigen Jahren, denn jetzt hat sich hierin die Zeit bedeutend geändert) ein großer Vorwurf war, mit Auszeichnung der Westphälischen Regierung angehöret zu haben? — Der Minister Simeon hatte während des Jahres 1808 treulich alle Französische Organisations- und Administrations-Gesetze, den Instructionen des Kaisers gemäß, nach Westphalen verpflanzt. Diese ins Leben treten zu lassen, bei den heterogensten und widerspänstigsten Elementen,

war dem Grafen Wolffradt vorbehalten. Die Aufhebung der beiden Universitäten, die nicht, ohne den Verderb aller, zu hintertreiben war, und die überdieß jeder Unparteiischer für zweckmäßig erkennen muß, — denn wozu fünf Universitäten in einem Lande von zwei Millionen Einwohnern? — wird, auf die ungerechteste Weise von der Welt, auf Wolffradts Rechnung gesetzt, da sie doch aus den Verhältnissen als nothwendig hervorging. — Aber, daß Halle, Göttingen und Marburg dadurch nicht nur überhaupt, sondern in ihrem vollständigen Zustande, erhalten werden konnten: dieses vergißt man gänzlich. — Kaum ist es aber wohl einmahl bekannt geworden, daß das Project schon beschlossen, und nahe daran war, in das Leben zu treten, jede Universität auf vier Professoren der drei oberen Facultäten, und sechs, höchstens acht für die philosophische, in ihrer ganzen Ausdehnung, zu reduciren, wobei denn die Gehalte der Professoren ebenfalls bedeutend reducirt werden sollten. — Merkwürdig ist es in der That, und ein sprechender Beweis der Flüchtigkeit der Tagsschriftsteller, wenn es im Conversations-Lexicon in dem Artikel »Johannes von Müller« heißt: »Es verdankt ihm Marburg sein Bestehen, Göttingen und Halle die Sicherung seiner Dotationen, und das Corps der Professoren von den aufgelöf'ten Universitäten neue Anstellungen oder Fortdauer

ihres Gehaltes.« — Wahrhaft wunderbar genug, daß Müller (dessen literarische Verdienste ihn freilich unsterblich machen) noch im Grabe solche Wirkungen hervorzubringen im Stande war, wiewohl schon in den letzten Jahren seines Lebens sich bei ihm, der niedergedrückt war von Kummer über seine Stellung, ein sehr bedeutender Mangel an Kraft gezeigt hatte. Müller starb nämlich am 29sten Mai 1809, die Frage über das Seyn oder Nichtseyn der Universitäten kam aber erst im October desselben Jahres zur Sprache. Die Wahrheit ist, daß dem Grafen Wolffradt das Verdienst zuzuschreiben, die Beibehaltung von drei Universitäten und ihre gewiß nicht stiefmütterlich besorgte Ausstattung durchgesetzt zu haben; wobei die Gerechtigkeit dazu auffordert, zu erwähnen, daß der Staatsrath Leist, Müllers Nachfolger als Studiendirector, als ein recht rüstiger Kämpfer für sein geliebtes Göttingen beständig aufgetreten ist.

Zu Bemerkungen dieser Art führt mich die Rückerinnerung an den Abschied von dem Grafen Wolffradt, einem alten Gönner und Freunde, den ich erst im April 1815 zu Wolfenbüttel wiedersah, nachdem er Paris, wo er sich bis dahin aufgehalten, nach Napoleons Rückkehr nach Frankreich, verlassen. Zu Wolfenbüttel hielt er sich nur wenige Tage auf, erkennend, daß die

Zeit unbefangener Beurtheilung noch nicht vorhanden, und begab ſich nach ſeinem Vaterlande Rügen, woſelbſt er (zu Bergen) in philoſophiſcher Muße den Wiſſenſchaften lebt.

Ich fahre jetzt in der Chronik der Caſſelſchen Ereigniſſe fort.

Bis zum 27ſten befanden ſich noch Franzöſiſche Truppen in der Stadt, und namentlich hielten noch ein Paar Lanzenreiter oder Dragoner zu Pferde vor dem Schloſſe des Königs Wache. Gegen Abend entfernten ſich auch dieſe. Nachts erſchien eine Ruſſiſche Patrouille, und am 29ſten rückte der Ruſſiſche General-Lieutenant Graf von St. Prieſt, General-Adjutant des Kaiſers, an der Spitze des achten Corps in Caſſel, unter einem ungeheuren Jubel des Volkes, ein.

Jetzt war das Königreich Weſtphalen definitiv verſchwunden, nur in einem Funken glimmte es fürs Erſte noch zu Magdeburg fort; in der That ein ganz eigener Zuſtand der Dinge *). Am 29ſten October erſchien

*) Unter dem 7ten November 1813 machte jedoch zu Frankfurt a. M. der Oberbefehlshaber der verbündeten Heere, Fürſt Schwarzenberg, bekannt: „daß es eine irrige Meinung ſey, als ob mit dem Einrücken der verbündeten Truppen die dermahlige Verfaſſung des Königreichs Weſtphalen aufgelöſ't ſey;“ ſie war es aber der That nach.

der Westphälische Moniteur ohne das königliche Wappen, jedoch noch in beiden Sprachen, am 31sten zum letzten Mahle, und zwar nur Deutsch.

Schon Tags zuvor hatte der Kurprinz von Hessen, unter dem Jubel einer zahllosen Volksmenge, seinen Einzug gehalten. Ich sah diesem ergreifenden Schauspiel in einem Hause an der Fuldebrücke zu, und zweifelte nicht, daß Beweise einer solchen treuen Liebe unauslöschliche Eindrücke in der Brust eines Fürsten zurücklassen müßten. Wer hätte es in der Stunde ahnen können, daß eben dieser Fürst einst, unzufrieden mit seinem Volke, seine Residenz außerhalb des Landes zu verlegen veranlaßt seyn würde?! Abends war die Stadt erleuchtet, und auf einem Ball im Opernhause bezeigte eine große Menge derjenigen Beamten Seiner Durchlaucht eben diejenigen devotesten Gesinnungen, welche sie sechs Tage vorher Seiner Majestät dem Könige eben so devot und eifrig an den Tag gelegt hatte. Noch größer war das Freudengeschrei des Volkes, als am 21sten November der Kurfürst selbst in seiner Residenz wiederum anlangte. Man vergötterte ihn fast, und zweifelte keinen Augenblick, bis zu den spätesten Nachkommen sey jetzt zwischen Volk und Fürst das Band einer Vereinigung geknüpft, von welcher die dauerhafte Volkswohlfahrt die gewisse Folge seyn würde: hätten auch Hes-

ſens Fürſten bisher recht fühlbar für eigene Bereicherung geſorgt; jetzt werde das Beſte des Volks ihre einzige Sorgfalt ſeyn. Man dachte nicht an die Möglichkeit künftiger Zwiſte. Nun traten die ſteifen Zöpfe wiederum an die Tagesordnung; und man ſuchte, ſo gut als es gehen wollte, zu beweiſen, daß die anſcheinende Zuneigung zu dem entflohenen Könige nichts als Maske geweſen ſey, die man jetzt mit Vergnügen ablege, um ſeine natürliche Geſichtsbildung zu zeigen.

Da meine Amtsgeſchäfte mit dem Ende des Octobers aufgehört hatten, ſo befand ich mich in der vollkommenſten Muße, den Bewegungen der Zeit ſorgſam folgen zu können; und ſo ſchwanden mir denn die Tage unter politiſcher Lectüre dahin, an welcher es keineswegs fehlte. Meine Brüder waren von Celle und Salzderhelden zu mir gekommen, auf alterthümliche Art von dem ältern Bruder Rath und gleichſam Anweiſung zu empfangen, wie ſie ſich bei ſo veränderter politiſcher Lage zu benehmen hätten; auch für unſere Familien-Beſitzungen war Sorge zu tragen. An komiſchen Scenen, die der Eine oder der Andere erlebt haben wollte, fehlte es nicht: und ſo wurde in der ernſten Zeit auch gelacht und geſcherzt. Bald war Alles gehörig überlegt und

geordnet; die geliebten Brüder reiſ'ten ab, und ich blieb mit den Meinigen zu Caſſel allein. Gleich meinen zu Caſſel zurückgebliebenen Collegen, machte ich dem Kurfürſten, welcher in dem Bellevue-Schloſſe wohnte, meine Aufwartung, und wurde von ihm mit eben dem Wohlwollen aufgenommen, als vor vielen Jahren an ſeinem Hofe zu Caſſel der Fall geweſen war. Ich wiederhole hier, was ich ſchon bemerkt zu haben glaube, daß man ſich ſehr irret, wenn man ſich den Kurfürſten Wilhelm I. als zu ernſt oder ſogar unfreundlich vorſtellt. Es iſt nicht möglich, daß ein Fürſt milder und liebenswürdiger gegen einen Privatmann erſcheinen kann, als er war. Eben ſo wohlwollend äußerte ſich ſein Miniſter von Schmerfeld gegen mich, welcher mich mehrmahls beſucht und ſich über öffentliche Angelegenheiten mit mir beſprochen hat. — Ja, wenn ich annehmen darf, daß es dem Herrn von Schmerfeld mit ſeinen Aeußerungen völlig Ernſt war, ſo gingen ſeine Wünſche dahin, daß ich in Kurheſſiſche Staatsdienſte treten möge. — In dieſer Zeit war es, wo ich mit meinem früheren und auch jetzigen Collegen, dem damahligen Appellations-Richter, nunmehrigem Oberappellationsrathe Mackenſen das Band einer engern Freundſchaft knüpfte, welches uns nun ſeit neunzehn Jahren vereint, und wohl nur durch den Tod durchſchnitten werden möchte. Beide

müſſig, kürzten wir manchen Winterabend durch trauliche Geſpräche, belachend, und öfter beſpottend das eitele Treiben der Menſchen, welche verlangen, daß man ihren Worten, mögen dieſe noch ſo ſehr von ihren Handlungen Lügen geſtraft werden, Glauben beimeſſen ſoll. Er war mein Landsmann und früher Syndicus der Stadt Braunſchweig und Hofgerichts-Aſſeſſor geweſen; unſer Schickſal war ſo ziemlich ein gleiches: der Appellationshof, in welchem er (ein ausgezeichneter und höchſtſcharfſinniger Rechtsgelehrter) ſein Amt verwaltete, war ſo gut aufgelöſet als der Staatsrath, und wir Beide waren in dieſem Augenblicke außer jeder Amtsthätigkeit. Auch unſer künftiges Schickſal war gleich ungewiß, denn es gehörte in jenen Zeiten der Aufregung und Verfolgung wenig dazu, verdächtig geworden zu ſeyn; nichts war aber unſicherer und mißlicher, als auf Dank für Dienſte oder früher erzeigtes Wohlwollen zu rechnen. Noch mehr, in dieſer Zeit wurde es ſo recht klar, wie, nach der Bemerkung des großen Menſchenkenners Cornelius Tacitus, bei den kleinen Seelen — ich will nicht, wie er, im Allgemeinen ſagen »bei den Menſchen« — nichts ſo ſehr zum Haſſe und zur Verfolgung aufregt, als empfangene Wohlthaten; denn der Tugenden ſeltenſte und ſchwerſte iſt die Dankbarkeit. Jeder Vorwand, ſich ihrer Laſt zu entledigen, iſt willkommen; und

dieſer Vorwand iſt ſchon hinlänglich da, wenn man glaubt, dort durch eigenes Verdienſt zu ſtehen, wohin uns nachſichtiges Wohlwollen eines Gönners geſtellt hat. — Ueberhaupt, wer nie eine Revolution erlebte, kann auch nur eine höchſt mangelhafte Kenntniß von der Natur des menſchlichen Herzens haben. Revolutionen ſind es, die dieſes von jeglicher Hülle entkleiden und es in ſeiner, oft ſcheußlichen Blöße, darſtellen. Deſto ſchöner und reiner ſtrahlen aber auch in ſolchen Zeiten der Stürme am bewölkten Himmel einzelne Sterne der Tugend hervor. Dieſe mögen uns leitende Geſtirne ſeyn, zu ihnen wollen wir unſere Blicke, getröſtet, richten. Wahrhaft erhebend aber war die heldenmüthige Geſinnung, mit welcher der kraftvollſte Theil des Volks zu den Waffen eilte, Germanien von dem Joche der Gallier zu befreien, durch welches, hätte es ein Menſchenalter gedauert, unſere Nationalität verſchwunden wäre. Dieſen Tapfern iſt Deutſchland, und vorzüglich ſind es die Fürſten, unauslöſchlichen Dank ſchuldig.

Zu ähnlichen Betrachtungen führten die moraliſchen Erſcheinungen im November und December des Jahres 1813.

Ich mußte jetzt darauf denken, beſtimmte Maaßregeln für die Zukunft zu ergreifen. Zu dieſem Zwecke

unternahm ich eine Reiſe nach Wolfenbüttel, woſelbſt ich am 19ten December ankam. Der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig wurde am 22ſten, von London kommend, erwartet: ich hielt es alſo für meine Pflicht, mich ſofort nach Braunſchweig zu begeben, theils um ihm, als meinem angeſtammten Landesfürſten, welcher mich in der Zeit des Unglücks mit ſo großem Vertraun beehrt hatte, bei ſeinem Eintritte in das Vaterland meine Huldigungen darzubringen, theils um ihm perſönlich ein Exemplar des Teſtaments meiner verewigten Fürſtinn zu überreichen, deſſen Executor ich war, und in welchem des Herzogs minderjährige Prinzen Karl und Wilhelm zu Univerſal-Erben eingeſetzt waren. Ich führte Beides aus, wie ich denn auch dem unter dem größten Jubel des Volks ſtattfindenden Einzuge des heldenmüthigen Herzogs in das Reſidenzſchloß ſeiner Vorfahren beizuwohnen das wahrhaft herzerhebende Vergnügen hatte. Mit welchem Jubel, mit welcher treuen Liebe nahmen Braunſchweigs Bürger ihren angeſtammten Landesfürſten auf, in welchem ſie zugleich den Helden und des unſterblichen Karl Wilhelm Ferdinands Sohn verehrten! Auch ſie zweifelten nicht, daß er bald die Zeiten dieſes Vaters des Vaterlandes zurückführen würde.

Im Jahre 1807 hatte ich den Herzog zum letzten

Mahle zu Ottenſen geſehen; ihm für ſeine Perſon, der ich gewiß mit der herzlichſten Anhänglichkeit zugethan war, während der Dauer des Königreichs Weſtphalen, Dienſte zu leiſten, dazu fehlte mir jede Möglichkeit; aber für die Erhaltung eines ſehr bedeutenden Familien-Vermögens hatte ich auf das treuſte und glücklichſte geſorgt: auch nicht der kleinſte Theil war davon verloren gegangen. — Wenn ich nun doch nicht ganz denjenigen Empfang bei meinem Fürſten zu finden glaubte, zu dem ich mich nach meinem Gefühle berechtigt achtete, ſo fehlte doch viel, daß dieſes im geringſten auf meine Geſinnungen gegen den edeln und es wahrhaft gut meinenden Fürſten den geringſten Einfluß gehabt hätte: ich erkannte nur die augenblickliche Wirkung der Einflüſterungen von Menſchen, denen ich auf eine ſtörende Weiſe nach ihren ganz richtigen Anſichten im Wege ſtehen konnte. Auch war es für Manchen gar zu ſüß, den Mann, der ihnen zu ſchnell vorgeſchritten, jetzt zurückgeſetzt zu ſehen. Doch habe ich auch Freunde, aber ſehr wenige, in dieſer Zeit kennen lernen.

Nachdem ich mich bei dem Herzoge beurlaubt, reiſ'te ich nach Caſſel zurück, um meine Familie nach Wolfenbüttel zu führen, wo ich, in einer äußerſt freundlichen Wohnung, endlich wieder mit meiner Bibliothek vereinet, ein ganz den Wiſſenſchaften geweihtes Leben zu füh-

ren gedachte. Wie ſchön, wie vollſtändig iſt dieſer Plan zur Ausführung gekommen: ich ging einem Leben entgegen, welches an Glücke keiner Periode meines Lebens nachſtand, und in welcher ich den Reichthum meiner Kenntniſſe ſo vermehrte, daß ich, nach wenigen Jahren, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, meine frühere Lebenszeit nur als Lehrjahre betrachten konnte.

Am Neujahrstage 1814 war ich ſchon ſeit ein Paar Tagen wieder in Caſſel. Eingeladen zu dem Kurfürſten, beurlaubte ich mich an dieſem Tage von dem wohlwollenden freundlichen Herrn, der, freilich mit der Zeit keineswegs fortgeſchritten, und abſolutiſtiſchen Ideen zu ſehr ergeben, doch für das Wohl ſeiner Unterthanen wahrhaft väterlich beſorgt ſchien.

Am 28ſten Januar reiſ'te ich von Caſſel ab, nachdem ich noch ein gezwungenes Anlehn von funfzig Rthlr., aller Proteſtationen ungeachtet, daß ich ein Fremder und im Begriff abzureiſen ſey, hatte bezahlen müſſen, und am 30ſten kam ich mit meiner geſammten Familie, d. i. mit meiner Frau, zwei Söhnen, Friedrich und Hermann, und unſerer Pflegetochter Julie zu Wolfenbüttel an, um an demſelben Orte ferner zu wohnen, von welchem ich, vor faſt funfzehn Jahren, mit einer jungen, eben mir vermählten Frau, den ſchönſten Hoffnungen entgegengezogen war. Funfzehn Jahre nennt Ta-

citus irgendwo »grande spatium mortalis aevi«: für mich war es dieſes wahrhaftig geweſen: wie Vieles hatte ich erfahren; wie Vieles hatte ich gelernt!

Hier ſollte ich billig ſchließen: ich nahe mich einer Zeit, die noch nicht entfernt genug iſt, um mit völliger Aufrichtigkeit und Freiheit aus ihr mittheilen zu können. Von Menſchen, welche noch leben, läßt ſich nur ſchwer etwas völlig Wahres ſagen, und noch ſchwerer wird es als ſolches geglaubt. Lob erſcheinet als Schmeichelei, Tadel als Mißgunſt oder Rache. Auch wird von jetzt an mein Leben einförmig, wie es dem Manne in ſpätern Jahren, wo ihm das Feuer der Jugend allmählig erlöſcht, zuſagt. Doch will ich, da man es freundlich dringend von mir verlangt, im folgenden Buche noch Einiges von meinem fernern Leben und Beſchäftigungen — der Bemerkungen über lebende Menſchen mich meiſt enthaltend — berichten.

Viertes Buch.

1814 — 1830.

Bruchstücke.

Viertes Buch.

1814 — 1830.

Bruchstücke.

dieſer ſcheint mir, mit den Griechiſchen Philoſophen, allerdings die Grundbedingung alles Erdenglücks zu ſeyn *). Indem aber die Wiſſenſchaften von ſo manchen Schädlichkeiten abziehen, verleihen und erhalten ſie auch öfter das große Geſchenk der Geſundheit. — So kann ich es denn nicht genug meinem edeln, obwohl ſtrengen Vater danken, daß mir ſein ganzes Benehmen Liebe zu den Wiſſenſchaften einflößte. — Jetzt war die Zeit gekommen, wo mir ihre kräftige Beihülfe nöthig wurde und auch auf das genügendſte zu Theil werden ſollte.

Seit neunzehn Jahren hatte ich in Amtsgeſchäften gelebt, noch mehr, ich hatte ihnen den ſchönſten und kräftigſten Theil meines Daſeyns gewidmet; ich gab mich ihnen mit ganzer Seele hin. Auch war mein Fleiß und Eifer keinesweges unbelohnt geblieben: Alles, was ich unternommen, war mir geglückt, und eben dieſes Glück hatte mir wieder zugleich Ehre und Vortheil gebracht. — Das Schickſal hatte ſo für mich geſorgt, und ich ſelbſt hatte, bei einem ſtets anſtändigen und verhältnißmäßigen Aufwande, das Meinige ſo klug zuſammen-

*) Des Glücks der Geſundheit bin ich ſo ſehr theilhaftig geworden, daß ich nie, ſeit meiner frühſten Jugendzeit, wo ich einmahl bedenklich krank war, ſo krank geweſen bin, um das Bett hüten zu müſſen. Aber Niemand kann auch regelmäßiger leben als ich.

gehalten, daß mir, als Erwerbsmittel, jedes Amt völlig entbehrlich war. Aber ich hatte mich an die Art der Beschäftigung und an den Einfluß, den Aemter gewähren, gewöhnt, und so hatte ich allerdings dafür zu sorgen, die Lücke, welche Amtlosigkeit hervorbrachte, auszufüllen. Auch konnte ich nicht wissen, wie lange dieser Zustand der Amtlosigkeit vorhanden seyn würde: er konnte sehr füglich den Rest meines Lebens dauern: es gab Menschen, denen ich dergestalt im Wege stand, daß dieses eben nicht außerhalb ihrer Wünsche lag. — Folgender Plan, den ich sofort zur Ausführung brachte, als ich mich in meiner neuen Wohnung zu Wolfenbüttel völlig eingerichtet hatte, erfüllte vollkommen meinen Zweck.

Den Morgen bestimmte ich zu völlig ernsten, und ich möchte sagen, trockenen Arbeiten. Diese sollten, fest und regelmäßig vorgenommen, die bisherigen Amtsarbeiten ersetzen. Hierzu wählte ich die Uebersetzung der sämmtlichen übrig gebliebenen Werke des Cornelius Tacitus. Zu dieser Wahl bestimmte mich mehrerlei. Ich kannte den Tacitus so vollständig, daß ich nur wenige Vorstudien, um zu meinem Zwecke zu gelangen, zu machen hatte; ich brauchte nur zu wiederholen, und im Gedächtnisse aufzufrischen, was mir schon bekannt war. Die nöthigen Materialien enthielt theils meine eigene,

theils die Wolfenbütteliſche öffentliche Bibliothek; dieſe letztere, ſelbſt zwei Handſchriften des Tacitus und die in Deutſchland wenig beachteten Italiäniſchen und Spaniſchen Ueberſetzungen dieſes Claſſikers. Die gewählte Arbeit war ferner der Mühe werth: noch beſaß Deutſchland von dem erſten hiſtoriſchen Pragmatiker keine genügende Nachbildung. Die des ſonſt genialen Bahrdt war flüchtig abgefaßt, und entſprach den Anforderungen nicht, die man jetzt an Arbeiten der Art macht; die Ueberſetzung Woltmann's war lächerlich ſteif, und zeigte faſt auf jeder Seite, daß es dem Ueberſetzer an der nothdürftigſten Kenntniß der Lateiniſchen Sprache gefehlt hatte. Tacitus ſelbſt ſchien mir aber ſo ganz und gar für die Zeit zu paſſen, wie ſie mir vorlag. Ein gewaltiger Despotismus war zertrümmert; neue Leidenſchaften, nicht ſtets edele, bewegten die Menſchen auf das bedenklichſte; die nächſte Zukunft war, bei dem Treiben derſelben, ungewiſſer als je.

Einer der größten Menſchenkenner, die je lebten, iſt Tacitus: Machiavelli möchte ihm zu vergleichen ſeyn. Tacitus iſt es vorzüglich, dem ich die feinere Menſchenkenntniß, die ich zu beſitzen glaube, zu verdanken habe; ſo wie er auch mich überzeugte, daß die Menſchen, im Ganzen, ſtets dieſelben bleiben, und daß

an eine wirkſame und dauerhafte Veredelung des Geſchlechts nicht zu denken iſt. Hiervon kann ſich der nur völlig überzeugen, dem ein politiſches Unglück, oder was der politiſche Pöbel dafür hält, zuſtößt. Wie verſchwinden da Hunderte der bisherigen ſogenannten Freunde, am erſten und entſchiedenſten eben diejenigen, welche von uns Wohlthaten empfingen; denn dieſe haben, bei einer großen Menge von Menſchen, den ſcheußlichen Effect, daß ſie den Empfänger zu einem heimlichen Haſſer des Wohlthäters machen. Ein dankbarer Menſch iſt ein edeler Menſch: ihm ſind Schwächen nachzuſehen, denn er ſteht auf einer hohen Stufe der Moralität. — Einer meiner innigſten Freunde, dem die Natur eine ſehr große Klugheit verliehen hatte, warnete mich daher oft, nicht ſo ausgezeichnet dienſtwillig zu ſeyn, wie ich zeitlebens geweſen bin. — »Sie machen ſich Feinde;« ſagte er mir dann, »glauben Sie es mir, der gewöhnliche Menſch verträgt keine Wohlthaten.« — Auch habe ich in dieſer Beziehung ſehr harte Erfahrungen gemacht: aber deſſen ungeachtet meine Art zu handeln nicht geändert. — Wenn ich nun in meinem Tacitus las, daß es vor faſt zweitauſend Jahren eben ſo geweſen ſey, dann tröſtete ich mich, und dachte: was kann die Schlange dafür, daß ſie eine Schlange iſt; der Typus des Menſchengeſchlechts zeigt ſich als con-

ſtant: die edelern Naturen ſind um ſo mehr zu achten. Mag das alte Franzöſiſche Sprichwort:

Plante un arbre, il te nourrira;
Plante un homme, il te trahira —

auch die Regel ausmachen: es giebt herrliche Ausnahmen, und dieſe ſollen uns tröſten und verſöhnen.

Auch der Styl des Tacitus ſagte mir zu, und ich dachte mir das Beſtreben, ihn nachzubilden, als eine höchſt angenehme und würdige Beſchäftigung. Eifrig ſchritt ich alſo zum Werke. — So iſt denn in einem Zeitraume von nicht ganz zwei Jahren eine vollſtändige Ueberſetzung der Werke des Tacitus aus meiner Feder hervorgegangen, die, nachher mehrmahls zu ähnlichen Unternehmungen benutzt, bis jetzt, wie mir Kenner verſichern wollen, noch nicht übertroffen iſt. Mir ging aber aus dieſer Arbeit der große Vortheil hervor, daß ſie mich in der Handhabung der Deutſchen Sprache ſo ſehr übte, daß es mir nachher ein Leichtes war, die Eigenthümlichkeiten der alten Schriftſteller, in ihren mannichfachen Schattirungen, in der Deutſchen Zunge nachzubilden, wie ich durch meine ſpätern Uebertragungen des Salluſtius, Vellejus Paterculus und Cicero einigermaaßen glaube bewieſen zu haben. — Sonſt wiſſenſchaftlich gebildete Männer, welche aber die Leiſtungen unſerer herrlichen Sprache in den letzten Decen-

nien nicht aufmerksam verfolgten, haben mir wohl vorgeworfen, meine Uebersetzung des Tacitus sey kaum weniger schwer als das Original zu verstehen und schließe sich diesem zu genau an. — Das Letzte kann kein Tadel seyn; dem Ersten muß ich widersprechen. Ich habe meine Nachbildung von des Tacitus Schilderung des Lebens und Treibens des Tiberius mehrmahls gebildeten Frauen vorgelesen, und nicht gefunden, daß ihnen auch nur ein Satz unverständlich geblieben wäre. Ein Schauder ergriff sie bei der Anschauung des Bildes jenes furchtbaren talentvollen Tyrannen. Aber um solch eine Wirkung auf den Zuhörer hervorzubringen, muß man zu lesen verstehen: eine Kunst, die seltener ist, als man denken sollte. — Selbst Johannes von Müller verstand sie nicht: es war hinlänglich, daß er las, um seine schönsten Darstellungen zu verderben. — Kaum erwähne ich noch des Nebenvortheils, welchen mir meine dem Tacitus gewidmeten Arbeiten verschafften, nämlich den großen und prächtigen Zuwachs meiner Bibliothek durch das mir von dem Verleger gewährte Honorar in Büchern (denn für Geld habe ich nie geschrieben). Dieser Zuwachs meiner Bücherſammlung war mir zu meinen neuen Studien, die ich am Nachmittage und Abend vornahm, erforderlich. Diese betrafen allein die Naturwissenschaften: vorzüglich Physik, Chemie, Geologie, Geo-

gnoſie und Mineralogie. Alles dieſes hatte ich auch früher getrieben, aber nicht mit dem anhaltenden Fleiße und der Gründlichkeit, die ich ihnen jetzt, bei völliger Muße, widmen konnte. Vorzüglich wandte ich meinen ganzen Fleiß auf die Oryktognoſie und Geognoſie; und da beide nicht ohne Sammlungen und Reiſen erworben werden können, ſo durchſtreifte ich nicht nur vielfach die Umgegend, den Harz und den Meißner, faſt ſtets zu Fuß, ſondern ich brachte auch, nicht ohne bedeutende Koſten, eine oryktognoſtiſche und geognoſtiſche, wiſſenſchaftlich geordnete Sammlung von mehreren tauſend Stücken zu Stande, die, in zwei Zimmern ſtattlich aufgeſtellt, mir diejenige Freude gewährte, welche Sammlungen ſo reichlich zu verſchaffen pflegen. Nie hatte ich in zwei Jahren ſo Vieles gelernt als in den Jahren 1814 und 1815; und ſo muß ich es denn für das größte Glück meines Lebens achten, daß mir noch im reifern Alter (ich war damahls 43 und 44 Jahre alt) eine ſolche ſeltene Gelegenheit, meine Kenntniſſe zu vermehren, geworden iſt.

In Nebenſtunden gab ich um dieſe Zeit (Auguſt 1815), größtentheils aus ſchon bearbeiteten Materialien, meine »Beiträge zur Rechtswiſſenſchaft Deutſchlands«*) heraus, um mich doch der Rechts-

*) Göttingen, bei Dieterich, 1816.

wiſſenſchaft nicht ganz zu entfremden. Es kann ſcheinen, als wenn ich alles dieſes zu rühmend und nicht ohne Eitelkeit erwähne; doch iſt es nur der Ausdruck einer erlaubten Freude über zwei durch eigene, nicht ganz gewöhnliche Kraft glücklich und für mich ſo nützlich durchlebte Jahre, die wiederum den wohlthätigſten Einfluß auf mein ganzes übriges Leben ausgeübt haben; auch ſteht es dem Manne in vorgerückten Jahren wohl an, ſeiner löblichen Beſtrebungen früherer Zeiten mit gebührender Beſcheidenheit zu gedenken, und ein geneigter Leſer, wie ich ihn vor Augen habe, nimmt dieſes mit Wohlgefallen auf. Zwar glaube ich kaum, daß ich eigentliche Feinde gehabt habe; denn es iſt faſt undenklich, daß ſich Jemand Feindſchaften zuziehen könne, der ſtets darauf bedacht war, Andern gefällig und nützlich zu ſeyn, an den ſich Bekannte und Unbekannte, gleichſam als an einen Rechtsconſulenten, wandten, und ſtets, nach beſter Einſicht, freundlich beſchieden und berathen wurden: aber der Mißgünſtigen habe ich genug gehabt, denen, nach der böſen Natur der Sterblichen, das ununterbrochene und heitere Glück eines Bekannten, mit dem ſie zum Theil aufgewachſen, ein Dorn im Auge war. Daß die ſtillen Wünſche dieſer nicht erreichet ſeyen, macht mir nun — ebenfalls nach der Natur des Menſchen — nicht wenige Freude, und bewirkt,

daß ich mich so äußerst glücklich fühle, wenn ich auf jene zwei Lehrjahre zurückblicke.

Sie waren verstrichen; der Tacitus war beendet und lag, kostbar gebunden, in einem Pracht-Exemplare vor mir, in der lohnenden Stunde schriftstellerischer Bestrebungen und Eitelkeit. Auch meine naturwissenschaftlichen Studien hatten mich einigermaaßen zum Ziele geführt: es waren also neue Plane erforderlich, um die Zeit auf eine edele Art auszufüllen und zu benutzen. Ich nahm wiederum zwei Jahre vor Augen, und bestimmte das erste, 1816, zu einer Reise nach Italien und Sicilien (auch nachzuholen, was ich in der Jugend versäumt hatte), das zweite, 1817, zu einer Reise nach Island.

Die Schriften Breislak's, die ich später, theils aus dem Italiänischen, theils aus dem Französischen übersetzt und commentirt habe, hatten mich vorzüglich auf die vulcanischen Phänomene geleitet. Ich erkannte Vulcanität, wo man solche früher nicht zu erkennen pflegte, z. B. in den Porphyrgebirgen des südlichen Harzes, und glaubte über alles dieses vollständige Aufklärung bei den Italiänischen und Isländischen Vulcanen und vulcanähnlichen Erscheinungen erhalten zu können. Die nöthigen Materialien an Karten und Büchern waren bereits in meinem Besitze; besonders hatte ich über Is-

land, auch in alterthümlicher und literariſcher Hinſicht, Manches zuſammengebracht. Die Isländiſche Nation, gewiſſermaaßen unſere Altvordern, und ihre edele Sprache zog mich an; ja, ſeit der Kindheit hatte ich mich in Gedanken ſchon in der ultima Thule herumgetrieben. Die Reiſe dahin läßt ſich aber, von Kopenhagen aus, ohne bedeutende Schwierigkeiten, in den vier oder fünf Monaten der beſſeren Jahreszeit vollenden. Im Innern der Inſel erfordert ſie nur eine gute Geſundheit; die Koſten, die ſie veranlaßt, ſind nicht ſehr bedeutend.

Faſt iſt es nicht zu erklären, woher es kömmt, daß von dem jetzigen ſo reiſeluſtigen Geſchlechte Island ſo ſelten zum Reiſeziele, ſelbſt von Dänemark aus, gewählt werde. Es giebt keine erhabenere Natur, kein merkwürdigeres Volk als in Island. — Weiß man doch kaum, daß ſelbſt jetzt auf dem ganzen Kreiſe der Erde allgemeine Bildung unter dem Volke nirgend mehr verbreitet iſt als auf dieſer merkwürdigen, am Polarkreiſe liegenden, von der übrigen Welt durch den Ocean getrennten Inſel. Unſtreitig iſt dieſe Bildung noch eine Folge der Art und Weiſe, wie Island einſt bevölkert wurde *). Dieſe iſt höchſt merkwürdig, und mußte des

*) Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed. 1r Band. Kopenhagen, 1832. I. Abhandl. des Biſchofs Müller, über der Islän-

Landes Verfassung und ganze Richtung nach dem Geiste der Ansiedler bestimmen. Hier war es nicht — wie gewöhnlich bei Ansiedlungen — die Hefe des Volkes, welche sich niederließ, sondern die ersten Anbauer waren vielmehr die Blüthe des Volkes. Denn einerseits hatten die ärmern Normänner nicht die Mittel Schiffe auszurüsten und damit nach Island zu ziehen, anderseits hatten auch die Geringen und Unangesehenen im Volke keinen solchen Grund vor Harald Schönhaar, den Tyrannen Norwegens, zu flüchten, wie diejenigen, welche in der Schlacht bei Hafursfjord den Heerschild gegen ihn erhoben hatten, oder die, stolz auf den eigenen väterlichen Adel, es für schmählich hielten, einem Könige unterworfen zu seyn, den sie als einen Usurpator betrachteten. So war es denn eigentlich Norwegens Adel, welcher Island bevölkerte, wenn es gleich nicht fehlen konnte, daß dieser seine Angehörigen und Untergebenen mit sich nahm. — Und giebt es etwas Anziehenderes als die Sagen-Literatur Islands? Giebt es furchtbar-erhabenere Naturscenen als seine Geiser und Feuerberge? Und wo wäre man im Stande, die Natur

ländischen Geschichtschreibung Ursprung, Blüthe und Untergang. S. 1 — 54. Auszugsweise im Magazin für die Literatur des Auslandes. Berlin, 1832. St. 134.

der Vulcane beſſer ſtudiren zu können als hier? *)

Mit Planen dieſer Art war ich im Anfange des Jahres 1816 beſchäftigt, ich hatte ſchon die Woche meiner Abreiſe nach Italien feſtgeſetzt, als mein Leben auf einmahl eine andere Richtung bekam. So wenig iſt mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß unſere Plane in Erfüllung gehen! — Nach einer kurzen Correſpondenz mit der Fürſtinn-Regentinn Pauline zur Lippe, damahligen Vormünderinn des minderjährigen Fürſten — dieſer erhabenen Frau, die durch wahrhafte Hoheit des Geiſtes, Kraft, literariſche Bildung, und vorzüglich durch alle Regenten-Tugenden, als einzig in der neueren Geſchichte Deutſchlands daſteht, — in welchem Briefwechſel ſie ſich in der hinreißendſten und liebenswürdigſten Sprache über meine bisherigen Beſtrebungen billigend geäußert hatte, ernannte mich dieſe Fürſtinn zuvörderſt (unter dem 28ſten Mai) zu ihrem Geheimen-Juſtizrathe, dann (unter dem 24ſten Auguſt) zum Oberappellations-

*) Möchte ich doch durch dieſe Zeilen Veranlaſſung geben, daß unſere reiſeluſtige Jugend auch ihr Augenmerk auf Island richte, den edeln Stein in der Krone des Däniſchen Königs! — Wie manche Bereicherung würde das claſſiſche Werk des Ritters von Leonhard »die Baſalt-Gebilde« (Stuttgard, 1832) durch eine in ſeinem Sinne unternommene wiſſenſchaftliche Reiſe durch dieſes »letzte Thule« gewinnen können? —

Gerichts-Rathe bei dem mit Braunſchweig, Waldeck und Schaumburg-Lippe zu Wolfenbüttel gemeinſchaftlich, nach Maaßgabe der Bundesacte, zu errichtendem höchſten Gerichte.

(Späterhin, am 9ten September 1823, hat mich der jetzt regierende Fürſt zur Lippe, ohne in jenen Verhältniſſen etwas zu verändern, zu ſeinem Geheimen-Rathe ernannt, und ſeit dem Jahre 1827 vertrete ich die Fürſtenthümer Waldeck, Pyrmont und Schaumburg-Lippe ebenfalls, als Oberappellations-Rath, in dem gemeinſchaftlichen höchſten Tribunale.)

Daß ich meine Plane, von denen ich mir Vortheil für die Wiſſenſchaften und für mich Genuß und Freude für das ganze Leben verſprach, ſo ſchnell und freudig aufgab, daran war vorzüglich das Gefühl der Ehre Veranlaſſung, von einer Fürſtinn zu ihrem Staatsdiener gewählt zu ſeyn, die ſo unendlich an Geiſt und Verſtand über die große Mehrheit der Fürſten hervorragte, und die an Adel der Geſinnungen ſich mit den Edelſten ihres Standes, nicht nur der Gegenwart, ſondern auch der Vergangenheit, kühn zu meſſen berechtigt war.

Auf das gütlichſte von der Fürſtinn eingeladen, war ich ſchon am Ende des Maies nach Detmold gerei-

ſet und hielt mich den größten Theil des Junius in dem ſchönen Lande Lippe auf, von der Fürſtinn mit dem ehrendſten Zutrauen und Gnadebezeigungen überhäuft. Hier ſah ich ſo recht deutlich, auf welche Weiſe Völker zufrieden zu ſtellen ſind; hierher hätten junge Fürſten geſandt werden müſſen, um Regententugenden zu erlernen; hier erkannte man die Früchte einer trefflichen Regierung.

Am 6ten Junius hatte ich das Glück, dem jetzigen regierenden Fürſten und ſeinem durchlauchtigen Bruder, die zu der Zeit noch beide zu Göttingen ſtudirten, und zwar mit einem Eifer, der erkennen ließ, daß die Wiſſenſchaften ihnen Genuß gewährten, von ihrer unvergeßlichen Frau Mutter vorgeſtellt zu werden.

Die Excurſionen, die ich durch das ganze Land machte, welches in ſeinem Teutoburger-Walde eben ſo merkwürdig in hiſtoriſcher als in geognoſtiſcher Hinſicht iſt, haben mir einen bleibenden Nutzen geſchafft, und ſind die Veranlaſſung geworden, daß ich über Werke, welche jene Verhältniſſe, beſonders die Niederlage des Varus im Teutoburger-Walde zum Gegenſtande haben *), mich öfter in kritiſchen Beurtheilungen habe vernehmen laſſen.

*) „Hac clade factum, ut imperium, quod in litore oceani

Zu dieſer Zeit knüpfte ſich auch das Band der Freundſchaft, welches mich mit dem Regierungs- und Cammer-Director Helwing *), demſelben, der für Lippe die Deutſche Bundesacte unterzeichnete, bis zu deſſen Tode vereinte. Er war unſtreitig ſchon damahls der einflußreichſte Mann im Fürſtenthume, obwohl die Fürſtinn, als wahrhafte Selbſtregentinn, einen eigentlichen Miniſter nicht hatte.

Unmöglich kann ich von Detmold hier ſcheiden, ohne noch Einiges von der Fürſtinn Pauline und ihrem vorzüglichſten Staatsmanne Helwing hinzuzufügen.

Pauline Chriſtine Wilhelmine, Fürſtinn-Regentinn von Lippe, geborne Prinzeſſinn von Anhalt-Bernburg, geboren am 23ſten Februar 1769, war damahls ſieben und vierzig Jahre alt, und ſchien von einer blühenden, ein langes Leben verſprechenden Geſundheit zu ſeyn. Von Geſtalt war ſie mehr klein als groß, und für ihre Größe ziemlich ſtark. Aus ihren glanzvollen Augen ſtrahlte der Geiſt, der ſie belebte und ein durch Ernſt gemildertes Wohlwollen **). Ihre Un-

non steterat, in ripa Rheni fluminis staret.« Florus, IV. 12.

*) Damahls Cammerdirector und Regierungsrath.

**) Die Kupferſtiche und Lithographien, welche man von ihr be-

terhaltung hatte nichts Weibliches, sondern war ganz die eines geistreichen und hochgebildeten Mannes. Sie sprach mit vieler Bestimmtheit, und fast glaube ich, daß sie nur selten fremde Ansichten ihren eigenen bei wichtigen Geschäften vorgezogen haben wird. Bei diesem wahrhaft männlichen Sinne war sie keineswegs für äußern Schmuck unempfindlich. Ihre Toilette war ausgesucht, und auf ihrem Haupte glänzte nicht selten ein prachtvolles Diadem. In ihrem ganzen Auftreten stand sie, bei aller Milde, doch da als Herrscherinn und fürstliche Frau. Scherze habe ich aus ihrem Munde nicht vernommen, auch in ihren Briefen nicht gefunden. Doch war sie Dichterinn und machte geistreiche und fließende Verse. Sie war fast den ganzen Tag mit Regierungs-Angelegenheiten beschäftigt, präsidirte in der Regierung und in der Cammer, und las, um mit Gründlichkeit ihre Entscheidung geben zu können, die einschlägigen Acten selbst. Die auswärtigen Angelegenheiten, die zur Zeit der Bildung und der Auflösung des Rheinbundes von der entscheidendsten Wichtigkeit waren, besorgte sie allein.

---

sitzt, sind wenig ähnlich. Ein Oelgemählde des Hofmahlers Kehrer zu Ballenstedt, welches ich mir nach einem Originale auf dem herzoglichen Schlosse daselbst habe verfertigen lassen, stellet sie in ihren Jugendjahren, wie man sagt, ähnlich dar.

Sie hielt sich in diesen Angelegenheiten eine Zeitlang zu Paris auf, wo sie Napoleon, sofort die Größe ihres Geistes erkennend, auf das entschiedenste auszeichnete; die Kaiserinn Josephine widmete ihr eine besondere Freundschaft. Es hätte damahls, wie ich im Jahre 1811 selbst zu Paris hörte, von ihr abgehangen, Vergrößerungen, auf Kosten Anderer, zu erhalten: aber sie verschmähte dergleichen und wollte allein den Ruhm haben, ihr Land glücklich durch die Stürme der Zeiten geführt zu haben. Am 2ten Julius 1820 legte die Fürstinn in die Hände ihres durchlauchtigen Sohnes die Regierung nieder, die sie mit so großem Ruhme geführt hatte. Die ergreifende Scene hat sie mir in einem Briefe ausführlich geschildert. — Ich habe mich des Wohlwollens der unvergeßlichen Regentinn, fast monatlich von ihr Briefe empfangend, bis zu ihrem Tode erfreuet, welcher Mittags am 29sten December 1820, an einem Lungengeschwüre, erfolgte. Noch unter dem 11ten December empfing ich von ihr ein Schreiben, aus welchem ich folgende rührende Zeilen wohl mittheilen darf:

»..... Meine Krankheit dauert fort, der gute Tag folgt dem übeln; die Nächte sind entsetzlich, doch lebe ich noch.....«

Als die Fürstinn im August des Jahres 1818 mit

neuen Hoffnungen und ſehr geſtärkt von dem Seebade zu Cuxhafen zurückkehrte, da ſang ich ihr, hocherfreut, die nachfolgende Ode:

An Okeanos.

Wie in Hellas der Sohn einſt dem Asklapios
Fromm gelobte den Hahn, wenn der Olympiſchen
Götter ſchönſtes Geſchenk wieder der Mutter ward:
Alſo hab' ich, Okeanos,

Dir, des ſchaffendem Schaum ſie, die auf Kypros herrſcht,
Und in Sterblicher Bruſt mächtig das Scepter führt,
Hold gebogen entſtieg, Lieder des Danks gelobt,
Wenn du fröhliches Wohlſeyn gäbſt

Unſ'rer Fürſtinn, die ſich deiner belebten Fluth
Kühn vertrauete, feſt hoffend, die alte Kraft
Wohne noch in dem Meer, welches des Lebenden
Frühſte Sproſſen entkeimen ſah.

Sieh, ein gütiges Ohr, Länder-umgürtender,
Liehſt dem frommen Gebet treuer Verehrung du: —
Nun, ſo greif' ich denn auch zu der beſtaubten Ley'r
Hoffnungsreicherer Jugendkraft.

— — Ha, wie hallet ſo ſchwach, Leyer der Erato,
Jetzt dein tönendes Gold, welchem der Freund (zu früh
Mir entriſſen) ſo oft, ſanfter die Freundinn mir,
Ach, mit Thränen des Danks gelohnt. —

Und doch, Vater, du wärst würdig des schönsten Lieds,
Weil mit froherer Stirn wieder des Vaterlands
Mutter kehret dem Volk, das ihr entgegenjauchzt,
Und dem strahlenden Brüderpaar.

Ihr, der Herrlichen: stolz nennet Teutonia,
Hermann's heimisches Land stolzer, die Seine Sie,
Sie, die neben dem Stern Kastor's die Nachwelt einst
An den ewigen Himmel schreibt. —

Mädchen, die ihr am Wald wohnet des alten Teut,
Löst mein kühnes Gelübd': duftende Kränze werft
In die silberne Fluth Luppia's; eu'r Geschenk
Bringe Rhenus dem Ocean.

Der Regierungs- und Cammer-Director Helwing war ein Mann von den ausgezeichnetsten Fähigkeiten, der in dem Cabinette des größten Fürsten eine bedeutende Rolle gespielt haben würde. Auch habe ich von einer sehr genau unterrichteten Person erfahren, daß in den Wiener Conferenzen über den zu errichtenden Deutschen Bund und die Bundesacte seine glänzenden Talente auf das vollständigste anerkannt seyen. Der ganze Umfang sowohl des Staats- als Privatrechts war ihm so gegenwärtig, wie er nur einem akademischen Lehrer gegenwärtig seyn kann; und war von der Anwendung einzelner Grundsätze die Rede, so blickte bei ihm

ein Scharfsinn durch, den man nur bewundern konnte. Er war ein höchstliebenswürdiger Gesellschafter: während einer Unterhaltung mit ihm flog die Zeit wie mit Flügeln davon. Es schien mir, daß diese sich am liebsten über die politischen Verhältnisse der Gegenwart verbreitete, die er auf das scharfsinnigste in ihre Elemente zu zerlegen wußte. Im höchsten Grade nützlich seinem Vaterlande Lippe, dem er auf das innigste ergeben war, hätte er, seinem Geiste nach, an der Spitze eines Europäischen Cabinettes stehen müssen. Die Stunden, die ich, bei einem zweimahligen Aufenthalte zu Detmold, in seiner und seiner geistreichen Gemahlinn (die eine Tochter des Lippischen Regierungs- und Cammer-Präsidenten von Hoffmann ist) Gesellschaft zugebracht habe, rechne ich unter die interessantesten meines Lebens. Kurz, Helwing war ein Staats- und Geschäftsmann ganz einer Fürstinn, wie Pauline, werth. Seine letzte Lebenszeit war, in Beziehung auf seine Gesundheit, höchst traurig. Eine Augenentzündung schwächte ihm das Gesicht so sehr, daß er zum Lesen ganz, zum Schreiben aber fast unfähig wurde. Welche Wirkung dieses auf einen Mann von der Lebendigkeit seines Geistes haben mußte, läßt sich ermessen. — »Mit meinem Schreiben geht es,« schrieb er mir unter dem 19ten Julius 1831, »aber das Lesen nur durch Hülfe eines

Vorleſers, welches ſehr zeitkoſtſpielig iſt, da nur das eigene Auge durchblitzen kann, was man nicht leſen will.« — Er iſt mein Freund bis zu ſeinem Tode geblieben, der am 3ten Mai 1832, in ſeinem 71ſten Lebensjahre, erfolgte. — »Schon lange« — ſchreibt mir ſein vortrefflicher Nachfolger, der Regierungs- und Cammer-Präſident Eſchenburg *) — »bekämpfte er mit ſeltener Geduld und Faſſung die unſäglichen Schmerzen eines Augenübels, welche ſich zuletzt auch über ſeinen Kopf und über ſeine Bruſt verbreiteten; ſein ausgezeichneter Geiſt, bis zum letzten Augenblicke thätig und ſeinem Dienſte geweiht, hielt allein noch den ganz zerſtörten Körper aufrecht. Endlich entfeſſelte ihn eine in den letzten Tagen eingetretene Lungenlähmung. In ihm verliert unſer Fürſt und Land einen Mann von den ſeltenſten Kenntniſſen und Geiſtesgaben; Sie aber einen Ihnen aufrichtig ergebenen Freund.« — Gewiß war er dieſes, dieß zeigte mir jeder ſeiner Briefe, die ich, mit den Briefen der unſterblichen Fürſtinn Pauline, als Heiligthümer meinen Nachkommen aufbewahre. — Bei der großen Liebe zu ſeinem Vaterlande, dem theuren Lippe, diente es ihm zu einer eigenthümlichen Freude, in dem

*) Ein Sohn des großen Literators, Geheimen-Juſtizraths und Profeſſors Eſchenburg zu Braunſchweig.

jetzigen Präſidenten der Regierung und Cammer (in der letzten ſchon Director bei ſeinem Leben) einen Nachfolger zu erblicken, der ihn als Geſchäftsmann nicht nur völlig erſetzte, ſondern dem er, in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht, den Vorrang vor ihm willig zuerkannte. Mit groſſer Weisheit hatte der vortreffliche Fürſt auf dieſen als Gelehrten und Staatsmann gleich ausgezeichneten Mann ſein Augenmerk geworfen, als unter der willkührlichen Regierung des Herzogs Karl von Braunſchweig, zu einer Zeit wie an Erlöſung noch nicht zu denken war, ſo mancher würdige Braunſchweiger kummervoll ſein Vaterland verließ. Eſchenburgs Verdienſte waren, beſonders unter der vormundſchaftlichen Regierung als Mitglied des Staatsminiſteriums, in welchem er, mit berathender Stimme, als Geheimer Juſtizrath und Geheimer Secretair, ſaß, ausgezeichnet geweſen; Herzog Karl hatte ihn aber, gleich den übrigen Mitgliedern, entfernt und in die Cammer verſetzt, wo ihm der Wirkungskreis eines bloßen Rathes, nach einem ſo bedeutenden, wohl kaum zuſagen konnte. Da er für Braunſchweig verloren gegangen iſt, ſo erfreut es mich, daß ihn mein zweites Vaterland, Lippe, gewonnen hat.

Mit der Empfindung einer frommen Zuneigung, ſo wie man ſie gegen einen lieben Abgeſchiedenen zu hegen

pflegt, gedenke ich auch noch aus meinem erſten Aufenthalte zu Detmold des Archivraths Cloſtermeier, eines würdigen Greiſes, der im Aeußern die größte Aehnlichkeit mit dem Franzöſiſchen Geſandten Grafen Reinhard hatte, und welcher jetzt, hoch in den ſiebenziger Jahren, geſtorben iſt. Ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich behaupte, daß ſeine Kenntniſſe und Eigenſchaften ihn zu einem Ideale eines Archivars machten. Gründliche Kenntniß der alten und neuen Geſchichte, ganz vorzüglich der Deutſchen und in dieſer der Entwickelung der Deutſchen Staatsverfaſſung, aller hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften, und dabei eine Ausdauer und ein Fleiß, wie er höchſt ſelten iſt, waren dieſem ausgezeichneten Manne eigen, den man als eine der ſchönſten Zierden Detmolds betrachten konnte. Die Schattenſeite ſeines ſonſt vortrefflichen Charakters — jedoch wohl Folge einer durch anhaltende Arbeiten geſtörten Geſundheit, beſonders der Verdauungs-Kraft — war Mißtrauen und der irrige Glaube, daß man ihn, den ſehr geachteten Mann, herabzuſetzen ſuche. Mit ihm und dem Landbaumeiſter Tappe, mit welchem er ſich nachher über die Varusſchlacht literariſch vereinigte, beſuchte ich die Grotenburg, unſtreitig, nach ihrer mächtigen, aus der früheſten Vorzeit herrührenden, noch ganz rohen Circumvallations-Linie zu urtheilen, die

Teutoburg; wie denn auch noch ein Hof an dem Fuße des Berges, auf welchem ſich die Befeſtigungen finden, der Teuthof heißt. Etwas Ehrwürdigeres aus der Vorzeit hat Deutſchland nicht, und ſchon eine Umgegend, wie dieſe, macht einen Aufenthalt in dem ſchönen heitern Bade Meinberg bei Horn zu einem wahrhaft Germaniſch-claſſiſchen Aufenthalt. Hier, in dem Felſenringe der Teutoburg, war es, wo uns Cloſtermeier ſeine Anſichten über den Ort, wo Hermann den Varus ſchlug, entwickelte, welche er nachher (1822) in einer eigenen polemiſchen Schrift (die er gegen die Aufſätze des Generals von Hammerſtein, Geheimenraths von Hohenhauſen und Landbaumeiſters Tappe über dieſen Gegenſtand abgefaſſet hat) dem Publicum vorlegte. Nichts bedaure ich mehr, als daß ich Cloſtermeier nicht auch auf dem Winnfelde und zu Feldrom zum belehrenden Begleiter haben konnte, wo ich mich, bei ziemlich ſchlechtem Wetter, allein herumtreiben mußte. Schade war es, daß Cloſtermeier in alle ſeine Unterſuchungen und Behauptungen Leidenſchaftlichkeit miſchte. Gegen literariſche Gegner entwickelte ſich bald bei ihm eine Art perſönlichen Haſſes. — Doch ſcheint es mir gewiß zu ſeyn, daß er in ſeiner Schrift: »Wo Hermann den Varus ſchlug« überall Recht habe, und ich ſelbſt gebe gern, dem Orts- und Sachkundi-

gern gegenüber, früher geäußerte Meinungen auf *).

Auch der Leibarzt der Fürstinn, der Hofrath Scherf — jetzt ebenfalls schon in jenes Leben hinübergeschwunden — ist, wenn man von dem damahligen Detmold redet, nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Obwohl schon im sechs und sechzigsten Lebensjahre, hatte seine Unterhaltung ganz das Feuer eines Jünglings. Er blickte tief hinein in das Wesen der organischen Geschöpfe und daher auch in das der Krankheiten, ein wahrhaft genialer Arzt. Denke ich an meine Unterhaltungen mit diesem geistreichen Greise zurück, an die Lichtblicke, die er mich in seine Wissenschaft schauen ließ, dann überzeuge ich mich immer mehr und mehr, daß der große Arzt nur, gleich dem großen Dichter und dem großen Feldherrn, geboren werden kann **).

Stets mit Eifer meine geognostischen Studien verfolgend, machte ich meine Rückreise über Herfort, Minden, in dessen Nachbarschaft die Porta Westphalica eine

*) Eine ausführliche Recension der sämmtlichen Schriften über den Ort der Hermannsschlacht, welche in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts erschienen, findet sich in der Hall. Allg.-Lit.-Zeit. Decemb. 1828, Nr. 314. ff.

**) Johann Christian Friedr. Scherf's Schriften sind aufgeführt in Meusel's gelehrtem Deutschland (5te Ausg.), Band VII, S. 108.

ſo prachtvolle landſchaftliche Scene darbeut, Bückeburg (das Bad zu Eilſen und die Kohlenbergwerke bei Obernkirchen beſuchend), den Oſterwald, Elze und Hildesheim, den bergmänniſchen Hammer und Kompaß in der Hand, nach meiner Gewohnheit mehr zu Fuß, als meinen Wagen benutzend. Eine ſchöne und unterrichtende geognoſtiſche Folge von ſaubern Handſtücken, die ich mit Hülfe meines geſcheuten Begleiters, eines in meinen Dienſten ſtehenden Förſters, zuſammengebracht hatte, zum Theil auch von dem wohlwollenden Bergrathe Fröhlich zu Obernkirchen geſchenkt bekommen, war nebenbei das willkommene Ergebniß dieſer Reiſe, auf der ich ſo viel Schönes und Herliches kennen gelernt hatte. — Am Ende des Junius war ich zu Haus.

Doch ſchon in der Mitte des Julius war ich wieder auf einer geognoſtiſchen Reiſe begriffen, mein vaterländiſches Harzgebirge, das mir ſchon ſo gut, ſelbſt in den Bergwerken, bekannt war, vom weſtlichen bis zum öſtlichen Ende durchwandernd, und mit Halberſtadt beſchließend, wo ich bei meinem unvergeßlichen Bruder ein Paar Tage unter traulichen Mittheilungen und Erinnerungen an unſere Jugendzeit zubrachte.

Die Eröffnung des gemeinſchaftlichen Oberappellationsgerichts verzögerte ſich noch immer, und zwar ſehr gegen die Wünſche der Fürſtinn Pauline: es war

erforderlich, wieder auf eine regelmäßige Ausfüllung meiner Muße zu denken. Ich ſetzte an die Stelle des vollendeten Tacitus den Salluſtius, mich ſo in der Nachbildung des prachtvollſten hiſtoriſchen Styls verſuchend, und brachte, noch im Laufe des Jahres, die Ueberſetzung der übriggebliebenen beiden Hauptwerke des großen Hiſtorikers zu Stande. Dabei ſetzte ich meine mineralogiſchen und geognoſtiſchen Studien, und die Vervollſtändigung und Anordnung meiner nun ſchon bedeutend werdenden Sammlungen auf das Eifrigſte fort. Auch als Recenſent war ich in dieſer Zeit beſonders thätig; wie ich denn in mannichfachen Zeitſchriften eine Menge von Aufſätzen geliefert habe, von denen es mir ſehr ſchwer werden würde, ein vollſtändiges Verzeichniß aufzuſtellen. So verſtrich das Jahr 1816, und ich hatte alſo drei Jahre, fern von Amtsgeſchäften, lediglich meinen Studien leben können: ein triennium academicum, welches mir ſchöne Früchte getragen, und wenigſtens eben ſo viel werth iſt als mein erſtes. Für dieſe Gnade ſtatte ich Gott meinen heißeſten Dank ab.

Am 2ten Januar des folgenden Jahres (1817) wurde von dem herzoglich Braunſchweigiſchen Staatsminiſter Grafen von der Schulenburg, demſelben, welcher Präſident der Weſtphäliſchen Reichsſtände geweſen war, im Auftrage der vereinten Höfe, das ge-

meinſchaftliche Oberappellationsgericht zu Wolfenbüttel, unter dem Vorſitze des herzoglich Braunſchweigiſchen Geheimen-Raths von Schleinitz, inſtallirt. Dieſer würdige Staatsbeamte hatte früher im Braunſchweigiſchen Dienſte die Stelle eines Regierungs-Präſidenten zu Blankenburg, und während der Dauer des Königreichs Weſtphalens den Poſten eines Präſidenten des Criminalhofes zu Halberſtadt bekleidet, dann zu Wolfenbüttel der interimiſtiſchen Appellations-Commiſſion als Präſident vorgeſtanden, und war, zur Zeit der Inſtallation des neuen Gerichts, ſchon ſeit einigen Jahren auch Mitglied des Staatsminiſteriums zu Braunſchweig, woſelbſt er wohnte. — Unter der Regierung des Herzogs Karl, gleich den übrigen Mitgliedern des Miniſteriums der vormahligen vormundſchaftlichen Regierung, in Ungnade gefallen, wurde er von ſeinen Staatsämtern auf das willkührlichſte 1827 entlaſſen, und privatiſirte einige Zeit. Die Gerechtigkeit des jetzt regierenden Herzogs Wilhelm hat den ehrwürdigen Greis von neuem an die Spitze des Oberappellationsgerichts (ſo wie des Landes-Conſiſtoriums) geſetzt, und ſo ehret, nunmehr ſchon ſeit ſo manchem Jahre, das höchſte Gericht in ihm einen Vorſtand, deſſen treffliche Eigenſchaften uns ihn ſtets ehrwürdig gezeigt haben.

Vom Anfang des Januars 1817 war ich alſo wie-

der in Amtsthätigkeit in einem oberſten Gerichte, und gewiß nicht mit minderm Eifer als früher, wenn gleich daran gewöhnt, den Vorſitz zu führen. Dem Gerichte war es zur Pflicht gemacht, den Entwurf einer Oberappellationsgerichts-Ordnung binnen Jahresfriſt einzureichen. Ich bekam den Auftrag, dieſen Entwurf ſo abzufaſſen, daß meine Arbeit, den Berathungen des Collegiums unterworfen, nachher in einen von dieſen ausgehenden amtlichen Entwurf verwandelt werden könnte. Neben meinen gerichtlichen Geſchäften ging ich ſofort an dieſe mir beſonders werthe Arbeit, da ich ſo Gelegenheit bekam, manche Idee zur Verbeſſerung des gemeinen Deutſchen Proceſſes darzulegen. Mein Entwurf erſchien, »als Handſchrift gedruckt,« ſchon im Monate März 1817 unter dem Titel: Entwurf einer Ordnung des gemeinſchaftlichen Oberappellationsgerichtes des Herzogthums Braunſchweig und der Fürſtenthümer Waldeck und Pyrmont, Lippe und Schaumburg-Lippe zu Wolfenbüttel. (Wolfenbüttel, in 8°.) Dieſer Privat-Entwurf wurde bei den Berathungen des Gerichts zum Grunde gelegt, und, nachdem ſolche beendet, faßte ich, nach dem Reſultate derſelben, den officiellen Entwurf ab, der im Jahre 1818 gedrucket (Wolfenbüttel, in 4°) und den vereinten Höfen eingereichet wurde. — Wie

es jedoch bei Angelegenheiten geht, welche den Anſichten und Meinungen Vieler unterworfen ſind, ſo iſt — wiewohl auch dieſes officielle Project jetzt ſchon wieder einer Reviſion unterzogen worden — doch noch keine Ordnung für das gemeinſchaftliche höchſte Gericht in das Leben getreten, ſondern dieſes richtet ſich noch ſtets, wie proviſoriſch von den vereinten Höfen feſtgeſetzt worden, nach den Braunſchweigiſchen und allgemeinen Deutſchen Proceß-Vorſchriften; wobei ſich auch nicht der geringſte Nachtheil gezeigt hat, da im Jahre 1814 die Braunſchweigiſchen Proceß-Geſetze einer ſehr zweck- und ſachgemäßen Reform unterworfen wurden.

Jene legislatoriſchen Arbeiten waren meine Beſchäftigungen im Jahre 1817, wobei ich jedoch keineswegs meine Lieblings-Studien verſäumte; dieſe führten mich vielmehr wieder mehrmahls nach dem mir ſo lieben Harz, und im Auguſt, über Göttingen und Heiligenſtadt, nach dem Meisner — dieſem vulcaniſchen Gebirge, welches man ſo lange (gegen die Meinung älterer Geognoſten), faſt lächerlicher Weiſe, für ein Product des Waſſers gehalten hat — wo ich dann in der Ferne die Stadt Caſſel, in der ich ſo Vieles erlebt hatte, nicht ohne die mannichfachſten Empfindungen, vor mir liegen ſah. Bereichert mit ſchönen geognoſtiſchen Folgen, machte ich meine Rückreiſe über Heiligenſtadt, Stadt-

der in Amtsthätigkeit in einem oberſten Gerichte, und gewiß nicht mit minderm Eifer als früher, wenn gleich daran gewöhnt, den Vorſitz zu führen. Dem Gerichte war es zur Pflicht gemacht, den Entwurf einer Oberappellationsgerichts-Ordnung binnen Jahresfriſt einzureichen. Ich bekam den Auftrag, dieſen Entwurf ſo abzufaſſen, daß meine Arbeit, den Berathungen des Collegiums unterworfen, nachher in einen von dieſen ausgehenden amtlichen Entwurf verwandelt werden könnte. Neben meinen gerichtlichen Geſchäften ging ich ſofort an dieſe mir beſonders werthe Arbeit, da ich ſo Gelegenheit bekam, manche Idee zur Verbeſſerung des gemeinen Deutſchen Proceſſes darzulegen. Mein Entwurf erſchien, »als Handſchrift gedruckt,« ſchon im Monate März 1817 unter dem Titel: Entwurf einer Ordnung des gemeinſchaftlichen Oberappellationsgerichtes des Herzogthums Braunſchweig und der Fürſtenthümer Waldeck und Pyrmont, Lippe und Schaumburg-Lippe zu Wolfenbüttel. (Wolfenbüttel, in 8°.) Dieſer Privat-Entwurf wurde bei den Berathungen des Gerichts zum Grunde gelegt, und, nachdem ſolche beendet, faßte ich, nach dem Reſultate derſelben, den officiellen Entwurf ab, der im Jahre 1818 gedrucket (Wolfenbüttel, in 4°) und den vereinten Höfen eingereichet wurde. — Wie

es jedoch bei Angelegenheiten geht, welche den Anſichten und Meinungen Vieler unterworfen ſind, ſo iſt — wiewohl auch dieſes officielle Project jetzt ſchon wieder einer Reviſion unterzogen worden — doch noch keine Ordnung für das gemeinſchaftliche höchſte Gericht in das Leben getreten, ſondern dieſes richtet ſich noch ſtets, wie proviſoriſch von den vereinten Höfen feſtgeſetzt worden, nach den Braunſchweigiſchen und allgemeinen Deutſchen Proceß-Vorſchriften; wobei ſich auch nicht der geringſte Nachtheil gezeigt hat, da im Jahre 1814 die Braunſchweigiſchen Proceß-Geſetze einer ſehr zweck- und ſachgemäßen Reform unterworfen wurden.

Jene legislatoriſchen Arbeiten waren meine Beſchäftigungen im Jahre 1817, wobei ich jedoch keineswegs meine Lieblings-Studien verſäumte; dieſe führten mich vielmehr wieder mehrmahls nach dem mir ſo lieben Harz, und im Auguſt, über Göttingen und Heiligenſtadt, nach dem Meisner — dieſem vulcaniſchen Gebirge, welches man ſo lange (gegen die Meinung älterer Geognoſten), faſt lächerlicher Weiſe, für ein Product des Waſſers gehalten hat — wo ich dann in der Ferne die Stadt Caſſel, in der ich ſo Vieles erlebt hatte, nicht ohne die mannichfachſten Empfindungen, vor mir liegen ſah. Bereichert mit ſchönen geognoſtiſchen Folgen, machte ich meine Rückreiſe über Heiligenſtadt, Stadt-

Worbis, Bleicherode, Nordhauſen und Ilefeld, deſſen Inſtitute ich meinen älteſten Sohn und Reiſegefährten, Friedrich, anvertraute *); der auch dort drei Jahre lang zu ſeinem großen Nutzen geweſen iſt. Gern hätte ich zu Ilefeld meinen ehemahligen Collegen im Staatsrathe zu Caſſel, Leiſt, beſucht, der hier den Poſten eines Beamten und Hoheits-Commiſſairs in der Grafſchaft Hohenſtein bekleidete; aber er war damahls auf ſeiner Miſſion nach Rom, um, unter dem Geſandten von Ompteda, ein Concordat für Hannover mit Seiner päpſtlichen Heiligkeit abzuſchließen; ein Geſchäft, das zuletzt, zur Zufriedenheit aller Parteien, von dem Miniſter von Reden zu Stande gebracht worden, welcher, rühmlich bekannt durch ſeine umfaſſenden hiſtoriſchen Arbeiten, kürzlich in hohem Alter, als Geſandter am Preußiſchen und am Sächſiſchen Hofe, zu Berlin geſtorben iſt.

Alle Gerichtsferien zu Harz-Reiſen benutzend, feierte ich das Reformations-Feſt am 31ſten October in der feſtlich geſchmückten Kirche zu Ilſenburg, denn ich würde mir ein Gewiſſen daraus gemacht haben, an einem für die ganze Chriſtenheit ſo wichtigen Tage den Gottesdienſt zu verſäumen. Nach geendigtem Gottesdienſte

*) Jetzt Aſſeſſor bei dem herzogl. Conſiſtorium zu Wolfenbüttel.

begab ich mich allein, bei ſchon herannahender Nacht, auf den mir ſo bekannten Wegen, auf die Spitze des Brockens, wo ich, zu nicht geringer Verwunderung meines alten Bekannten, des originellen Brockenwirths Gerlach, in tiefer Finſterniß glücklich das ſchon verſchloſſene Haus erreichte. Aus meinen Studentenjahren iſt mir übriggeblieben, mit Luſt ähnliche Wagſtücke zu übernehmen; daher ich denn auch einſt, am 2ten Januar 1816, bei tiefem Schnee, furchtbarer Kälte und Sturm, mit meinem Bruder Georg, die ganze Reiſe zu Fuß machend, den Brocken erſtieg: ein Unternehmen, welches Gerlach noch jetzt den Brockenwanderern als etwas Außerordentliches erzählt, wenn er ſich bei ihnen erkundigt, mich zu lange vermiſſend, ob ich auch noch unter den Lebenden wandele. Ich habe nicht umhingekonnt, auch dem Brockenwirthe Gerlach, der mich ſo oft in ſeiner Behauſung aufgenommen, eine Stelle in meinen Jahrbüchern einzuräumen; denn ich bin auf dem ehrwürdigen Brocken mehr als vierzig Mahle geweſen, und zwar von allen Seiten ihn erſteigend, und zu jeder Jahreszeit ihn verſuchend. Und wie manche der Freuden hat dieſes ernſte, vaterländiſche Gebirge, von den früheſten Jugendzeiten, da ich es mit meinem Vater zum erſten Mahle im Jahre 1789 beſtieg, bis zu meinem jetzigen Alter, mir gewähret! — Wie manches

gar auf jene Urzeiten zurück, wo noch kein ſtattliches Gebäude, im Style der troglodytiſchen Baukunſt, den Gipfel des alten Bructerus krönte, wo die Nächte im gräflichen Luſthauſe der Heinrichshöhe auf idylliſchem Strohlager hingebracht werden mußten, wo, in bunter Reihe gelagert, die Pilger und Pilgerinnen traulich die Nächte durchwachten, oder, wenn ſie es konnten, durchſchliefen, — wo oft der muntere Student, von einem ſchönen Halberſtädtiſchen Fräulein vorſichtig durch die nachbarliche ehrwürdige Matrone geſchieden, bei dem Scheine der verlöſchenden Lampe über die Nachbarinn forſchend hinwegſchauend, einige Reize der Schlaf-lügenden Schönen aufzuhaſchen ſtrebte, während die nächtlichen Geſpräche mit der ehrwürdigen Nachbarinn ſo eingerichtet wurden, daß ſie auf die wache Schläferinn den beſten Eindruck machen möchten: — ja, das waren Stunden der Jugend, die nicht wiederkehren!

Als aber einſt in jener Urzeit der Brockenwagen, bei einem furchtbaren Gewitterregen und unter Stürmen, welche die ſchiffezertrümmernde Adria nicht kräftiger zu liefern vermocht haben würde, eine ganze Schaar zarter Damen, tüchtig durchweichet, vor den Heinrichshöher-Steinhöhlen ablieferte, während wir rüſtige Burſche trocken und gemüthlich unſern Cichorien-Kaffee verzehrten, nun guter Rath theuer war, wo die aus dem

Luft- und Waſſerbade tretenden Schönen ihre Toilette machen ſollten — denn ein Zimmer hatte nur das ſchützende Gebäude, — und wir da keinen Augenblick anſtanden, uns in einen Holzſchuppen zurückzuziehen, um mit ritterlicher Galanterie den Damen das Feld zu laſſen, — nicht ohne eigennützige Gedanken, die Belohnung in freundlichen Blicken, die uns auch von den Mädchen in hinlänglichem Maaße nachher wurden, erwartend: wahrlich, dieſes übertraf Alles, was wir an Brockenabenteuern erlebt hatten; ſelbſt die fürſtlichen Bekanntſchaften nicht ausgenommen, die uns der alte Zauberer verſchaffte! — Solche Erinnerungen bietet der graue, nebelumhüllte König der Harziſchen Gebirge dar, in deſſen Stammbuch, ergriffen von der jetzigen Unſicherheit menſchlicher Herrſchaft, ich einſt folgende Diſtichen einſchrieb.

Der Wanderer.

Bructerus, der du ſo lange die Berge des Harzes beherrſchteſt,
Wird denn in unſerer Zeit dir noch nicht bang' um den Thron?

Der Brocken.

Redlicher Wandrer, du hältſt uns Berge den Menſchen vergleichbar:
Die ich beherrſche, ſind reich; ich, der Beherrſcher, bin arm. *)

*) Der Brocken iſt arm an Erzen; ſeine Umgebungen ſind daran reich.

Zu den schönsten Erwerbungen meiner vielfachen Harzreisen rechne ich den Umstand, einem der trefflichsten Fürsten, die jemahls in Deutschland regierten, dem Herzoge Alexius Friedrich Christian von Anhalt-Bernburg, dem Bruder der unsterblichen Fürstinn Pauline, bekannt geworden zu seyn. Es ist so gewöhnlich, die Fürsten »Väter des Vaterlandes« zu nennen, daß man Anstand nehmen möchte, sich eines Ausdruckes zu bedienen, der durch Schmeichler jeden Werth verloren zu haben scheint, und doch ist er zu schön, um ihn da nicht anzuwenden, wo er bezeichnend ist. Ist dieses irgendwo der Fall, so ist es in Beziehung auf den Herzog Alexius von Anhalt-Bernburg. In das Land dieses Fürsten muß Jeder kommen, der die weiseste und zweckmäßigste Regierung eines Deutschen Fürstenthums kennen lernen will. Alles blühet, der Landbau, der Bergbau, das Hüttenwesen, das bürgerliche Gewerbe, der Unterricht. Das Land gleicht einem Garten, der von sorgfältiger Hand gepfleget, zugleich Nutzen und Vergnügen gewähren soll. Das innerste Heiligthum dieses Zaubergartens ist gleichsam das reizende Alexisbad, wohin zwischen den Schieferfelsen, welche das Selkethal bilden, ein Weg führt, der einzig im ganzen Deutschen Vaterlande genannt werden kann. In dieser seiner Schöpfung muß man den Herzog Ale-

rius ſehen, um ihn eben ſo ſehr zu lieben, als man ihn achten lernt, wenn man ſein ſchönes Land durchreiſet und allenthalben die Spuren ſeiner väterlichen Sorgfalt erblickt. Unter die ſchönſten Tage meines Lebens rechne ich diejenigen, die ich hier in der belehrenden und erfreuenden Nähe eines ſolchen Fürſten verlebte, der mich ſo ſehr mit ſeinem Wohlwollen beehret hat, daß er mich in Wolfenbüttel in meinem Hauſe mit ſeinem Beſuche beglückte.

In dem ſchönen Selkethale, deſſen ich eben erwähnte, wohnt, auf dem Hüttenorte Mägdeſprung, einer meiner Freunde, der Bergrath Zinken, Chef des Anhalt-Bernburgiſchen Berg- und Hüttenweſens, der Bruder meines alten Jugendfreundes, des Hofmedicus Zinken genannt Sommer. Wie könnte ich des Selkethales gedenken, ohne ſeiner zu erwähnen! Dieſem gründlichen Mineralogen und Geognoſten verdanke ich eben ſo viel durch ſeine geiſtreichen Unterhaltungen, als meine Sammlungen durch ſeine freundſchaftlichen Bemühungen an Vollſtändigkeit gewannen. Er iſt unſtreitig einer der gelehrteſten Kenner des Harzgebirges, von deſſen öſtlichem Theile er die genaueſte geognoſtiſche Karte geliefert hat.

Welch ein umfaſſendes Werk über den ſchönen und ehrwürdigen Harz könnte nicht aus einer Verbindung

Zinkens mit dem gelehrten Doctor Hartmann, Berg- und Hüttenbeamten zu Blankenburg, hervorgehen; deſſen bei dem Harze zu erwähnen, mich ebenfalls Dankbarkeit antreibt! Gelehrte dieſer Art beweiſen, daß der Harz an wiſſenſchaftlich gebildeten Männern dem Erzgebirge nicht nachſtehet, wenn gleich jener keinen Werner hervorgebracht hat.

Einen ganz eigenen Reiz haben Reiſen durch die Harzgebirge auch dadurch, daß ſie uns nicht nur ſo recht eigentlich in das Deutſche Mittelalter, ſondern ſogar in die Deutſche Zauberwelt verſetzen. — Hier ſtellte Heinrich der Erſte ſeine Vogelnetze auf; hier prangte in kaiſerlicher Pracht Otto der Große; hier ſtarb unſer Braunſchweigiſcher Otto IV, verlaſſen, mit dem Glücke, von den Freunden. Sagen von ſchönen Fräulein giebt es wohl nirgend mehr als auf dem Harze. Sie liebten kühne Ritter, ſo wie es noch jetzt üblich iſt, und wenn ſie ſpröder waren, ſo waren dafür auch die Ritter unternehmender, und wurden nicht ſo früh altklug, als unſere zu einem Hambacher Feſte wandernden Jünglinge.

Auch an Geſpenſtern, Gnomen und Elfen fehlt es noch jetzt nicht auf dem Harze. Das Brockengeſpenſt habe ich ſelbſt in einer Nebelwolke, der aufgehenden Sonne gegenüber, meine eigene Geſtalt nachahmend, in furchtbarer Rieſengröße geſehen. Die Gnomen haben

ſich in die Tiefe der Schachten zurückgezogen, wo ſie dem heitern Bergmann oft neckend entgegentreten, denn dieſe Poeſie darf niemahls ſeinem ernſten und gefährlichen Geſchäfte fehlen. — Die Elfen aber finden ſich bei warmen Sonnenſcheine, im ſpätern Frühling, in jedem Blumen- und Schattenthale des Harzes.

Wenn der Blüthen Frühlings-Regen
Ueber alle ſchwebend ſinkt,
Wenn der Berge grüner Segen
Allen Erdgebornen blinkt,
Kleiner Elfen Geiſtergröße
Eilet, wo ſie helfen kann,
Ob er heilig? ob er böſe?
Jammert ſie der Unglücksmann.

(Göthe.)

Hierher fliehe, wem das Herz verwundet iſt, wer die Geliebte, wer den Freund verlor, wen Undankbarkeit gegen die Menſchen erbitterte; die anmuthigen kleinen Geiſter werden ihn verſöhnend helfen.

Wenn ich in wenigen Jahren, nach meinem Alter, die Erde verlaſſen muß, ſo trenne ich mich von keinem Orte mit mehrerer Rührung und — darf man dieſes von Orten ſagen — mit mehrerer Zärtlichkeit als von meinem alten Harze.

Die rechtmäßige Regierung des Herzogthums Braunſchweig war ſeit dem Ende des Jahres 1813 wieder in dem Beſitze der oberſten Staatsgewalt, und ſeit dem glorreichen Tode des Herzogs Friedrich Wilhelm (16ten Junius 1815) wurde dieſe durch die vormundſchaftliche Regierung des Prinzen-Regenten, nachherigen Königs Georg IV, für den minderjährigen Herzog Karl Friedrich Auguſt Wilhelm (Karl II), unter der oberſten Leitung des Grafen von Münſter, ausgeübt. Wenn ich, nicht unbekannt in der Braunſchweigiſchen Geſchichte, dieſe Regierungsperiode, welche bis zum 30ſten October 1823, dem Tage des Regierungsantrittes des Herzogs Karl, alſo etwas über acht Jahre, gedauert hat, für eine der glücklichſten ausgebe, deren ſich jemahls das Herzogthum Braunſchweig erfreute, ſo muß ſolche Aeußerung um ſo unparteiiſcher erſcheinen, da dieſe Regierung keine Gelegenheit gefunden hat, mir irgend eine Begünſtigung oder Auszeichnung binnen den acht Jahren ihrer Dauer zukommen zu laſſen. Was mir in dieſer Periode Ehrenvolles und Nützliches zu Theil geworden, habe ich (außer der Fürſtinn Pauline zur Lippe, wie ich bereits dankbar erwähnte) lediglich meinen Mitſtänden und Mitbürgern zu verdanken, deren Vertrauen ich zu erwerben das mir unſchätzbare Glück hatte: ein Umſtand, der mich keinesweges betrübt.

Schon waren drei Jahre verſtrichen, ohne daß die Regierung Anſtalt machte, die rechtmäßige ſtändiſche Verfaſſung des Landes wieder in das Leben zurückzurufen; ſie regierte vielmehr ſo völlig uneingeſchränket, als wenn das Herzogthum niemahls Landſtände gehabt hätte; ſelbſt die Bundesacte vom 8ten Junius 1815, deren 13ter Artikel ſo deutlich ausſprach: »In allen Bundesſtaaten wird eine landſchaftliche Verfaſſung Statt finden,« bewirkte hierin keine Aenderung. Auch kann man nicht leugnen, daß es außerordentlich bequem iſt, unter uneingeſchränkten Verhältniſſen zu regieren; ja noch mehr, daß auf ſolche Weiſe der eigentliche Zweck der oberſten Staatsgewalt, wenn die uneingeſchränkte Regierung nur zum Beſten des Ganzen angewendet wird, völlig erfüllt werden kann; eine Garantie der Dauer wird jedoch fehlen. Das Herzogthum und ſeine Stände hatten aber ihre beſtimmten ſtaatsrechtlichen Privilegien (um mich hier nicht unpaſſend der alten Feudal-Bezeichnung auf gut Engliſch zu bedienen), es war ſchlechterdings kein Recht vorhanden, ihnen die Ausübung dieſer Privilegien, nachdem der Landesherr ſeine Rechte und Prärogativen wieder empfangen, auch nur einen Tag vorzuenthalten, denn ihr Recht war eben ſo heilig und unverletzlich als das Recht des Fürſten ſelbſt. Auch kann ſich Jemand unmöglich, mit rechtlichem Er-

Die rechtmäßige Regierung des Herzogthums Braunschweig war seit dem Ende des Jahres 1813 wieder in dem Besitze der obersten Staatsgewalt, und seit dem glorreichen Tode des Herzogs Friedrich Wilhelm (16ten Junius 1815) wurde diese durch die vormundschaftliche Regierung des Prinzen-Regenten, nachherigen Königs Georg IV, für den minderjährigen Herzog Karl Friedrich August Wilhelm (Karl II), unter der obersten Leitung des Grafen von Münster, ausgeübt. Wenn ich, nicht unbekannt in der Braunschweigischen Geschichte, diese Regierungsperiode, welche bis zum 30sten October 1823, dem Tage des Regierungsantrittes des Herzogs Karl, also etwas über acht Jahre, gedauert hat, für eine der glücklichsten ausgebe, deren sich jemahls das Herzogthum Braunschweig erfreute, so muß solche Aeußerung um so unparteiischer erscheinen, da diese Regierung keine Gelegenheit gefunden hat, mir irgend eine Begünstigung oder Auszeichnung binnen den acht Jahren ihrer Dauer zukommen zu lassen. Was mir in dieser Periode Ehrenvolles und Nützliches zu Theil geworden, habe ich (außer der Fürstinn Pauline zur Lippe, wie ich bereits dankbar erwähnte) lediglich meinen Mitständen und Mitbürgern zu verdanken, deren Vertrauen ich zu erwerben das mir unschätzbare Glück hatte: ein Umstand, der mich keinesweges betrübt.

Schon waren drei Jahre verſtrichen, ohne daß die Regierung Anſtalt machte, die rechtmäßige ſtändiſche Verfaſſung des Landes wieder in das Leben zurückzurufen; ſie regierte vielmehr ſo völlig uneingeſchränket, als wenn das Herzogthum niemahls Landſtände gehabt hätte; ſelbſt die Bundesacte vom 8ten Junius 1815, deren 13ter Artikel ſo deutlich ausſprach: »In allen Bundesſtaaten wird eine landſchaftliche Verfaſſung Statt finden,« bewirkte hierin keine Aenderung. Auch kann man nicht leugnen, daß es außerordentlich bequem iſt, unter uneingeſchränkten Verhältniſſen zu regieren; ja noch mehr, daß auf ſolche Weiſe der eigentliche Zweck der oberſten Staatsgewalt, wenn die uneingeſchränkte Regierung nur zum Beſten des Ganzen angewendet wird, völlig erfüllt werden kann; eine Garantie der Dauer wird jedoch fehlen. Das Herzogthum und ſeine Stände hatten aber ihre beſtimmten ſtaatsrechtlichen Privilegien (um mich hier nicht unpaſſend der alten Feudal-Bezeichnung auf gut Engliſch zu bedienen), es war ſchlechterdings kein Recht vorhanden, ihnen die Ausübung dieſer Privilegien, nachdem der Landesherr ſeine Rechte und Prärogativen wieder empfangen, auch nur einen Tag vorzuenthalten, denn ihr Recht war eben ſo heilig und unverletzlich als das Recht des Fürſten ſelbſt. Auch kann ſich Jemand unmöglich, mit rechtlichem Er-

trags eine so große Wichtigkeit, daß ich (ich schäme mich nicht, dieses zu gestehen) mich dem Schutze des Höchsten empfahl, als ich zu der Conferenz ging, welche, nach einer Dauer von mehrern Stunden, in denen ich meine ganze Beredsamkeit aufbot, den glücklichen Erfolg hatte, daß ich, obwohl nicht vollkommen, doch in allen wesentlichen Punkten, und namentlich ganz in dem angeführten, meinen Zweck erreichte. Dieses geschah am 22sten December 1819 *). — Als einen der glücklichsten Tage meines Lebens verzeichnete ich diesen in meiner Hausbibel; auf alterthümliche Weise gläubig dem Wesen der Wesen eine bestimmte Einwirkung zu Allem, was Gutes, Edeles und Großes geschieht, zugestehend. Mag man die Wirkungen des Gebets immer für abergläubig achten, indem die Ereignisse, als aus Ursachen erfolgend, die kettenmäßig zusammenhängen, nicht durch übernatürliche Art bestimmet werden: so bestimmt sie jedoch gewiß der Wille der Menschen und dessen Aeußerung (wenn es überall, wie ich jedoch glaube, Freiheit giebt), und eben dieser Wille wird durch ein Anschließen an den höchsten Willen auf das äußerste gesteigert und also unendlich kräftiger. — Ist nun gleich die Verfassungs-Urkunde, zu deren Errichtung ich damahls nach

*) S. meine staatswissenschaftl. Mittheilungen, 1s Heft. S. 89.

Kräften und mit ganzer Seele beitrug, aufgehoben, hat ſie auch einer andern Urkunde Platz machen müſſen *), ſo iſt doch jenes wichtige Privilegium der Braunſchweigiſchen Landſchaft auch in dieſe übergegangen, nachdem es allein möglich gemacht hatte, das Land zu retten; und ſo möchte ich glauben, auch in dieſer Hinſicht nicht vergeblich gelebt und gewirkt zu haben. Ich zweifele aber nicht, daß der Geheime-Rath von Schmidt-Phiſeldeck in ſeinen nachherigen Verhältniſſen, in denen er die Einwirkungen der Willkühr ſo ſehr erfahren, und als er vernommen, welchen wichtigen und entſcheidenden Gebrauch die Braunſchweigiſche Landſchaft im Jahre 1830 von jenem Recht der Selbſt-Zuſammenberufung gemacht hat, er auch meinem ſo ernſtlichen Beſtreben, es zu retten, vollſtändige Gerechtigkeit habe widerfahren laſſen.

Der ſchönſte und edelſte Lohn, den Stände ihrem Mitſtande gewähren können, wurde mir aber auch für meine eifrigen Bemühungen zu Theil, indem die erſte Section der Stände mich am 24ſten November 1820 zum Mitgliede des engern Ausſchuſſes der Landſchaft und Landesſteuerrathe erwählte, in welchem Poſten mich der König von Großbritannien, als vormundſchaftlicher

*) Der neuen Landſchafts-Ordnung vom 12ten October 1832.

Regent des Herzogthums, unter dem 22ſten Mai 1821 beſtätigte. Se. Durchlaucht der Fürſt von der Lippe erlaubte mir die Annahme dieſes Poſtens, der mich in die angenehmſten collegialiſchen Verhältniſſe verſetzte, mich wöchentlich einmahl, nämlich jede Mittwoche, nach Braunſchweig (welche Stadt, nur eine Meile von Wolfenbüttel, wo ich wohne, entfernt, mit dieſer gleichſam als eine Stadt angeſehen werden kann), in die Sitzung des Landesſteuer-Collegiums führte, und mich ſo in beſtändiger genauer Kenntniß der Landesangelegenheiten, beſonders in finanzieller Hinſicht, gehalten hat. — Dieſem Poſten verdanke ich die genauere Bekanntſchaft mit zwei ſehr edeln und rechtſchaffenen Männern, meinen Collegen im engern Ausſchuſſe der Landſchaft, dem Cammerpräſidenten von Bülow und dem Landes-Steuerrath Langerfeldt *). Stets treu verbunden ſtrebten wir nach allen Kräften, das Beſte des geliebten Vaterlandes gegen Willkühr zu erwirken. [Als am 1ſten Januar 1833 das Landesſteuer-Collegium zum Theil durch eine Steuer-Direction erſetzt wurde, bin ich von des Herzogs Wilhelm Durchlaucht zum Director dieſer Behörde ernannt. (1833.)]

In dem nach der neuen Verfaſſung (1822) fortge-

*) Jetzt Geheimer Finanzrath. (1833.)

ſetzten Landtage, der mit dem wichtigen Landtagsabſchiede vom 4ten Julius 1823 geſchloſſen iſt, durch welchen ſo manche Gegenſtände der Staats-Verwaltung geordnet wurden, hatte ich die Ehre, in einer bedeutenden Zahl von Commiſſionen den Vorſitz zu führen, und beſtrebte mich, ſo viel ich es vermochte, zum Beſten des Ganzen mitzuwirken. Nichts gewährte mir aber ein reineres und größeres Vergnügen, als daß ich es durch meinen lebhaften Widerſtand und dringende Vorſtellungen in einer Miniſterial-Conferenz durchſetzte, daß die entehrende blutige Geißel (die ſogenannte Stripſe, welche aus dem Engliſchen Militairdienſt in den Braunſchweigiſchen verpflanzet war), die das grauſame Spitzruthenlaufen bisher erſetzt hatte, aus dem neuen Militär-Straf-Codex verbannet wurde. Was ich vorherſagte, iſt eingetroffen: der Braunſchweigiſche Soldat, ehrenmäßig behandelt, iſt nicht weniger für Ehre empfänglich geweſen, als der Franzoſe, und hat gezeigt, daß es entehrender Strafen nicht bedürfe, um ihn zum tüchtigen Krieger zu bilden.

So ſehr in den Jahren 1819 — 1821 mich auch gerichtliche und landſchaftliche Arbeiten beſchäftigten, ſo fand ich, bei der äußerſt ſorgſamen Eintheilung und Be-

nutzung der Zeit, an welche ich gewöhnt bin, und in der ich mein Glück finde, doch noch hinlängliche Muße, des Scipio Breislak großes geologiſches Werk*) nicht nur zu überſetzen, ſondern, welches mir die Hauptſache war, daſſelbe zu commentiren und zu berichtigen. Mit einer höchſt ſeltenen und wahrhaftig großartigen Aufrichtigkeit hat Breislak ſelbſt, in einem an mich gerichteten Briefe, d. d. Mailand, den 4ten Febr. 1822, meine Bemühungen um ſein Hauptwerk anerkannt. Dieſer Brief ſcheint mir von einer ſo ſeltenen Beſchaffenheit zu ſeyn, daß ich mir das Vergnügen mache, zur

*) Introduzione alla geologia di Scipione Breislak, amministratore ed inspettore de' nitri e delle polveri del regno d'Italia. Milano, dalla stamperia reale. 1811. 2 Tomi.

Nachher erſchien eine verbeſſerte und ſehr vermehrte Franzöſiſche Ausgabe, welche nach der Handſchrift des Verfaſſers überſetzt iſt, aber nicht ſelten fehlerhaft, ſo daß es nothwendig war, ſtets das Italiäniſche Original, wo es denſelben Text enthielt, zu Rathe zu ziehen. — Dieſe Franzöſiſche Ausgabe führt den Titel:

Institutions géologiques par Scipion Breislak. Traduites du manuscrit italien en français par P. J. L. Campmas. Trois volumes, avec un atlas de 56 planches. Milan, à l'imprimerie impériale et royale.

Meine Ueberſetzung erſchien ebenfalls in drei, jedoch der Zuſätze und Anmerkungen wegen, weit ſtärkern Bänden, unter dem Titel: Scipio Breislak's Lehrbuch der Geologie. Braunſchweig, bei Fr. Vieweg, 1819—1821.

gemeinſchaftlichen Ehre für den auch nun ſchon verewigten Breislak und für mich, ihn hier im Original (dem ich eine Ueberſetzung hinzufüge) mitzutheilen.

»Pregiatissimo Signore!

Presso un librajo di questa città ho veduto un esemplare della traduzione tedesca, di cui Ella ha onorato le mie Istituzioni geologiche, ne ho fatto l'acquisto; e coll' ajuto di un amico interprete, procuro di conoscere molte delle sue dotte ed interessanti aggiunte. — Molto piacere mi hanno recato le riflessioni, da Lei poste al § 54, che ho trovato giustissime; e che mi hanno convinto sempre più, che una falsa apparenza di luce sovente ci abbaglia, in modo che perdiamo di vista le verità più luminose, ed anche più conosciute. Ma se in quel § cedo volontieri il campo, mi pare che in qualche altero articolo di critica potrei combattere, se non colla speranza di vincere (ciò che e ben difficile con un aversario suo pari), almeno per onore delle armi. Ma ne Lei, ne io, abbiamo tempo da perdere in discussioni, che al fine non sono di grande interesse. Ma non tralascierò per altro di dirle, che sono stato molto sensibile ai modi urbani e gentili, con i quali Ella ha condito le sue critiche, ed ha proposto le sue opinioni, quando sono divergenti dalle mie; co-

me ancora alle lodi, le quali, benche connosca di non meritare, pure, procedendo da Lei, hanno lusignato molto il mio amor proprio.

Se il suo lavoro si fosse limitato ad una semplice traduzione, confesso, che mi sarebbe dispiaciuto; persuaso, che quasi tutti i dotti della Germania intendono il francese; ma le nummerose note, e le belle aggiunte, che Ella ha fatte al opera, l'hanno resa veramente utile a tutti quelli, che coltivano la geologia: quindi sacrifizio il mio interesse particolare all' utile, molte piu nobile, della scienza, e La ringrazio non tanto dell' onore, che mi ha fatto, occupandosi di una mia produzzione molto imperfetta, quanto del vantaggio, che ha recato ai geologi, purgandola dagli errori, e rendendola veramente ricca ed istruttiva.

E poco tempo, che ho pubblicato una memoria sulla giacitura di alcune roche granitose e porfiroidi del Tirolo: se mai gradisse di aversa, bramo che si compiaccia indicarmi il mezzo col quale posso fargliela giungere.

Attualmente sto terminando un piccolo lavoro, il quale, benche risguardi una località particulare, pure potrà essere di qualche interesse, poiche si tratta del terrene di trasporto del territorio Milanese. . . etc.

Gradisca, pregiatissimo Sig^r. Barone, i miei omaggi, e le sincere proteste di quella somma stima, e rispettosa consideratione, colla quale ho l'onore di rassegnarmi

Milano, 4. Febbrajo 1822.

di Lei etc. etc.

Scipione Breislak.«

»Hochgeschätzter Herr,

Bei einem hiesigen Buchhändler fand ich ein Exemplar der Deutschen Uebersetzung, welcher Sie meine geologischen Institutionen werth gehalten haben, und habe ich nicht verfehlt, es mir anzuschaffen. Jetzt suche ich, mit Hülfe eines übersetzenden Freundes, Ihre vielen gelehrten und interessanten Zusätze zu diesem Werke kennen zu lernen. Ein großes Vergnügen haben mir die Bemerkungen verschafft, welche Sie meinem 54sten § hinzufügten. Sie haben mich in der Ueberzeugung bestärkt, daß ein falscher Schein von Licht uns oftmahls auf eine solche Weise blendet, daß uns die leuchtendsten und selbst bekanntesten Wahrheiten entgehen. Wenn ich auch in diesem § Ihnen gern das Feld räume, so scheint es mir doch, als wenn ich einige andere Ihrer Kritiken wohl bestreiten könnte, wenn auch nicht mit der Hoffnung des Sieges, denn dieser möchte schwer werden, doch der Ehre des Kampfes wegen. Wir würden

jedoch Beide vergeblich Zeit bei einem Streite verlieren, der an sich nicht bedeutende Gegenstände betreffen würde. Ich kann es mir aber nicht versagen, Ihnen hierdurch auszudrücken, wie dankbar ich für die urbane und höfliche Art bin, mit welcher Sie Ihre Kritiken und abweichenden Ansichten vorgetragen haben; wie nicht weniger für die Lobsprüche, mit denen Sie mich beehren. Sehe ich gleich ein, daß ich sie nicht verdiene, so schmeicheln sie dennoch, da sie von Ihnen kommen, sehr meine Eigenliebe.

Wenn Ihre Arbeit nichts als eine Uebersetzung meines Werkes gewesen wäre, so, ich gestehe es, würde sie mir nicht angenehm gewesen seyn; denn ich bin überzeugt, daß fast alle Deutsche Gelehrte die Französische Sprache verstehen: aber die zahlreichen Anmerkungen und Zusätze, mit denen Sie mein Buch beschenkten, haben es Jedem, der sich mit Geologie beschäftigt, nützlich gemacht. So bringe ich denn gern mein eigenes Interesse dem weit edelern allgemeinen Nutzen der Wissenschaften zum Opfer, und statte Ihnen hierdurch um so aufrichtiger meinen Dank für die Ehre ab, daß Sie sich mit meinem unvollkommenen Werke haben beschäftigen wollen, da den Geologen daraus der Vortheil erwachsen ist, es von Irrthümern gereinigt, nunmehr wahrhaft reich und unterrichtend zu besitzen.

Vor kurzem habe ich eine Schrift über die Lagerungsverhältniſſe einiger granitiſchen und porphyrartigen Felſen Tyrols herausgegeben. Könnte es Ihnen angenehm ſeyn, dieſe Schrift zu leſen, ſo bitte ich, mich in Kenntniß zu ſetzen, wie ich ſie Ihnen zugehen laſſen kann.

Ich beende jetzt eine Abhandlung über einen freilich localen Gegenſtand, der jedoch nicht ohne Intereſſe ſeyn möchte. Er betrifft nämlich die aufgeſchwemmten Erdlager des Mailändiſchen u. ſ. w.« (Der übrige Theil des Briefes betrifft Gegenſtände, die nur den Geologen von Intereſſe ſeyn können.)

»Genehmigen Sie u. ſ. w.

Mailand, am 4. Februar 1822.

Scipio Breislak.«

Wenn man bedenket, daß ein Mann von einem Europäiſchen Rufe, der gewiſſermaaßen als der Schöpfer der heutigen Geologie, wenigſtens in ſo weit angeſehen werden kann, daß er zuerſt gründlich und beweiſend den Vulcanismus (dieſes Wort hier dem Waſſer-Syſtem entgegenſtellend) in ein zuſammenhängendes Syſtem brachte, mit ſolcher Beſcheidenheit und Anerkennung eines fremden, doch ſtets ſehr untergeordneten Verdienſtes ſchreibt: ſo wird man von einer wahrhaften

Bewunderung hingerissen: — ja, mit der größten Achtung, die ich für meine Deutschen Landsleute habe, sey es gesagt, — ich halte es für fast unmöglich, daß sich ein Deutscher Professor zu solchen Anerkennungen und Bekenntnissen verstehen könne, wenn er auch noch so sehr Unrecht haben sollte.

So möge denn obiger Brief in meiner Lebensbeschreibung stehen, als ein ehrendes Zeugniß, daß ich so glücklich war, das Wohlwollen jenes verdienten und berühmten Mannes zu erwerben.

Den dritten Band meines Deutschen Breislak widmete ich meinem Schwager, dem Grafen Röttcher von Veltheim (auf Harbke), theils um ihm ein kleines Denkmahl meiner Liebe und Freundschaft zu hinterlassen, denn dieser wahrhaft edele und hochgebildete Mann hat mir die seine seit einer langen Reihe von Jahren geschenket, theils um es der Mitwelt (welche die Verdienste der Verstorbenen nur zu leicht vergißt) in das Gedächtniß zurückzurufen, daß es sein verewigter Vater, der Berghauptmann August Ferdinand Graf von Veltheim war, der die Grundzüge des Breislakschen vulcanischen Systems mit so vieler Genialität und philosophischer Bestimmtheit, lange vor Breislak, darlegte *).

*) Gedanken über die Bildung des Basaltes und die vormahlige

Die Grundzüge der Cosmogenie, welche ich, als Beilage VII, dem dritten Bande von Breislaks Lehrbuche der Geologie hinzufügte, enthalten meine Ideen über die Entstehung des Sonnensystems. — Doch, wer dringt in diese Tiefen der Natur?! —

Das Jahr 1822 brachte mir ein Fest eigenthümlicher, ja ganz einziger Art. Es war der 29ste Mai, als die dahingeschiedene Akademie Julia Carolina von dreihundert und sieben und dreißig dankbaren Zöglingen derselben zu Helmstädt wieder, freilich nur auf Einen Tag, in das Leben zurückgebannet wurde. Unter dem feierlichen Geläute der Glocken begab sich der Zug von dem Rathhause nach dem in alterthümlicher Pracht der Zeit trotzenden Universitäts-Gebäude, dem Denkmahle der Liebe zu den Wissenschaften des gelehrten Herzogs Heinrich Julius, des Sohnes des Stifters der Hochschule Julius. Nichts fehlte, um die Täuschung vollständig zu machen. Die Pedelle trugen die akademischen Scepter, nicht fehlte das Album; dann folgten die Professoren und die Repräsen-

---

Beschaffenheit der Gebirge in Deutschland. (In des Gr. von Veltheim Sammlung einiger Aufsätze u. s. w. Helmstädt, 1800.) Dieses genialen Gelehrten Schriften sind verzeichnet in Meusels gel. Deutschl. 5te Aufl., 8ter Band, S. 194.

tanten der Dahingeſchiedenen; die lange Reihe der alten Burſchen wallte dahin, im ernſten Zuge. Heiter mit Kränzen ausgeſchmückt, nahm ſie der Hörſaal auf: Julius Bild war, gleich einem Altarblatte, zwiſchen einem Säulen-Portale, an ſeiner Stelle; an ihrem alten Platze die Bilder der großen Männer, welche Lichtſtrahlen von Helmſtädt ausſandten. Feſtlich geſchmückte Frauen und Mädchen harreten in langen Reihen der Kommenden. Ein feierlicher Geſang, begleitet von voller Muſik, eröffnete dann den eigentlichen akademiſchen Act; der Prorector, der jetzt auch verewigte Prälat Bartels, beſtieg den großen Katheder und ſprach feſtliche Worte; die übrigen Redner folgten: und auf dreißig und vierzig Jahre waren die alten Studenten zurückgezaubert. Wer der Feier nicht beiwohnte, kann ſich das Ergreifende des Ganzen nicht denken. — Herzog Julius iſt von früher Jugend mein Liebling geweſen, denn er kehrte ja bei meinem Ahnherrn in dem Familienhauſe auf der Gördelingerſtraße *) ein; doppelt werth war mir alſo das Feſt, da es ſeine Feier galt, und mir der Auftrag geworden, ihm eine hiſtoriſche Lobrede zu halten **). — Aber noch ſo manches Andere

*) Siehe Th. I, Seite 7.

**) Abgedruckt in dem von mir herausgegebenen Buche: Feier

machte uns dieſes Feſt zum Zauberfeſte: ſelbſt unſere alten Studentenzimmer öffneten ſich uns wieder. Auch ich ſchlief von neuem, nach zwei und dreißig Jahren, auf eben der Stelle, wo ich als Helmſtädtiſcher Burſch geſchlafen hatte, gaſtfreundlich aufgenommen von dem Sohne *) meines theuern Lehrers, des hochberühmten Orientaliſten Paul Jacob Bruns.

Es fehlte nicht ein frohes Mahl, wo an langen Tafeln die 337 Commilitonen ſchmauſeten, wo denn, im feſtlichen Geſange, der »Landesvater«, auf gut alterthümliche Weiſe, nicht vergeſſen wurde. — Da ſangen wir, begeiſtert von Gedanken an die Vergangenheit und erhoben durch die Ahnung glücklicher Zukunft:

»Wo, umzogen
Von den Wogen,
Blinkt der weiße Felſenrand,
Thront Er, den mit lauten Chören
Als Beſchützer wir verehren,
Und der Welfen ganzes Land.«

»In der Ferne
Leuchten Sterne
Einer ſchönen Zukunft noch. —
Laßt die Becher uns erheben,
Hoch Georg den Vierten leben!
Karl und Wilhelm leben hoch!«

---

des Gedächtniſſes der vormahligen Hochſchule Julia Carolina zu Helmſtädt. (Helmſtädt, bei Fleckeiſen, 1822. in 4.)

*) Jetzt Hofrath und Mitglied des Landesgerichts zu Wolfen-

Aber das Schickſal genehmigte nur zu einem Drittel unſere frommen Wünſche: Georg der Vierte, deſſen Scepter uns ſo wohlthätig beſchützet hatte, Er, der Begründer einer Verfaſſung, die einſt Aller Wünſche erfüllte, ſank frühzeitig in das Grab; Karl kehrte zurück aus der Ferne in das Land der Väter; aber unſere Liebe zu ihm, dem Welfenſohne, wurde nicht durch Gegenliebe erwiedert: nur der Eine, nur Wilhelm iſt uns geblieben. Verdreifacht ſteigen jetzt für ihn, für den Landesvater, unſere Wünſche empor.

Seit dieſer augenblicklichen Rückkehr akademiſchen Lebens und Jubels, bis zu dem jetzt dahineilenden Jahre, ſind ſchon wieder zwei Luſtra dahingeſchwunden! Wie eilet die Zeit des größern Studentenlebens zu Ende! Wir abſolviren, ehe wir es denken, um uns der definitiven Prüfung zu unterwerfen. — Die entflohenen Jahre haben mir manchen Tag der Trauer, aber auch manchen Tag der Freude gebracht. — Nur in flüchtigen Zügen Einiges aus dieſen zehn Jahren —: denn ſie liegen zu nahe: noch ſind ihre Ereigniſſe nicht von

---

büttel; der muthige Sachwalt des vom Herzoge Karl verwieſenen Oberjägermeiſters Freiherrn von Sierstorpff.

dem magiſchen Schleier der Vergangenheit überflohrt, durch den zu ſchauen, den zu lüften ein ſo eigenthümliches Vergnügen gewähret. — Es raubten mir dieſe Jahre meine unvergeßliche Freundinn Julie Kaufmann. Vierzehn Jahre war ſie, die Treffliche, die Unvergeßliche, die Zierde unſeres Hauſes geweſen, treu, und ſich ſtets gleich, in heitern wie in trüben Tagen, als ſie, nach einem halbjährigen Krankenlager, am 1ſten November 1824 (heute, indem ich dieſes ſchreibe, vor acht Jahren), nachdem ſie mir zum Abſchied die Hand gedrückt, in die Arme des Fackel-verlöſchenden Genius ſank. — Mein alter treuer Freund und Schwager Friedrich Julius von Knieſtedt*) ſtarb ein Jahr nachher, und das gegenwärtige raubte mir den geliebten Bruder Heinrich zu Halberſtadt, deſſen entſeelte Hülle ich mit meinen Thränen genetzt und zum Grabe begleitet habe.

Ut te postremo donarem munere mortis,
Advenio has miseras, frater, ad obsequias.
Accipe fraterno multum manantia fletu:
Atque in perpetuum, frater, ave atque vale!
(*Catullus.*)

Er ſtarb am 30ſten März (1832), in ſpäter Nacht. Ein höchſt edeler Mann.

*) † 6. Nov. 1825. Einen Umriß ſeines Lebens lieferte ich in Spangenberg's vaterländiſchem Archive. 1826. I. S. 24.

Im Sommer des Jahres 1823 beſuchte ich auf der Inſel Rügen meinen langjährigen Freund, den vormahligen Braunſchweigiſchen und Weſtphäliſchen Miniſter Grafen von Wolffradt, und fand den vortrefflichen Mann, in philoſophiſcher Muße, in ſeiner, beſonders an Claſſikern reichen Bibliothek, den Studien obliegend; und in einem Cirkel gelehrter Freunde und liebenswürdiger Freundinnen, an der Seite ſeiner Gemahlinn, einem Muſter der Frauen, das ſchnell dahin eilende Leben genießend; glücklich, ſich ſo aus dem Sturme der Zeiten in einen ſichern Hafen gerettet zu haben *).

*) Auch der Edele, deſſen ich hier rühmend erwähne, ſollte dieſe Zeilen nicht mehr leſen; er ſtarb am 13ten Januar 1833. — Wie fühlt man ſich doch im letzten Stadium der Lebenslaufbahn ſo allein! — Er war es vorzüglich, den ich bei meinen Lebensdarſtellungen als einen aufmerkſamen und theilnehmenden Leſer vor Augen hatte, wie er es auch war, der vom Anfange des Jahrhunderts an, da ich ſeine Bekanntſchaft machte, die bald in eine innige Freundſchaft überging, die Lücken derſelben am beſten auszufüllen im Stande geweſen wäre.

Guſtav Anton Graf von Wolffradt war geboren zu Bergen auf der Inſel Rügen, wo ſein Vater königlich Schwediſcher Landvoigt †) war. Seine Studien machte er zu Göttingen, nach deren Beendigung er ſofort, empfohlen durch Pütter an den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand,

†) Der Landvoigt war die oberſte Gerichtsperſon der Inſel, und der Obſervanz nach ſtets ein Rügenſcher Edelmann.

Einige Mittheilungen von dieſer Reiſe, der letzten größern, die ich unternommen, zu machen, ſcheint mir nicht unangemeſſen zu ſeyn. — Ich machte ſie mit eigenem Geſpanne, in kleinen Tagereiſen, über Magdeburg, Berlin, Oranienburg, Neuſtrelitz und Greifswalde, und zwar bis Potsdam in der Geſellſchaft meines langjährigen Freundes und Collegen, des Oberappellations-

---

(denn Wolffradt war ein ſehr geachteter Juriſt und Humaniſt) in Braunſchweigiſche Dienſte, als Hofrath bei der Juſtiz-Canzlei zu Wolfenbüttel, trat. Hier vermählte er ſich mit der liebenswürdigen Tochter des Braunſchweigiſchen Conſiſtorial-Präſidenten von Knuth, die als Wittwe jetzt an ſeinem Grabe trauert. Nachdem Wolffradt einige Jahre Hofrath zu Wolfenbüttel geweſen, wurde er nach Wismar zu dem Poſten eines Oberappellations-Raths bei dem dortigen, damahls Schwediſchen, höchſten Gerichte berufen, eine Stelle, die er mit hoher Ehre über dreizehn Jahre bekleidet hat. Im Anfange des Jahrhunderts kehrte er in Braunſchweigiſche Dienſte, als Präſident der Juſtiz-Canzlei zu Wolfenbüttel, zurück, und wurde am 17ten Februar 1805 zum wirklichen Geheimen-Rathe, d. i. Miniſter, ernannt. — Seine Laufbahn im Dienſte des Königreichs Weſtphalen als Staatsrath, Miniſter des Innern und zuletzt der Juſtiz, iſt bekannt. Er zeichnete ſich auch hier aus durch Rechtſchaffenheit, die größte Uneigennützigkeit und die ſtrengſte Erfüllung der Pflichten. Doch fehlte es dem edeln Manne bei der Auflöſung des Königreichs nicht an Feinden, und er zog es vor, Paris, wohin er dem Könige von Weſtphalen gefolgt war, vorläufig zu ſeinem Aufenthaltsorte zu wählen, dort mit dem größten Eifer den Wiſſenſchaften lebend. — Napoleon's Rückkehr im Jahre 1815 ver-

raths Mackensen, der hier seinen als Regierungsrath angestellten Sohn besuchte. Ich zog es vor, über Greifswalde nach Rügen zu reisen, weil ich die Rückreise über Stralsund zu machen gedachte. Bei dem Stahlbroder Fährhause schiffte ich mich mit meinen Pferden, ein Paar tüchtigen Hengsten, nach Glewitz ein, um über den dazwischen liegenden innern Theil des Greifswalder

---

trieb ihn von dort; er glaubte in Wolfenbüttel seine Tage in Ruhe beschließen zu können, und kehrte hierher, in das eigene Haus, mit seiner Gemahlinn zurück. — Doch der treffliche Mann, dem das Braunschweigische Land so Vieles verdankte, dessen vorzügliche Sorgfalt es eben in der Westphälischen Periode gewesen, erfuhr im Herzogthume Braunschweig nicht diejenige Aufnahme, welche er verdienet hätte: die Leidenschaften waren noch nicht genug abgekühlt. Er zog sich daher nach seiner Vaterstadt Bergen auf der Insel Rügen zurück, wo er, mit seiner innniggeliebten Gemahlinn, den Wissenschaften und den Freunden lebte. Ich empfing von ihm monatlich Briefe, die von mir sorgfältig gesammelt sind, und die einen Schatz moralischer und politischer Betrachtungen, auch hin und wieder historischer Ueberlieferungen, enthalten. Unsere Freundschaft ist, während eines Zeitraums von dreißig Jahren, stets inniger geworden. — Am 8ten September 1832 schrieb er mir unter Andern Folgendes: »Am 1sten dieses habe ich die große Majorennität, und nach Salomon das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens, mit Vollendung des 70sten Jahres, erreicht; daher nichts weiter zu prätendiren. Mich dessen bescheidend, habe ich, mit Schiller zu reden, das Gepäck dieses Lebens für die große Reise versiegelt, und fühle keine Lust mehr, es für irgend Etwas in der Welt noch einmahl zu eröffnen. Mein

Bodden zu fahren. Unſer Fahrzeug war das bei der Stahlbroder Fähranſtalt befindliche Segelboot. So unbedeutend dieſe Seefahrt iſt, welche ſehr füglich in einer bis zwei Stunden zurückgelegt werden kann, ſo hätte ich doch auf derſelben mit meinem ehrlichen langjährigen Kütſcher Olfe faſt das Lebensende in den Fluthen des Baltiſchen Meeres gefunden. Als wir nämlich un-

---

Streben geht nur dahin, meinen Freunden, und vorzüglich Ihnen, zu vergewiſſern, mit wie dankbarem Herzen für alle mir ſo lange und ſo treu erwieſene Liebe und Gewogenheit ich ſcheide, und wie herzlich ich wünſche, daß Sie mir ein liebevolles und gütiges Andenken erhalten mögen.« — Dieſes liebevolle Andenken, edeler Freund, ſoll Dir bis zu meinem Grabe bleiben; denn Niemand verdienet mehr als Du die in der Einſamkeit vergoſſene Thräne ſehnſuchtsvoller Wehmuth. — Geſchrieben am 24ſten Januar 1833, dem Tage, an welchem ich den Brief empfing, durch den mir Wolffradt's Tod von ſeinem Verwandten, dem Regierungs-Rath von Uſedom, Namens ſeiner Wittwe, gemeldet wurde. — In dieſem Briefe findet ſich folgende Stelle: »Beſonders rührend »wird es Ihnen ſeyn, zu erfahren, daß der Verſtorbene Ihr »Schreiben vom 8ten Januar geſtern Nachmittag 3½ Uhr, »alſo ſehr wenige Stunden vor ſeinem Tode, erhalten hat. — »Der Medicinal-Aſſeſſor Dr. Bendix iſt von der Frau Grä»finn aufgefordert worden, ihrem Gemahl zu ſagen, daß dieſer »Brief angekommen, und ob er vorgeleſen werden ſolle; wor»auf ſich der Blick des Sterbenden ſehr erheitert und er geant»wortet hat: das wollen wir bis morgen laſſen; und »um 7 Uhr war ſchon ſein irdiſches Lebensziel erreicht.« — Quis temperet a lacrimis! — —

chem ſie ſich eine Zeit lang in Rom aufgehalten hat, wodurch denn ihr Lieblingswunſch, Italien zu ſehen, in deſſen Sprache und Literatur ſie ſehr bewandert war, in Erfüllung gegangen iſt. — Dieſe junge Dame, gleich ausgezeichnet durch Geiſt und Schönheit, eine nahe Verwandte des Grafen Wolffradt, war die Seele des Cirkels von Freunden des Wolffradt'ſchen Hauſes, unter denen ich den Landvoigt von Bohlen (jetzt Mitglied des Oberappellationsgerichts zu Greifswalde), deſſen geiſtreiche Gemahlinn, und den als Schriftſteller rühmlich bekannten Doctor Grümbke *) nicht verſchweigen darf. Wie gern hätte ich ſtatt acht Tage acht Monate in einer Vereinigung verweilt, die für Geiſt und Herz nichts zu wünſchen übrig ließ, und wie ſehr freute mich, meinen alten Gönner und Freund ſeine Tage in einem Cirkel von Menſchen verleben zu ſehen, wie ihn in der größten Hauptſtadt ſo zu finden immer als ein ſeltenes Glück hätte betrachtet werden müſſen. Damit dieſes Glück für Wolffradt und ſeine Gemahlinn vollſtändig ſey, fehlte ihm eine Schweſter nicht (die verwittwete Obriſtlieutenantinn von Wolffradt), die

*) Verfaſſer der geographiſch-ſtatiſtiſch-hiſtoriſchen Darſtellungen von der Inſel und dem Fürſtenthume Rügen. Berlin, bei Reimer, 1819.

mit ihren schönen und frommen Töchtern nicht wenig zu seinen Lebensfreuden beitrug.

Vom 27sten bis 30sten Julius machte ich mit meinen Hengsten eine Reise durch die Insel, öfters die seichten Arme des Meeres durchfahrend. Ich sah das wunderschöne Putbus, wo ich dem Fürsten und seiner Gemahlinn, einem gebornen Fräulein von Lauterbach, einen Besuch abzustatten nicht verfehlte. Der Fürst dachte noch stets auf Verschönerung und Erweiterung der herrlichen Anlagen, welche das Seebad zu Putbus zu einem der angenehmsten Badeörter Deutschlands machen. Ueber Sagard (woselbst ein verlassener und verfallener Gesundbrunnen) machte ich die Reise nach der Stubbenkammer, diesen majestätischen Kreidefelsen, die weit in die See hinleuchten, und an ihrem Fuße mit unzähligen Geschieben von Urgebirgsarten bedeckt sind: Zeugen der großen zerstörenden und schaffenden Katastrophe, welche einst die Scandinavischen Felsen aus den Tiefen des Planeten hervorhob. Während eines heftigen Gewittersturmes fuhr ich von Stubbenkammer über die Wittower Heide, eine Landenge von fast zwei Meilen und einer sehr geringen Breite, welche die Halbinseln Jasmund und Wittow mit einander verbindet. Die schäumenden Wogen des Tromper-Wieks (jenes Schiffe-zertrümmernden Meerbusens) rolleten weit hin

auf das Sandufer, während am dunkelgrauen Himmel die ſchneeweißen Meven, dem Sturme trotzend, mit Blitzes Schnelle erſchienen und verſchwanden: ein eigenthümlich melancholiſcher Anblick. Selbſt meinen muthigen Hengſten gefielen dieſe Naturſcenen: denn wenn eine mächtige Woge, ſchäumend aus der Ferne dem Ufer ſich nahte, ſo wandten ſie dorthin ihre emporgerichteten Häupter und begrüßten die ankommende mit einem freudigen Wiehern. — Arcona, das nördlichſte Vorgebirge Deutſchlands, ſah ich Tags darauf, am 29ſten Julius, an einem heitern Morgen, in das unermeßliche Meer hinſchauend. Hier kaufte ich von einem Knaben einen Beutel voll Verſteinerungen aus dem Kreidegebirge, die er am Ufer des Meeres auf gut Glück für die Rügen durchwandernden Studenten geſammelt hatte. Dieſer Knabe ſprach ein ſo ſchönes und reines Saſſiſch, wie man es nur in der von Buggenhagen veranſtalteten (nicht ſelbſt überſetzten) Lübecker Bibel leſen kann. Ich hätte dieſes in einem Wendiſchen Lande nicht vermuthet. — Tags darauf ſchiffte ich von Wiek nach Hiddenſee, dieſer einſam liegenden Inſel, welche jetzt dem Hauptmann von Bagewitz gehört *).

*) Die Inſel Hiddenſee, eigentlich Hytthins-Ö (d. h. Hütten-Inſel), war in den früheren Zeiten Kammergut. Nachher gehörte ſie der Wolffradtſchen Familie (einer der älteſten

Ihre Bewohner, größtentheils Schiffer, unternehmen als Matrosen die weitesten Seereisen, um ihr Alter in »dem süßen Ländchen« (dat söte Länneken) hinbringen zu können. — Hier müßte sich hinbegeben, wer der Welt entsagen wollte. Am 31sten war ich zu Bergen zurück, wo ich denn nicht verfehlte, auf dem Rugard, einem nahe bei der Stadt liegenden, mit einem alten Walle versehenen Hügel, wo, der Sage zu Folge, die Burg der Rügenfürsten einst gestanden haben soll, und von dem man die Insel so ziemlich übersehen kann, jeden Morgen, den ich dort noch erlebte, meine schöne Reise in Gedanken zu wiederholen. — Welch ein Panorama! Hierhin müßte billig jeder gebildete Deutsche reisen.

Im Anfange des Augusts reisete ich über Stralsund, Rostock, Dobberan, Wismar, Lübeck und Hamburg zurück. In dieser herrlichen Stadt lebte ich Tage der Freude bei meinem vortrefflichen und sich stets gleichgebliebenen Freunde, dem gelehrten kaiserlich Russischen Minister von Struve, einem Manne, der an Edelsinn nicht übertroffen werden kann.

Friedrich Cramer zu Halberstadt, auch ein al-

Pommerns). Durch Erbtheilungen kam sie in andern Besitz. S. Grümbke's angef. Werk, Thl. II. S. 18.

ter Freund, hat mein Leben in den »Zeitgenossen«*) mit wohlwollender Feder beschrieben; der berühmte Ebert (jetzt Hofrath und Oberbibliothekar zu Dresden) war mir freundschaftlicher Theilnehmer an meinem literarischen Treiben, so lange er zu Wolfenbüttel der Unsere war: Beides möge hier unter den günstigen Ereignissen dankbar erwähnt seyn; wie nicht weniger, daß eine liebenswürdige Pflegetochter, Betty von Seckendorf, Jahre lang, bis zu ihrer Verheirathung, durch Grazie und Geist Frohsinn und Heiterkeit in unserm Familiencirkel beförderte.

In steter Gesundheit habe ich manches literarische Unternehmen in diesen zwei Lustern zu Stande gebracht, und mehrere meiner frühern Schriften in neuen Auflagen verbessert herausgegeben, wie das Verzeichniß meiner Schriften, welches ich diesen Blättern anhänge, zeigt. — Durch meinen Entwurf eines Strafgesetzbuches wollte ich Zwecke der Humanität erreichen, und sandte deshalb das Werk an mehrere gekrönte Häupter. Mit Wohlwollen ist es von ihnen aufgenommen. Selbst in Frankreichs gesetzgebender Versammlung wurde der Versuch erwähnt, und auf eine wahrhaft kaiserliche Art hat mir der großherzige Nico-

*) V. B. 3. Abthl. Heft XIX. 1820.

laus seinen Beifall zu meinem menschenfreundlichen Bestreben zu erkennen gegeben. — Meine Kinder, drei Söhne, blühen froh und gesund, und was das Beste ist, nie haben sie dem Vater Kummer gemacht; ja zwei Enkel, Kinder meines ältesten Sohnes, lachen mir schon entgegen. Seine Gattinn (eine Tochter meines verewigten Freundes und Collegen von Schrader), gleich ausgezeichnet durch alle weiblichen Tugenden, durch Liebenswürdigkeit und durch die schönsten und seltensten Talente, ist mir eine liebe Tochter. Meine Amalia lebt an meiner Seite, während mir der Tod so manche Wunde schlug, tröstend, und liebend, wie am Tage unserer Vermählung; auch ihre edele Schwester Philippine hat noch nicht vergessen, daß sie, als Olympia, mir der Gegenstand so manches Liedes war. Auf meinem Familien-Gute erhoben sich, unter der Leitung meines wahrhaft brüderlich für mich sorgenden Bruders Georg (herzogl. Anhalt-Bernburgschen Amtshauptmannes), neue, stattliche Gebäude, zum Gedächtniß meiner für meine Nachkommen.

Ein Fürst, den ich beklage, daß er Liebe nicht mit Liebe zu vergelten gewußt hat, zog mich in seinen Angelegenheiten zu Rathe. Ich ertheilte ihm diesen,

beredt, wie ich es nie geweſen, die Stunde, in der ich Großes und Gutes wirken zu können wähnte, ganz vollſtändig zu benutzend ſuchend: aber er verſchmähte Alles und ſtürzte ſich in ſein Unglück, beklagenswürdig hingeriſſen durch ein furchtbares Schickſal. Auch mich hat er verfolgt: aber edele Fürſten hörten nur die Stimme der Gerechtigkeit und wieſen ſeine Anträge zurück, welche dahin gingen, mich von meinem Poſten am gemeinſchaftlichen höchſten Gerichte zu Wolfenbüttel abzurufen. Man hielt dem Abgeordneten, welcher dieſes bewirken ſollte, die Geſetze vor, welche die Unabſetzbarkeit der Richter — außer dem Wege eines gerichtlichen Verfahrens — ausſprechen. Die Reſultate der Conferenzen, welche ich am 15ten und 16ten März 1829 mit dem Herzoge Karl von Braunſchweig hatte, wodurch wohl zunächſt jene Verfolgungen herbeigeführt wurden, habe ich in dem zweiten Hefte meiner ſtaatswiſſenſchaftlichen Mittheilungen dem Publicum vorgelegt. Dieſen Mittheilungen finde ich nicht unangemeſſen, hier am Schluſſe meiner Lebensdenkwürdigkeiten, noch Folgendes hinzuzufügen. — Unendlich beklage ich, daß ich nicht gleich nach den Audienzen, welche beide Mahle mehrere Stunden dauerten, ſo viel als irgend möglich wörtlich den ganzen Verlauf der Unterredung mit dem Herzoge aufgezeichnet habe, welches freilich bei

der Menge von Gegenſtänden, welche in dem Geſpräche berührt wurden, und bei der unmethodiſchen Folge derſelben äußerſt ſchwierig geweſen ſeyn würde. Zwar würde eine ſolche Aufzeichnung auch jetzt nicht vollſtändig mittheilbar geweſen ſeyn, denn wenn es auch wohl kein Vertrauen war, welches bewirkte, daß der Herzog mich zu ſich rief, ſondern vielmehr das offenliegende Beſtreben, mich für ſeine Plane zu gewinnen, ſo muß doch ſelbſt ein ſolches Analogon von Vertrauen eines Fürſten geachtet werden: aber ich würde durch das, was mittheilbar wäre, zeigen können, welche unendliche Mühe ich mir gab, den durch eigene Schuld ſo unglücklichen Fürſten zu retten; denn es ließ ſich vorausſehen, daß, auf dem eingeſchlagenen Wege fortſchreitend, er auf die eine oder die andere Weiſe ſeinem Verderben unaufhaltbar entgegengehen würde; wenn gleich Niemand an Kataſtrophen, wie diejenigen waren, welche erfolgten, denken konnte. Das Unglück des Herzogs Karl war der allervollendetſte Egoismus, welchen er jedoch keineswegs in Unterredungen klar darlegte; vielmehr verſteckte er ihn, wenigſtens gegen mich, unter den liebenswürdigſten Formen einer Zutraulichkeit und Höflichkeit, wie ſie kaum ein Privatmann von einem Fürſten erwarten kann. Vielfach erbot ſich der Herzog, mir Alles zu gewähren, was ich ihm im Intereſſe des Landes und der

Landschaft vorzuschlagen veranlaßt seyn könnte. Als ich jedoch von dieser Erlaubniß am andern Tage, durch einen eigenen schriftlichen Aufsatz, Gebrauch machte, so konnte ich nichts erreichen., Hätte der Herzog meinen Rathschlägen Gehör gegeben, er wäre der glücklichste der Fürsten geworden, aber in dieser Beziehung half keine Beredtsamkeit. Ich sollte seine Ansicht der Dinge auffassen: er war aber keinesweges geneigt, auch nur zu versuchen, sich von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was ich ihm vortrug. Als ich jedoch, hingerissen von dem Bedenklichen seiner Lage — denn ich meinte es mit ihm wahrhaft gut, und fühlte, ihm gegenüber, daß ich ein Braunschweiger nach altem Schrot und Korn und daß er mein Landesfürst sey, — mit Wärme sagte: »Eure Durchlaucht ist unglücklich. Ein bedeutender Theil des Lebens ist Ihnen schon entschwunden, »ohne daß Sie des Glückes genossen hätten, dessen Sie »so leicht genießen könnten: noch ist es Zeit, alles dieses auszugleichen. Bei der Zuneigung, die ich, ein »alter treuer Braunschweiger, zu meinem angebornen »Fürsten hege, beschwöre ich Sie, mein gnädigster Herr, »vergleichen Sie Sich mit dem Könige, ihrem nahen »und so mächtigen Verwandten, und adoptiren das Sy»stem der Regierung, wodurch sich Ihr erhabener Herr »Großvater unsterblich gemacht hat;« da schien der

Herzog einen Augenblick zu wanken, und er legte seine Hand zutrauensvoll auf meine Knie, mich mit prüfenden Blicken anschauend, ohne doch etwas Weiteres zu erwiedern, als: »Ich soll ja mein Patent zurücknehmen *); wie kann ich dieses? — Soll denn nur der »Stärkere Recht haben, weil er der Stärkere ist? — »Mein Großvater sah auch vorher, was kommen würde, »und deßhalb hat er Manches veräußert, was er wohl »sonst nicht veräußert hätte.« — So hatten meine Zuredungen gar keinen Nutzen; für mich aber hatten sie die Folge, daß der Herzog mich, wie ich schon erwähnte, aus seinem Lande zu entfernen suchte. — Aber weit entfernt, hierdurch zu einem unmoralischen Hasse entflammet zu werden, habe ich noch vielfach versucht, den durch die eigene Gemüthsart so unglücklichen Fürsten zu retten, und habe ihn durch seinen Geheimen-Ober-Staatsrath von Münchhausen Vorstellungen und Anerbietungen zu Ausgleichungs-Versuchen machen lassen **). — Doch vergeblich. — Selbst wenige Tage

*) Patent, die Rechts-Verbindlichkeiten der von der für die hiesigen Lande bestandenen vormundschaftlichen Regierung erlassenen Verordnungen und gemachten Institutionen betreffend, vom 10ten Mai 1827.

**) Die von niedrigen Schmeichlern in öffentlichen Blättern dargelegten Schilderungen von dem Glücke der Braunschweiger

vor der gewaltigen Katastrophe des 7ten Septembers 1830, gleichsam als hätte ich geahnet, es entwickele sich das Ganze zu einem schrecklichen Ende, entschloß ich mich, einen letzten Versuch zu wagen, und verfaßte den hier nachfolgenden Aufsatz, welchen ich vom 7. September datirte, weil ich ihn an solchem Tage dem Herzoge einzusenden gedachte. Ich hatte in dieser Beziehung mich mit dem Herrn von Münchhausen besprochen, von welchem ich rühmen muß, daß er mir versprach, alles Mögliche beizutragen, den Herzog zu milden Maaßregeln zu stimmen. — Doch das Schicksal ereilte den Fürsten, und das Gräßlichste geschah.

Hier folge zuvörderst der gedachte Aufsatz, abgedruckt aus dem Original-Concepte.

Durchlauchtigster Herzog ꝛc. ꝛc.

Die treue Anhänglichkeit, welche mich an mein geliebtes Vaterland, und also nicht minder an dessen erhabenen Landesfürsten fesselt, läßt mich den Schritt wagen, welchen ich jetzt bei Ew. Herzogl. Durchlaucht zu thun unternehme; ja, zu welchem ich mich eben so berechtigt

---

versäumte ich nicht, auf eine angemessene, völlig der Wahrheit gemäße Weise, besonders durch den Hamburger Correspondenten, auf eine für mich sichere Weise, zu berichtigen.

als verpflichtet halte, da ich in diesem Augenblicke das einzige Mitglied des engeren Ausschusses der getreuen Landschaft Ew. Herzogl. Durchlaucht bin, welchem es, nach den höchsten Bestimmungen, erlaubt ist, in landschaftlichen Angelegenheiten thätig zu seyn.

Möchte Gott mir die große Gnade verleihen, daß es mir gelänge, Ew. Durchlaucht die Ueberzeugung mitzutheilen, daß Höchstihre getreuen Stände in allen Schritten, welche sie bis jetzt thaten, lediglich das Beste des gemeinsamen Vaterlandes, und also (denn wie könnte dieses von seinem erhabenen Landesherrn getrennt werden?) das Beste Ew. Herzogl. Durchlaucht vor Augen hatten, und daß Beides noch jetzt ihr einziges Ziel ist. — Nichts ist leichter, Durchlauchtigster Herzog, als dieses Ziel zu erreichen, und allgemeine Zufriedenheit in einem Lande, wie das ist, welches Allerhöchstdieselben beherrschen, herzustellen und fest zu begründen. Dieses Land hat Unterthanen, die, seit den Zeiten des grauen Alterthums, mit der treuesten Liebe an ihren Regenten hangen, wie ihnen seit Jahrhunderten ganz Deutschland das Zeugniß giebt, denen kein Opfer zu theuer war, kam es darauf an, ihren Fürsten in den bedenklichen Umständen, welche oft die Geschichte darweiset, treu zu unterstützen. Wie sollte es auf einmahl geschehen können, daß des so treuen Volkes Re-

präsentanten andere Gesinnungen bekommen hätten! — Nein, Land und Stände hegen noch diese Gesinnungen, und von neuem werden sie vor dem gesammten Deutschen Vaterlande, zur großen Freude und zum unsterblichen Ruhme Ew. Durchlaucht, kund werden, wenn Höchstdieselben dasjenige verfügen, warum ich Sie jetzt, zum Wohle des Ganzen, anzuflehen wage.

Meine erste Bitte, Durchlauchtigster Herzog, ist, daß Sie die Gnade haben mögen, die Verfügung aufzuheben, wodurch Höchstihre Staatsdiener, welche Mitglieder der Landschaft sind, verhindert werden, an landschaftlichen Berathungen Theil zu nehmen. Ich zögere nicht, Ew. Herzogl. Durchlaucht zu sagen, daß diese Verfügung selbst dem höchsten Interesse Ew. Durchlaucht entgegen ist. Nichts ist natürlicher, als daß Staatsdiener mit besonderer Liebe an ihrem Landesfürsten hängen. Sie sind überdieß die Sachkundigsten; aus ihren Berathungen gehen die ruhigsten Beschlüsse hervor. Dazu kömmt noch, daß das unterthänigst bemerkte Verbot sowohl unter den Mitgliedern der Landschaft als in dem gesammten Publicum, ja im gesammten Deutschen Vaterlande einen höchst nachtheiligen Eindruck macht; denn jene Mitglieder haben ein verfassungsmäßiges Recht auf landschaftliche Thätigkeit; sie sind, insofern sie Mitglieder der Ritterschaft, wie die Landes-

Verträge bestimmen, Repräsentanten des Landes und geborne Rathgeber des Landesfürsten. Nehmen Allerhöchstdieselben daher jene Maaßregel zurück, so ist ein großer Schritt zur allgemeinen Zufriedenheit geschehen. Regelmäßige Mittheilungen werden dann, wenn sich (warum ich ehrfurchtsvoll bitte) auch hierauf die gnädigste Erlaubniß Ew. Herzogl. Durchlaucht erstrecket, zwischen Herrn und Ständen wieder Statt finden können, und die Hoffnung einer schönen Zukunft wird von neuem entgegenleuchten.

Welch ein Jubel wird sich aber durch das ganze Land verbreiten, sollten Ew. Herzogl. Durchlaucht meine zweite umfassendere unterthänigste Bitte erfüllen, und sofort noch einen Schritt weitergehen, als der ist, welchen ich eben anzudeuten wagte, sollten Allerhöchstdieselben erklären:

> daß Sie die erneute Landtagsordnung anerkennten, um darauf mit den getreuen Ständen wegen wünschenswerther Modificationen zu unterhandeln.

Durchlauchtigster Herzog, die Stände selbst wünschen Modificationen, welche die Zeitumstände gebieten, in der landschaftlichen Verfassung, und nichts wird leichter seyn, als auf offenem Landtage sich über solche zu ver-

ſtändigen. Liebe und Zutrauen werden Ew. Herzogl. Durchlaucht entgegenkommen; ſelbſt Wünſche Ew. Durchlaucht — denn wie wäre es moraliſch möglich, daß Wünſche des Fürſten dem allgemeinen Beſten entgegen ſeyen! — werden gern erfüllet werden. Dieſe (um eine Baſis zu haben) nothwendige Anerkennung kann Ew. Durchlaucht unmöglich Nachtheil bringen: denn die erneute Verfaſſung räumt dem Durchlauchtigſten Landesfürſten größere Rechte, als die früheren waren, ein. Unmöglich iſt es, daß bei der vorigen Steuerverfaſſung, bei den Privilegien der Ritterſchaft, diejenigen Steuern aufgebracht werden können, welche jetzt aufgebracht werden müſſen, wenn der Staatshaushalt nicht ins Stocken gerathen ſoll. — Würde aber auf den Grund der alten Verfaſſung unterhandelt, ſo müßte dieſe vorläufig, während der Unterhandlung, hergeſtellet werden; eine Herſtellung, welche die größten Nachtheile, beſonders für Ew. Herzogl. Durchlaucht, zur Folge haben würde. — Nie könnte die jetzige regelmäßige Juſtiz-Verfaſſung beſtehen, erhielten Adel und Städte ihre Gerichte wieder. Ich ſage nicht zu viel, wenn ich behaupte, erſt jetzt iſt ein Herzog von Braunſchweig in dem Herzogthume einzige und wahrhafte Quelle der Juſtiz. Jeder Publiciſt erkennet dieſes an, ſo wie jeder Rechtsgelehrter, daß die jetzige Juſtiz-Verfaſſung eine

vortreffliche ſey, wenn die verſchiedenen Gerichte mit einer hinlänglichen Zahl tüchtiger Richter und Subalternen beſetzt ſeyn werden. Wie war es möglich, daß man Höchſtihnen eine Verfaſſung verdächtig machte, die ſo ganz und gar das Princip der Souverainetät aufrecht erhält, und die des Guten ſo Vieles geſtiftet hat!

Gedenken nun Ew. Herzogl. Durchlaucht des unbeſchreiblichen Jubels, welcher das ganze Land durchhallen wird, ſobald Sie das Wort ausſprechen, um welches ein treuer Landſtand im Namen Aller bittet; wie unendlich groß wird Ihre Zufriedenheit, ich darf ſagen, Ihr Lebensglück, in der Freude und in dem Danke Aller ſeyn!

Von ſolchem Augenblicke an wird ſich Alles ordnen. — Ew. Herzogl. Durchlaucht werden die Wünſche der Stände erfüllen, wenn dieſe zeigen, ihre Wünſche ſeyen den Rechten des Landes, die durch ſo viele Verträge feſtſtehen, die durch ſo große Opfer erworben wurden, gemäß. Dieſe Wünſche und das Verlangen treuer Unterthanen hier nur entfernt anzudeuten, würde ſich für mich, den Einzelnen, nicht paſſen; ich unterdrücke in dieſer Beziehung jede Aeußerung, voll von der frohen Hoffnung, daß der Tag nicht fern ſeyn wird, wo Ew. Herzogl. Durchlaucht bei der Huldigung der treuen Stände die Allerhöchſte Ueberzeugung haben werden:

daß im Lande Braunſchweig der glücklichſte Fürſt das glücklichſte Volk regiere.

Mit der tiefſten Ehrfurcht verharre ich ꝛc. ꝛc.

Wolfenbüttel, am 7ten September 1830.

Am 7ten September 1830, Nachts um 3 Uhr, empfing ich von meinem Collegen im engern Ausſchuſſe der Landſchaft, dem jetzigen Cammer-Präſidenten von Bülow, die Nachricht, das Schloß ſtände in Flammen! Ich begab mich ſofort nach Braunſchweig, wo ich denn erblickte, wie die Gluth aus dem ſchönen Schloſſe emporloderte. Auch ich verſuchte es, der Feuersbrunſt Einhalt zu thun, indem ich durch Zuſpruch das Volk zum Löſchen aufmunterte, mich furchtlos unter dieſes miſchend und die Warnungen meiner Freunde unbeachtet laſſend: aber es war unmöglich, diejenige Thätigkeit hervorzubringen, die erforderlich geweſen wäre, einem ſo furchtbaren Brande Einhalt zu thun. Es mochte damahls ungefähr fünf Uhr Morgens ſeyn. — Die folgenden Ereigniſſe ſind aus einer Menge von Druckſchriften bekannt, und eben ſo auch die Einwirkung der Landſchaft, welche gewiß die edelſte und zweckmäßigſte geweſen iſt. Ich ſchweige davon um ſo mehr, da die Zeit zu nahe liegt, um mit völliger Unbefangenheit da-

von erzählen zu können. Nur einen Brief theile ich hier mit, den ich wenige Tage nach der Katastrophe einem auch literarisch berühmten Preußischen Staatsmanne schrieb (bevorwortend, daß vielleicht einige Worte in dem übersandten Originale anders als in dessen mir vorliegendem Concepte — welches ursprünglich zum Originale bestimmt war — gestellt seyn mögen), da dieser Brief die unbefangene Stimmung schildert, in welcher ich mich unmittelbar nach dem Schloßbrande befand *).

*) Späterer Zusatz. Um so zweckmäßiger muß ich jetzt diese Mittheilung halten, da sich hinsichtlich der Ursachen des Braunschweigischen September-Aufstandes späterhin Gerüchte verbreitet haben, an denen auch nicht Ein wahres Wort ist. — Ich selbst bin vielmahls im Oberappellations-Gerichte Referent in denjenigen Untersuchungen gewesen, welche gegen Personen angestellt wurden, die bei dem Schloßbrande thätig waren, und bin nie auf Spuren gestoßen, aus denen zu schließen wäre, die Ursache der Volkswuth sey eine andere gewesen, als diejenige, welche ich in dem hier mitgetheilten Schreiben angegeben habe. — Als aber der Pöbel einmahl im Plündern begriffen war, da behagte ihm dieser Erwerb, und nur erst nach dem Verlaufe mehrerer Stunden konnte durch die größten Anstrengungen der Behörden, unterstützt von den bewaffneten Bürgern, die Ordnung einigermaaßen hergestellt werden. — Da ich gegenwärtig gewesen bin, und selbst bei der Anwendung der Löschgeräthschaften eingewirket habe, so kann ich hier aus eigener Ueberzeugung sprechen. — Ganz unmöglich ist es aber, eine Reihe von Thatsachen entstellter

»Ew. Excellenz haben mir so große und wesentliche Güte erwiesen, daß ich gewissermaaßen einen Theil meines Dankes dadurch abzustatten achte, wenn ich Ihnen einige vertrauliche Eröffnungen über die furchtbaren,

---

vorzutragen, als dieses in einer mir eben zu Gesichte gekommenen Druckschrift geschehen ist, welche den Titel führt: Mémoire à consulter et consultation pour S. A. S. le Duc Charles de Brunswic, sur les droits garantis aux étrangers par les loix françaises. A Paris, imprimerie de Dezauche, rue Faubourg Montmartre, Nr. 11. 1832.

Das hier angeführte »Mémoire«, welches der »Consultation« selbst vorhergeht, und das auch eine Geschichtserzählung der Braunschweigischen Ereignisse enthalten soll, ist schlechterdings im Einzelnen nicht zu berichtigen, weil auch nicht Eine Thatsache darin der Wahrheit gemäß dargestellt ist. Das Ganze ist vielmehr eine einzige Lüge. — Ich zweifele, daß, so viel in alten und neuen Zeiten in geschichtlicher Hinsicht gelogen worden, zu diesem »Mémoire à consulter« ein Gegenstück aufgefunden werden könne. — Einer der edelsten, sanftesten und stets zum Frieden rathenden Ehrenmänner, den der Herzog Karl nicht einmahl beleidigt hatte, der überdieß abwesend war, wird hier als der Chef einer Conspiration von Aristokraten dargestellt, von der auch nicht eine Spur vorhanden war. — Könnte hier von Aristokraten die Rede seyn, so waren sie es, welche sich eben so ernstlich als die städtischen Behörden bemühten, die Ordnung herzustellen, welches auch dann vollständig gelang, als der Herzog Wilhelm erschien, ohne dessen Dazwischenkunft und Einwirkung die gefährlichsten Folgen hätten Statt haben können. — Für einen künftigen Geschichtschreiber möge diese Warnung gegen die genannte Flugschrift hier stehen.

höchſtbeklagenswerthen Ereigniſſe, die zu Braunſchweig Statt hatten, und die von ſehr bedeutenden Folgen ſeyn konnten, hierdurch mache. Einem ſo großen Staatsmanne, als Ew. Excellenz, kann es nicht gleichgültig ſeyn, den Zuſtand eines Nachbarlandes zu kennen: denn was die Preußiſche Staatszeitung über die Urſache der furchtbaren Exploſion berichtete, iſt völlig unrichtig.

Selbſt der Theil des Volks, welcher mit dem Namen Pöbel bezeichnet wird, hat ein Gefühl für Gerechtigkeit. Wird dieſes Gefühl gröblich verletzt, ſtirbt er dabei Hungers: ſo ſind Ausbrüche, wie wir ſie erlebten, zu allen Zeiten, in allen Ländern die Folge geweſen. — Seit vier Jahren ſank Braunſchweig, Stadt und Land, immer tiefer. Die Staatsverwaltung ſchien nur zu bezwecken, den möglichſt größten Geldgewinn aus dem Lande zu ziehen. Die erledigten Stellen, beſonders in der Juſtiz, blieben unbeſetzt, die öffentlichen Bauten wurden eingeſtellt, nicht weniger die Forſtcultur, die Staatsbeamten wurden höchſt willkührlich behandelt, mehrere entſetzt, eine geheime, alles erſpähende Polizei wurde organiſirt, die Briefe auf der Poſt erbrochen, die edelſten Männer verwieſen und gekränkt; dagegen Menſchen der ſchlechteſten Art, ein ***, ein ****, Rathgeber bei den ausgeführten Maaßregeln. An der Spitze der Geſchäfte ſtand ein, mit dem Titel eines »Canz-

lei-Directors« *) bekleideter Schreiber, welcher den Auftrag hatte, die Domainen auszubieten und zu Gelde zu machen, dann dieses Geld in Englische und Spanische Staatspapiere zu verwandeln. Diese Maaßregeln bewirkten nun, daß Jeder, der es irgend vermochte, das Land, besonders Braunschweig, verließ. So verödete die Stadt, der Preis der Häuser sank unter die Hälfte; denn auch die Fremden fehlten, die sonst Braunschweig zu ihrem Aufenthalte machten; sogar die jungen Staatsdiener suchten Anstellung im Auslande. Man sah keine Hülfe in dieser furchtbaren Lage der Dinge: denn Reichsgerichte giebt es nicht mehr, wo wenigstens gegen solche offenbare Rechtlosigkeit sonst Hülfe gesucht werden konnte. So wuchs die Unzufriedenheit täglich, und ergoß sich endlich in häufige Schmähschriften, die bis zu 24 in einer Nacht zu Braunschweig gefunden seyn sollen. Wie schrecklich diese Lage der Dinge war, so war doch keinesweges an solch eine Katastrophe zu denken als Statt gehabt hat. Hierzu ist der Braunschweiger viel zu ruhig. Die nächste Veranlassung zu dieser gaben folgende Umstände. Zuvörderst die Ver-

*) Dieser Titel bedeutete bisher im Braunschweigischen, wie auch in Hannover, Lippe u. s. w. etwas ganz anderes als im Preußischen, er bezeichnete nämlich den Chef einer Justiz-Canzlei.

höhnung des Volkselendes durch einen feierlichen Fackelzug faſt gezwungener Subalternen, und die Erwähnung deſſelben, als Zeichen des hohen Glückes der Braunſchweiger, in den öffentlichen Blättern; dann die Vorbereitung, mit Kartätſchen-Schüſſen das Volk aus einander treiben zu wollen, wenn es ſich beigehen ließe, wie allgemein verlautete, dem Oberjägermeiſter von Sierstorpff, bei ſeiner erwarteten Rückkehr, ein feierliches Vivat zu bringen. — Nur in dieſer Beziehung konnte am 6ten d., als die Kanonen aufgefahren wurden, ein Volksauflauf vermuthet werden; an einen ſolchen aus verbrecheriſchen Abſichten war ſchlechterdings nicht zu denken. — Der Anblick der Kanonen, die Munitionskarren, die ausgetheilten ſcharfen Patronen, die Verſtärkung der Garniſon (alles Ereigniſſe des 6ten) ſetzte nun das hungerleidende Volk in Flammen. Jetzt wurde bei ihm die Vorſtellung ſeines Elendes, ſeines verlorenen Wohlſtandes, der Zeiten eines Karl Wilhelm Ferdinand recht lebendig; jetzt hatte die furchtbare Entladung der Volkswuth Statt, die Ew. Excellenz kennen. Das Reſultat unparteiiſcher Prüfung iſt: der Exceß iſt ſcheußlich, und nach den Geſetzen höchſt ſtrafbar: aber er erfolgte nach natürlichen Verhältniſſen; ſo wie die Geſchichte lehrt, daß dergleichen Empörungen ſtets Statt hatten, wenn das hungernde Volk auf das Aeußerſte ge-

bracht ward. Braunschweig hat vielleicht 4000 Menschen, denen der größte Theil des Verdienstes fehlte, weil keine öffentliche Bauten Statt hatten, und weil die wohlhabenden Familien die Stadt verließen. Jene hörten täglich von den Ungerechtigkeiten, von der gränzenlosen Willkühr: so entflammte sich ihre Wuth, als sie mit Kartätschen geladene Kanonen erblickten.

Jetzt ist alles ruhig. Soll aber die Ruhe dauerhaft seyn, soll nicht mitten in Deutschland ein gefährlicher Brennpunkt der Unzufriedenheit bleiben, so ist es erforderlich, daß Gesetzmäßigkeit und Gerechtigkeit in Braunschweig hergestellt werde.

Mit der größten Verehrung u. s. w.

Wolfenbüttel, am 14ten September 1830.

Ich habe also den schaudervollen Anblick gehabt, wie die Wohnung des unsterblichen Karl Wilhelm Ferdinand, von verzweifelnder, frevelhafter Hand angezündet, von Flammen umlodert, in Ruinen zusammenstürzte; aber ich habe auch die Freude gehabt, den Jubel zu vernehmen, mit welchem Herzog Wilhelm als Vater des Vaterlandes begrüßet und ihm als Fürst gehuldiget worden. So hat das Unglück wechselweise mich heimgesuchet und das Glück mich getröstet.

Und hiermit ſchließe ich denn dieſe Blätter, ſie meinen Kindern, Geſchwiſtern, Freunden und wohlwollenden Leſern anſpruchlos übergebend; nicht ohne Hoffnung, daß ſie auch nützen können, wenn der Dichter (wie nicht zu zweifeln) Recht hat, daß in das Leben Anderer, gleich in einen Spiegel, zu ſchauen, ſowohl zur Warnung als zur Nachahmung, Nutzen bringen kann.

Friedrich Karl's von Strombeck Schriften.

1. Ovid's Kunſt zu lieben, in der Versart des Originals überſetzt. Göttingen, 1795. Die zweite Auflage unter dem Titel:
   Des Publius Ovidius Naſo Kunſt zu lieben. Zweite, ganz neue Arbeit. Braunſchweig, 1831.
2. Diana und Endymion. Ein Singſpiel. Braunſchweig, 1795.
3. Ovid's Heilmittel der Liebe, in der Versart des Originals, mit erläuternden Anmerkungen und einer Skizze von dem Leben des Dichters. Braunſchweig, 1796. — Eine zweite Auflage unter dem Titel:
   Des Publius Ovidius Naſo Heilmittel der Liebe. Zweite, ſehr veränderte Ausgabe. Braunſchweig, 1829. Dieſe Ausgabe enthält jedoch ebenfalls den Commentar und das Leben Ovid's.
4. Tibull's Elegieen; Lateiniſch und Deutſch. Göttingen, 1799. Die zweite Auflage hat den Titel:

Des Albius Tibullus Elegieen, überſetzt und erklärt. Zweite verbeſſerte Auflage. Göttingen, 1825.

Beide Auflagen enthalten einen ausführlichen Commentar über den Dichter.

5. Darf ein Braunſchweigiſcher Miniſter zu der Stelle eines Schatzrathes aſpiciren? Wolfenbüttel, 1801.
6. Cornelia. Ein elegiſches Gedicht des Properz. Als Probe eines Deutſchen Properz. Wolfenbüttel, 1801.
7. Die elegiſchen Gedichte des Properz; Lateiniſch und Deutſch; mit erklärenden Anmerkungen. Erſter Theil. Braunſchweig, 1803. Die zweite Auflage unter dem Titel:

Elegieen des Propertius, überſetzt und erklärt. Zweite, ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage. Braunſchweig, 1822.

Beide Ausgaben enthalten einen ausführlichen Commentar der in dem Sylbenmaaße des Originals überſetzten Elegieen.

8. Formulare und einige Anmerkungen zu der Proceß-Ordnung des Königreichs Weſtphalen. Göttingen, 1809.

Dieſes Werk erſchien bald nachher in einer zweiten Auflage, die ſo ſehr umgearbeitet und vermehrt iſt, daß dieſe als ein ganz neues Buch betrachtet werden kann, unter dem Titel:

Formulare und Anmerkungen zu der Proceß-Ordnung des Königreichs Weſtphalen, nebſt einigen Muſtern gerichtlicher Reden. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Erſter Theil. Göttingen, 1809. — Zweiter Theil. Mit einem vollſtändigen Regiſter über beide Theile. Braunſchweig, 1810. — Dritter Theil, welcher die Beantwortung ſolcher proceſſualiſchen Rechtsfragen enthält, die am häufigſten in den Gerichten vorkommen. Göttingen, 1813. Dieſer Theil auch unter dem Titel:

9. Rechtsfragen zur Erläuterung der Weſtphäliſchen und

Französischen bürgerlichen Proceß-Ordnungen. Göttingen, 1813.

10. Formulare zur correctionellen Proceß-Ordnung des Königreichs Westphalen. Braunschw., 1810.
11. Geschichte eines allein durch die Kräfte der Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus und der durch denselben bewirkten Genesung; von dem Augenzeugen dieses Phänomens. Mit einer Vorrede des Geheimen-Raths Dr. Marcard. Braunschweig, 1813.

    Dieses Werk ist in das Französische übersetzt unter dem Titel:

    Histoire de la guérison d'une jeune personne, par le magnétisme animal, produit par la nature elle-même. à Paris, 1814.

12. Rechtswissenschaft des Gesetzbuchs Napoleons und der übrigen bürgerlichen Gesetzgebung des Königreichs Westphalen; oder Sammlung von Entscheidungen des königlichen Appellationshofes zu Celle, und Abhandlungen über die entschiedenen und andere Rechtsfragen. Erster Band, in drei Heften. Braunschweig, 1812. — Zweiter Band. Ein Heft. Daselbst, 1813. Dieses auch unter dem Titel:
13. Sammlung von Entscheidungen des vormahligen Appellationshofes zu Celle, und Abhandlungen über die entschiedenen und andere Rechtsfragen. Braunschweig, 1815.
14. Beiträge zur Rechtswissenschaft Deutschlands, vorzüglich zur transitorischen des nordwestlichen Theiles und der am linken Ufer des Rheins liegenden Provinzen desselben. Göttingen, 1816.
15. Des Cajus Cornelius Tacitus sämmtliche übriggebliebene Werke. Drei Bände. Braunschweig, 1816.
16. Des Cajus Sallustius Crispus übriggebliebene Werke, außer den Bruchstücken. Göttingen, 1817.
17. Scipio Breislak's Lehrbuch der Geologie, nach der

zweiten, umgearbeiteten Französischen Ausgabe, mit steter Vergleichung der ersten Italiänischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Drei Bände. Braunschweig, 1819—1821.

18. Entwurf einer Ordnung des gemeinschaftlichen Oberappellations-Gerichts des Herzogthums Braunschweig und der Fürstenthümer Waldeck und Pyrmont, Lippe und Schaumburg-Lippe zu Wolfenbüttel. Als Handschrift gedruckt. Wolfenb., 1817. Zweite Ausgabe: Im Auftrage und nach den Berathungen des höchsten Gerichts abgefaßt. Als Handschrift gedruckt. Wolfenbüttel, 1818.
19. Feier des Gedächtnisses der vormahligen Hochschule Julia Carolina zu Helmstädt, veranstaltet im Monate Mai 1822. Hinzugefügt ist die Lebensbeschreibung des Herzogs Julius von Braunschweig von Franz Algermann. Helmstädt, 1822.
20. Leben des Herzogs Julius zu Braunschweig und Lüneburg, von Franz Algermann. Helmstädt, 1823. (Ein besonderer Abdruck dieser aus alten Handschriften herausgegebenen Biographie.)
21. Deutscher Fürstenspiegel aus dem sechzehnten Jahrhundert, oder Regeln der Fürstenweisheit von dem Herzoge Julius und der Herzoginn-Regentinn Elisabeth zu Braunschweig und Lüneburg. Nach ungedruckten archivalischen Urkunden herausgegeben. Braunschw., 1824. Zweite Auflage. 1830.
22. Des Cajus Vellejus Paterculus zwei Bücher Römischer Geschichten, soviel davon übrig geblieben. Braunschweig, 1826.
23. Des Marcus Tullius Cicero Abhandlungen von der Freundschaft und vom Alter, Paradoxien der Stoiker und Traum des Scipio. Braunschweig, 1827.
24. Henning Brabant, Bürgerhauptmann der Stadt Braunschweig, und seine Zeitgenossen. Ein Beitrag zu

der Geschichte des Deutschen Stadt- und Justizwesens. Braunschweig und Halberstadt, 1829.

25. Entwurf eines Strafgesetzbuches für ein Norddeutsches Staatsgebiet, namentlich für das Herzogthum Braunschweig und die Fürstenthümer Waldeck, Pyrmont, Lippe und Schaumburg-Lippe. Braunschweig, 1829.

26. Was ist Rechtens, wenn die oberste Staatsgewalt dem Zwecke des Staatsverbandes entgegenhandelt? Braunschweig, 1830. — Die zweite und dritte Auflage erschienen kurz nachher. Die Vierte, bedeutend vermehrte Auflage hat auf dem Titel den Zusatz: Nebst einer Darstellung der Theorie des Herrn von Haller, hinsichtlich dieser Frage. Braunschweig, 1832.

27. Staatswissenschaftliche Mittheilungen, vorzüglich in Beziehung auf das Herzogthum Braunschweig. Drei Hefte. Braunschweig, 1831, 1832.

28. Des Publius Ovidius Naso drei Bücher der Liebe. Braunschweig, 1832.

Der Leser ersieht aus diesem langen Verzeichnisse, daß die große Mehrheit meiner literarischen Versuche zu Braunschweig im Druck erschien. Wo dieser Druckort bemerkt ist, war stets Herr Friedrich Vieweg Verleger und ließ den Druck mit eigenen Pressen ausführen. Mit diesem würdigen Manne habe ich gleichsam mein Leben verlebt, zu dessen Glücke er nicht wenig beigetragen hat. Jeden meiner literarischen Wünsche erfüllte er mit einer wahrhaft freundschaftlichen Bereitwilligkeit, und wie manche frohe Stunde ge-

währte es mir, wenn ich meine Geisteskinder durch seine herrliche, in Deutschland nicht übertroffene Kunstleistungen so schön ausgestattet sah. In der Zeit eines Menschenlebens ist aber unter uns niemahls — wie es unter Schriftstellern und Verlegern nicht stets gewöhnlich — die geringste Uneinigkeit oder, wie man jetzt zu sagen pflegt, Meinungsverschiedenheit gewesen. Die Wahl des Aeußern meiner Schriften hat er mir willig überlassen und meine, freilich stets sehr mäßigen Bedingungen pünktlich erfüllet. Beschwerte ich mich bisweilen — bei der großen Beschäftigung seiner Pressen — über Zögerung, so habe ich, dieß gestehe ich gern, nachher in der Regel gefunden, daß diese Zögerung meinen Schriften vortheilhaft war. Mit freundschaftlichem Danke kann ich hier also nur meines würdigen Verlegers gedenken. Ein Verleger aber spielt in dem Leben eines Schriftstellers keine geringe Rolle.

Auch mein guter, rechtschaffenener und wohlunterrichteter Setzer möge hier den eigenen Namen setzen. Er heißt Friedrich Wilhelm Muhlert, und ist mit mir alt geworden; denn seit fast dreißig Jahren hat er meine Schriften mit Sorgfalt gesetzt.

Einzelne Leistungen des Verfassers sind in folgenden Zeitschriften und größern Werken Anderer enthalten.

1. Meißner's Apollo. — Einzelne jugendliche Gedichte.
2. Deutsche Monatsschrift. — Metrische Uebersetzungen aus Römischen Dichtern. Briefe über Verona und Venedig.
3. Berlinische Monatsschrift von Biester. — Metrische Uebersetzungen; einzelne Aufsätze über vermischte Gegenstände; Briefe, mit Reisebemerkungen u. s. w. Mehreres anonym.
4. E. A. W. von Zimmermann's allgemeiner Blick auf Italien. Weimar, 1797. Aufsätze über Neapel u. s. w.
5. Leipziger Monatsschrift für Damen. — Belletristische Aufsätze; Gedichte.
6. Die Horen. — Metrische Uebersetzung und antiquarische Aufsätze. Mehreres anonym.
7. Das Braunschweigische Magazin. — Aufsätze, meistens die Braunschweigische Geschichte und Topographie betreffend. — Bücheranzeigen und Recensionen.
8. Das Hannoverische Magazin. Desgleichen. — Literar-historische Untersuchungen über Reineke Fuchs; u. s. w.
9. Das Mitternachtsblatt. — Gedichte; belletristische Aufsätze u. s. w.
10. Hellbach's Adels-Lexicon. — Historische Bemerkungen.
11. Spangenberg's vaterländisches Archiv. — Historische Aufsätze; Biographien, namentlich die Biographien von Breymann's, von Knieſtedt's, von Werlhof's. — Diese letztere ist besonders abgedruckt.

12. Die Halleſche allgem. Lit.-Zeitung.— Recenſionen juriſtiſcher Werke.
13. Die Jenaiſche allgem. Lit.-Zeitung. — Recenſionen in den Fächern der Jurisprudenz, Geſchichte, Naturgeſchichte, vorzüglich Mineralogie und Geologie, Statiſtik, Reiſebeſchreibung u. ſ. w.
14. Seebode's kritiſche Bibliothek. — Recenſionen und einzelne Aufſätze.
15. Annalen der Reſidenzſtadt Braunſchweig. — Humoriſtiſche Briefe.
16. Die Zeitgenoſſen. — Eine Skizze des Lebens meines verewigten Bruders des Geheimen-Juſtiz-Raths Friedrich Heinrich von Strombeck.
17. Die Curioſitäten. — Im fünften Stücke des fünften Bandes dieſer intereſſanten Zeitſchrift, von der es ſehr zu beklagen iſt, daß ſie nicht fortgeſetzt wird, habe ich zuerſt die myſteriöſen und bis jetzt nicht genügend erklärten Inſchriften der uralten metallenen Taufbecken, die ſich noch jetzt im nördlichen Europa nicht ganz ſelten vorfinden, zur Sprache gebracht (1816). Eine genaue Recapitulation der Literatur dieſer Materie, die beſonders die Curioſitäten nachher öfter behandelten, findet man in Spangenberg's vaterländiſchem Archive, Band V, Stück I, S. 67. (1824); aber auch nachher iſt in dieſer Sammlung mehrmahls von dieſem höchſträthſelhaften Gegenſtande die Rede geweſen. Soviel ich einſehe, iſt meine erſte Erklärung der Zeichen oder Buchſtaben nicht übertroffen. Doch iſt auch dieſe nicht genügend.
18. Hitzig's Annalen der Deutſchen und ausländiſchen Criminal-Rechts-Pflege. — Mittheilungen.
19. Die Vorrede zu Tobias Olfens Geſchichtbücher der Stadt Braunſchweig, herausgegeben von Karl Friedr. von Bechelde. Braunſchweig, 1832.

Abriß des Lebens

Friedrich Heinrich's von Strombeck,

weiland königl. Preußischen Geheimen-Justiz- und Oberlandesgerichts-Rathes zu Halberstadt.

Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch-irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

Göthe.

Mein verewigter Bruder Friedrich Heinrich war mir mit so treuer und brüderlicher Liebe zugethan, und ich nahm wiederum an Allem, was ihn betraf, so innigen Antheil, daß ich es mir nicht versagen kann, gleichsam zur Ergänzung der Darstellung meines eigenen Lebens, auch von dem seinigen einen Umriß hinzuzufügen. Ich bitte also meine geneigten Leser, mit Wohlwollen auch die nachfolgenden Blätter aufzunehmen, wenn gleich das Wesentliche davon bereits in den »Zeitgenossen«, wie ich erwähnet habe, mitgetheilet ist.

Friedrich Heinrich von Strombeck ist zu Braunschweig am 2ten Octob. 1773 geboren. Als Knabe war er still und in sich gekehret, was jedoch nicht ausschloß, daß er unter Umständen auch froh und heiter seyn konnte. Er war ausgezeichnet fleißig, und suchte sich mit der größten Anstrengung durch Lesen zu unterrichten. Diesem Fleiße lag eben so sehr Ehrgeiz als Wißbegierde zum Grunde. Poetischer Natur war er nicht; dafür aber war er mit einem recht tüchtigen Verstande und ausgezeichnetem Gedächtnisse begabt. Mechanische Künste hat er nie getrieben, auch hat er nie Zeichnen erlernt. — Bis zu den Universitätsjahren lebte er unter ganz ähnlichen Verhältnissen als ich. Bis zu dieser Zeit seines Lebens kann ich mich also auf das bereits Berichtete beziehen.

Nachdem er, gleich mir, auf dem Collegio Carolino zu Braunschweig ein Paar Jahre studirt hatte und zum akademischen Unterricht trefflich vorbereitet war, ging er im Jahre 1792 nach Helmstädt, welche Universität ich damahls schon verlassen. Hier war mein Bruder keinesweges nur Bücherwurm; er wurde, ohne den Fleiß im geringsten zu vermindern, ein Bursch, nach dem damahligen Sinne des Worts, und mehr, als ich es je gewesen bin. Ueberhaupt war er, obwohl bei weitem nicht des frohen und unbefangenen Sinnes als ich, doch viel geselliger, als ich damahls war. Heinrich — so will ich meinen Bruder, in der Folge dieses Aufsatzes, wie mich selbst mit dem Namen Friedrich, als mit unsern beiderseitig gewöhnlichen Haus-Namen, bezeichnen — war zwar von Figur klein, doch wußte er auf eine sehr ritterliche Weise das Schwert zu handhaben, sich Respect zu verschaffen und die unschuldige Ordensverbindung, in welcher er stand, durch Tapferkeit zu ehren. Ueberhaupt stand er in dem Rufe, ein recht kunstmäßiger und kühner Fechter zu seyn. Von Helmstädt aus machte er in den Ferien mit seinem zu Göttingen studirenden Bruder Friedrich die erste Reise durch Sachsen. Mit jenem Rufe burschikoser Tapferkeit ging er nach Jena, und von dort, nach einem halbjährigen Aufenthalte daselbst, nach Göttingen; zuletzt jedoch nach dem

geliebten Jena zurückkehrend, wo er im Jahre 1796 die akademiſchen Studien beendigte. Auf Akademien hatte er ſich zu einem ausgezeichneten Juriſten gebildet. Im Corpus juris war er, zum Erſtaunen Aller, gleich einem alten Profeſſor zu Hauſe, und ſein ausgezeichnetes Gedächtniß bewirkte, daß jede Controverſe der vielen Rechtsdoctrinen ihm ſtets ſo gegenwärtig war, daß er ſich im Stande fühlte, ohne alle Vorbereitung, ſtets das pro und contra ſofort entwickeln zu können, welches er denn auch, oft nicht ohne Weitläufigkeit, zu thun pflegte. Dabei hatte er das Sprachſtudium nicht vernachläſſigt. Er war ein tüchtiger Lateiner und ſchrieb und ſprach die Franzöſiſch und Italiäniſch correct und mit ziemlicher Fertigkeit. Griechiſch erlernte er erſt ſpäter durch eignen Fleiß. — Jetzt hätte Heinrich dem Staatsdienſte zugewendet werden müſſen; aber daran dachte der Vater nicht. Dieſer hatte ſeinen beiden älteſten Söhnen Capitularpräbenden an dem ehemahligen unmittelbaren Reichsſtifte Gandersheim gekauft, und hielt es für das angemeſſenſte, daß ſie erwarteten, durch Abſterben der reſidirenden Mitglieder des Stifts zur Reſidenz und Hebung zu gelangen. Heinrich wurde alſo, damit er doch zu Hauſe nicht ganz müſſig ſey, nach dem Familiengute Groß-Twülpſtedt geſandt, um dort Bauten zu beaufſichtigen. In dieſer ländlichen Muße, zu Pferde

die Nachbarschaft durchschweifend, lernte er zu Weferlingen, einem Preußischen Städtchen, nicht fern von Helmstädt, die Tochter des dortigen Justizbeamten Zeller kennen und verliebte sich in diese, vorzüglich angezogen durch eine ausgezeichnete Virtuosität des frommen und liebenswürdigen Mädchens in der Musik. Der leidenschaftliche Jüngling versprach ihr die Ehe, und er, der im ganzen Laufe des Lebens nie die kleinste Unwahrheit sagte, nie ein, selbst ohne Ueberlegung oder im Scherz gegebenes Wort gebrochen hat, hielt die versicherte Treue, und heirathete sie in späteren Jahren nach dem Tode des Vaters, dem seine Liebe zu entdecken Heinrich gewiß nie gewagt haben würde. Auch würde der Vater nie seine Einwilligung zu einer Ehe gegeben haben, welche dem Sohne weder die Vortheile einflußreicher Verbindung, noch des Reichthums zuwandte. Während Heinrich in ländlicher Muße so den Phantasien der ersten Liebe sich hingab, war sein Bruder Friedrich als Assessor bei dem damahligen Hofgerichte zu Wolfenbüttel angestellt. Hier lernte dieser einen der trefflichsten und gelehrtesten der damahligen Braunschweigischen Geschäftsmänner, den Canzleidirector (d. i. Chef der Justizcanzlei) Cramer kennen, der ihn so sehr mit seinem Wohlwollen und seiner treuen Freundschaft beehrte, daß er ihn fast täglich bei sich sah. Cra-

mer war ein leidenschaftlicher Liebhaber alter Drucke, Friedrich schon damahls ein guter Kenner der classischen Literatur; so führte sie denn gemeinschaftliche Liebhaberei zusammen und belebte ihre literarischen Unterhaltungen. Glückliche Zeit, in der von keiner Politik im freundschaftlichen Zusammenleben die Rede war, wo die ganze Kraft wissenschaftlichen Arbeiten zugewandt werden konnte! Auf einem literarischen Winterspaziergange war es, daß Cramer zu Friedrich sagte: »Was soll denn aus Ihrem Bruder Heinrich werden?« Jener erwiederte: der Vater habe ihm eine Gandersheimische Präbende gekauft, und er müsse wohl warten, bis er zur Residenz gelange; jetzt sey er auf dem Lande. — »Er muß in Preußische Dienste gehen,« sagte Cramer; »denn in einem so kleinen Staate, als der unsere ist, stehen sich zwei Brüder, die ihm zugleich dienen, im Wege, und ich hoffe, daß es Ihr Ernst nicht sey, Ihr Bruder solle zu Gandersheim als ein fauler Bauch versauern.«

Das Resultat des Gesprächs war ein Empfehlungsschreiben Cramer's an den königlich Preußischen Großcanzler von Goldbeck und eine Reise Friedrichs mit seinem Bruder nach Berlin, wo Beide im Januar 1798 ankamen. Der Vater kannte den Zweck der Reise nicht; es ist dem Verfasser zweifelhaft, ob er überhaupt von der Reise wußte; auch würde er schwerlich seine Ein-

willigung zu solchem Schritte gegeben haben, den er unstreitig für ganz unausführbar gehalten hätte. Kaum angekommen zu Berlin, ging der ältere Bruder Friedrich zu dem Großcanzler, überreichte diesem Cramer's Empfehlungsschreiben und zugleich ein schön gebundenes Exemplar der von ihm (Friedrich von Strombeck) übersetzten »Kunst zu lieben« Ovid's, um sich und seine Sache so Sr. Excellenz bestens zu empfehlen. Mit einem Wohlwollen, welches ihm lebenslang unvergeßlich seyn wird, nahm ihn der ehrwürdige Greis auf, lächelnd über der Brüder rasch ausgeführten Plan, wobei er sich ausführlich nach den Familienverhältnissen der Supplicanten erkundigte, und mit Vergnügen hörte, daß sie Halberstädtische Vasallen seyen, und daß ihre Familie aus dem durch seine schachspielenden Einwohner berühmten Ströbecke (nahe bei Halberstadt) abstammte. — »Kommen Sie mit Ihrem Bruder heut Abend um 6 Uhr wieder,« sagte er, »wir wollen sehen.« — Dieß geschah. — Heinrich wurde einige Tage darauf examinirt, bestand vortrefflich und ward sofort bei dem Stadtgerichte zu Berlin als Auscultator angestellt. Der ältere Bruder blieb noch einige Wochen zu Berlin, richtete seinen jüngern Bruder (gleichsam als ein Vater für ihn sorgend) ein, dann reiste er allein zurück. — Der Vater willigte in das Geschehene und für die Zu-

kunft Veranſtaltete ein, und ſetzte dem neuen Preußen ein Jahrgehalt aus, nachdem ihm Friedrich erzählt hatte, wie ehrenvoll er von dem Großcanzler aufgenommen, und welche Ehre der Familie durch Heinrichs Eintritt in einen königlichen Dienſt erwachſen könne. — So kam Heinrich in den Preußiſchen Staatsdienſt, dem er ſich mit dem glühendſten Eifer widmete. Er war Preuße mit Leib und Seele geworden. Seine Belohnung war eine ſehr ſchnelle Beförderung. Bald war er Referendar bei dem Kammergerichte, dann Aſſeſſor, und ſchon 1801 ſtand er als Rath bei der königlichen Regierung zu Poſen. Die Zeit, welche er hier in den erſten Jahren verlebte, war unſtreitig die glücklichſte ſeines Lebens, wie der Verfaſſer, der ihn dort beſuchte, ſelbſt ſah. In einem ehrenvollen Wirkungskreiſe, auf das höchſte geachtet von ſeinen Vorgeſetzten und Collegen, bei ſeiner Wohlhabenheit (ſein Vater war 1801 geſtorben) in glänzenden Verhältniſſen, verbunden mit der Freundinn ſeiner Jugend, blieb ihm kaum etwas zu wünſchen übrig; und doch lebte er vorzüglich in der Hoffnung auf eine noch glänzendere Zukunft: denn übermäßiger Ehrgeiz war der Fehler Heinrich's, und dieſer hat ihn ſpäterhin in das Unglück geſtürzt. Der Preußiſche Hof hatte um dieſe Zeit einen Beiſitzer an dem Reichskammergerichte zu Wetzlar zu ernennen. Heinrich erhielt dieſerhalb

12. Die Halleſche allgem. Lit.-Zeitung.— Recenſionen juriſtiſcher Werke.
13. Die Jenaiſche allgem. Lit.-Zeitung. — Recenſionen in den Fächern der Jurisprudenz, Geſchichte, Naturgeſchichte, vorzüglich Mineralogie und Geologie, Statiſtik, Reiſebeſchreibung u. ſ. w.
14. Seebode's kritiſche Bibliothek. — Recenſionen und einzelne Aufſätze.
15. Annalen der Reſidenzſtadt Braunſchweig. — Humoriſtiſche Briefe.
16. Die Zeitgenoſſen. — Eine Skizze des Lebens meines verewigten Bruders des Geheimen-Juſtiz-Raths Friedrich Heinrich von Strombeck.
17. Die Curioſitäten. — Im fünften Stücke des fünften Bandes dieſer intereſſanten Zeitſchrift, von der es ſehr zu beklagen iſt, daß ſie nicht fortgeſetzt wird, habe ich zuerſt die myſteriöſen und bis jetzt nicht genügend erklärten Inſchriften der uralten metallenen Taufbecken, die ſich noch jetzt im nördlichen Europa nicht ganz ſelten vorfinden, zur Sprache gebracht (1816). Eine genaue Recapitulation der Literatur dieſer Materie, die beſonders die Curioſitäten nachher öfter behandelten, findet man in Spangenberg's vaterländiſchem Archive, Band V, Stück I, S. 67. (1824); aber auch nachher iſt in dieſer Sammlung mehrmahls von dieſem höchſträthſelhaften Gegenſtande die Rede geweſen. Soviel ich einſehe, iſt meine erſte Erklärung der Zeichen oder Buchſtaben nicht übertroffen. Doch iſt auch dieſe nicht genügend.
18. Hitzig's Annalen der Deutſchen und ausländiſchen Criminal-Rechts-Pflege. — Mittheilungen.
19. Die Vorrede zu Tobias Olfens Geſchichtbücher der Stadt Braunſchweig, herausgegeben von Karl Friedr. von Bechelde. Braunſchweig, 1832.

Abriß des Lebens

Friedrich Heinrich's von Strombeck,

weiland königl. Preußiſchen Geheimen-Juſtiz- und Ober-landesgerichts-Rathes zu Halberſtadt.

Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthiſch-irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um ſchöne Stunden
Vom Glück getäuſcht, vor mir hinweggeſchwunden.

Göthe.

Nachdem er, gleich mir, auf dem Collegio Carolino zu Braunschweig ein Paar Jahre studirt hatte und zum akademischen Unterricht trefflich vorbereitet war, ging er im Jahre 1792 nach Helmstädt, welche Universität ich damahls schon verlassen. Hier war mein Bruder keinesweges nur Bücherwurm; er wurde, ohne den Fleiß im geringsten zu vermindern, ein Bursch, nach dem damahligen Sinne des Worts, und mehr, als ich es je gewesen bin. Ueberhaupt war er, obwohl bei weitem nicht des frohen und unbefangenen Sinnes als ich, doch viel geselliger, als ich damahls war. Heinrich — so will ich meinen Bruder, in der Folge dieses Aufsatzes, wie mich selbst mit dem Namen Friedrich, als mit unsern beiderseitig gewöhnlichen Haus-Namen, bezeichnen — war zwar von Figur klein, doch wußte er auf eine sehr ritterliche Weise das Schwert zu handhaben, sich Respect zu verschaffen und die unschuldige Ordensverbindung, in welcher er stand, durch Tapferkeit zu ehren. Ueberhaupt stand er in dem Rufe, ein recht kunstmäßiger und kühner Fechter zu seyn. Von Helmstädt aus machte er in den Ferien mit seinem zu Göttingen studirenden Bruder Friedrich die erste Reise durch Sachsen. Mit jenem Rufe burschikoser Tapferkeit ging er nach Jena, und von dort, nach einem halbjährigen Aufenthalte daselbst, nach Göttingen; zuletzt jedoch nach dem

geliebten Jena zurückkehrend, wo er im Jahre 1796 die akademiſchen Studien beendigte. Auf Akademien hatte er ſich zu einem ausgezeichneten Juriſten gebildet. Im Corpus juris war er, zum Erſtaunen Aller, gleich einem alten Profeſſor zu Hauſe, und ſein ausgezeichnetes Gedächtniß bewirkte, daß jede Controverſe der vielen Rechtsdoctrinen ihm ſtets ſo gegenwärtig war, daß er ſich im Stande fühlte, ohne alle Vorbereitung, ſtets das pro und contra ſofort entwickeln zu können, welches er denn auch, oft nicht ohne Weitläufigkeit, zu thun pflegte. Dabei hatte er das Sprachſtudium nicht vernachläſſigt. Er war ein tüchtiger Lateiner und ſchrieb und ſprach die Franzöſiſch und Italiäniſch correct und mit ziemlicher Fertigkeit. Griechiſch erlernte er erſt ſpäter durch eignen Fleiß. — Jetzt hätte Heinrich dem Staatsdienſte zugewendet werden müſſen; aber daran dachte der Vater nicht. Dieſer hatte ſeinen beiden älteſten Söhnen Capitularpräbenden an dem ehemahligen unmittelbaren Reichsſtifte Gandersheim gekauft, und hielt es für das angemeſſenſte, daß ſie erwarteten, durch Abſterben der reſidirenden Mitglieder des Stifts zur Reſidenz und Hebung zu gelangen. Heinrich wurde alſo, damit er doch zu Hauſe nicht ganz müſſig ſey, nach dem Familiengute Groß-Twülpſtedt geſandt, um dort Bauten zu beaufſichtigen. In dieſer ländlichen Muße, zu Pferde

Während die große Mehrzahl der Richter in Weſtphalen noch nicht die Elemente der neuen Jurisprudenz gefaßt hatte und vielfach die lächerlichſten Fehler beging, trat er auf mit einem Werke ſolcher Art. Sein Bruder Friedrich war unterdeß zum Präſidenten des Appellationshofes zu Celle ernannt, und hatte das Glück, mit dem beſondern Wohlwollen, ja mit der Freundſchaft des Weſtphäliſchen Juſtizminiſters Simeon beehrt zu werden. An dieſen unvergeßlichen edeln Mann, das wahre Muſter eines Juſtizminiſters, wandte er ſich, ſandte ihm das Werk ſeines Bruders und bat um deſſen Wiederanſtellung in Verhältniſſen, die ihm mehr als die vorigen zuſagen könnten. Auf die ſchmeichelhafteſte Weiſe erfolgte dieſe Wiederanſtellung ſofort. Heinrich wurde mit einer Beſoldung von 5000 Francs und bedeutenden Emolumenten zum erſten Tribunalrichter zu Celle ernannt, wobei ihm die beſtimmte ſchriftliche Verſicherung ertheilt wurde, daß er, bei erſter ſich darbietender Gelegenheit, entweder zum Präſidenten eines Criminalhofs oder zum Mitgliede des Appellationshofs ernannt werden ſolle. Man erkannte den hohen Werth eines Mannes von ſeinem Fleiße, ſeinen Kenntniſſen, und vor Allem von ſeiner hohen Rechtſchaffenheit: denn es iſt ſchlechterdings unmöglich, daß ein Menſch rechtſchaffener ſeyn könne, als der edele Heinrich von Strombeck war.

Die Ueberſendung eines Exemplares an den König von Weſtphalen hatte den Orden der Weſtphäliſchen Krone zur Folge. Heinrichs Glück ſchien wieder aufblühen zu wollen; dem trefflichen Manne war von neuem das Feld eines rühmlichen Ehrgeizes geöffnet. — Die Schlacht bei Leipzig wurde gekämpft: Deutſchland wurde frei, das edele Preußen erſtand, das Königreich Weſtphalen ſank in das Nichts zurück. — Heinrich von Strombeck, einſt von dem ſo ſehr geliebten Könige von Preußen zur Treue gegen den neuen König aufgefordert und hingewieſen, hatte nicht den geleiſteten Eid gebrochen. Er war treu geblieben: aber als das Schickſal entſchieden, da jubelte er über Deutſchlands Erlöſung. Jetzt war er von neuem ohne Amt und ohne Beſoldung. — Preuße mit Leib und Seele, ergriff er mit dem ganzen Eifer ſeines Temperaments Preußens Sache, ſobald die Umſtände ihn von den Eiden entbunden, die er auf Befehl ſeines Königs dem Könige Hieronymus geleiſtet hatte und ohne dieſen Befehl ihn nie geleiſtet haben würde. — Es dauerte eine geraume Zeit, bis er als Rath bei dem neuorganiſirten Oberlandesgerichte zu Halberſtadt angeſtellt wurde, vorzüglich unterſtützt von dem würdigen Oberlandesgerichtspräſidenten von Bieberſee, welcher im Weſtphäliſchen Staatsrathe College ſeines Bruders geweſen war. Endlich erfolgte die An-

ſtellung, und Heinrich zog mit ſeiner Familie nach Halberſtadt. Hier ganz und gar wieder ſeinem Amte lebend, übertraf ihn Niemand in der gewiſſenhafteſten Thätigkeit. Bald nachher wurde ihm ſein zum Lazareth gemachtes Haus zu Poſen zurückgegeben, freilich in einem Zuſtande, welcher die Verwendung von mehrern tauſend Thalern erforderte, um es wieder zur Vermiethung in brauchbaren Zuſtand zu ſetzen Seit dieſer Zeit hat er davon eine jährliche Miethe von 500 bis 600 Thalern gezogen.

Im Jahre 1814 begann Heinrich von neuem die ſchriftſtelleriſche Laufbahn. Es erſchienen ſeine »Zuſätze zum zwanzigſten Titel des zweiten Theils des Allgemeinen Landrechts«, der geringe Anfang der langen Reihe ähnlicher Schriften, die in vielen Auflagen in den Händen aller Preußiſchen Geſchäftsmänner ſind, und die hier vollſtändig aufzuzählen eine überflüſſige Mühe ſeyn würde. Compilationen! werden Diejenigen ausrufen, denen fremdes Verdienſt ſtets unangenehme Empfindung macht. Ja, Compilationen, wie ſie aber Niemand auszuführen vermocht hat, und die von einem ſo treuen Studium der Geſetze zeugen, daß man mit Ehrfurcht gegen den Mann erfüllt werden muß, der eine Arbeit der Art und von dem Umfange unternahm; eine Arbeit, wodurch die Geſetze erſt ſo recht in das praktiſche

Leben hineinwirkten und zugänglich wurden. — Und welche ſchriftſtelleriſche Arbeit wäre denn, nach dem jetzigen Standpunkte der Wiſſenſchaften, nicht mehr oder weniger Compilation? Ein Alexander von Humboldt mag ſich rühmen, nicht zu compiliren; kein juriſtiſcher Schriftſteller vermag dieß. Daß Heinrich v. St. Syſteme aufſtellen konnte, zeigt ſein meiſterhaftes »Handbuch des Weſtphäliſchen Proceſſes«, zeigen die legislatoriſchen Arbeiten, die ihm aufgetragen wurden, und die er auf das ehrenhafteſte zu Stande brachte. (Sie betrafen, ſo viel dem Verfaſſer bekannt geworden, das Großherzogthum Poſen, die Rheinprovinzen und das Herzogthum Sachſen.)

In ſolchen Aufträgen hielt er ſich während des ganzen Jahres 1820 zu Berlin auf, vollendete ſie auf das ehrenvollſte, und empfing dafür zum Zeichen der Anerkennung außerordentlicher Arbeiten den Charakter eines königlichen Geheimen Juſtizraths. Doch dieſes war nicht die Belohnung, die Heinrich v. St. genügend ſchien; er glaubte, eine Präſidentenſtelle oder den Poſten eines Raths in dem geheimen Obertribunale zu Berlin, dem höchſten Juſtiz-Collegium in der Preußiſchen Monarchie, durch ſeinen raſtloſen Fleiß, ſeine Leiſtungen und ſeinen ſchriftſtelleriſchen Ruhm verdient zu haben, und als ſolche Poſten jüngern Collegen zu Theil wurden, als er nicht

einmahl eine der Auszeichnungen empfing, mit denen die Fürsten in den jetzigen Zeiten Verdienste zu belohnen, oder ihr persönliches Wohlwollen zu bethätigen pflegen, so verdüsterte sich sein Gemüth, eine melancholische Stimmung bemächtigte sich seiner, und wo er theilnehmende Freunde hätte erkennen sollen, da erblickte er Feinde und Verfolgung. Er hatte seine Kräfte einzig dem Dienste des Staates gewidmet, einen sehr bedeutenden Theil seines Vermögens in solchem Dienste zugesetzt, Niemand war seinem Könige, seinem Vaterlande treuer ergeben als er, sein Ruhm als Schriftsteller war verbreitet durch die ganze Monarchie — und Wünsche, die er für billig hielt, und denen Niemand den Charakter der Billigkeit wird absprechen können, wurden nicht erfüllt. Hierzu kamen der Tod einer geliebten Gattinn, nach langem Leiden, der Tod eines hoffnungsvollen Sohnes, welcher schon im Begriff war, sich dem Dienste des Staates zu widmen, einer liebenswürdigen Tochter, an welcher er stets mit ausgezeichneter Vaterliebe gehangen, und kein Trost kam ihm durch seine Hauptleidenschaft, den Ehrgeiz. Wäre etwas, nach seinem Charakter, im Stande gewesen, Oel in seine Wunden zu gießen, so wären es Auszeichnungen im bürgerlichen Leben gewesen. — Unglücklicher Mann, wahrlich Du bist zu beklagen, hattest Du gleich Unrecht: denn kein Staatsdiener, wenn er

auch mit der größten Aufopferung ſeine Pflicht erfüllt, hat beſtimmten Anſpruch auf Belohnung; nur auf Gerechtigkeit hat er Anſpruch; kalte Gerechtigkeit iſt Dir ſtets geworden. Die höchſte Gewalt ſteht ſo hoch über dem einzelnen Bürger oder Beamten, daß ſie nicht Alles erſchauen kann. Hätte der König ſeine Verdienſte gekannt, gewiß ſie wären vollſtändiger belohnt; ein Mangel an Philoſophie iſt es aber, wenn man ſich niederdrücken läßt, weil man ſich vernachläſſigt achtet. Auch fehlte es dem Trefflichen nicht an Anerkennung ſeines hohen Werthes von den bedeutendſten Staatsmännern, unter denen der Verfaſſer den jetzigen königlich Preußiſchen Staats- und Juſtizminiſter von Kamptz (zu deſſen »Jahrbüchern für die Preußiſche Geſetzgebung« Heinrich von Strombeck viele wichtige Beiträge lieferte) nennen darf.

Doch ſein Gemüthszuſtand wurde in den letzten Jahren des Lebens höchſt traurig; er glaubte — in dieſer Beziehung dem auf eine gleiche Weiſe kranken edeln Jean Jacques Rouſſeau vergleichbar — ſich verlaſſen von der großen Mehrheit ſeiner bisherigen Freunde, und ſelbſt Friedrich, der von ihm ſo ſehr geliebte, nach alterthümlicher Art, als der ältere, faſt als ein Vater geehrte Bruder, wurde ihm verdächtig, weil er es ſo oft verſuchte, ihm ſeine krankhaften Phantaſien auszureden.

Endlich ging seine Verstimmung so weit, daß er sich einbildete, seine Feinde wollten, wegen ihm angedichteter Vergehungen (deren er, der edelste und beste Mensch, sich natürlich frei fühlte), eine geheime Untersuchung gegen ihn bewirken; ja, er bildete sich ein, diese Untersuchung sey schon in vollem Gange. Dieses Phantasma verfolgte ihn dermaaßen, daß er sich unmittelbar an des Königs Majestät wandte, und um Schutz gegen seine Verfolger bat. Zu welcher Verehrung, zu welcher Liebe muß man gegen einen mächtigen Monarchen hingerissen werden, der es nicht unter seinen erhabenen Verhältnissen hält, einen unglücklichen, gemüthskranken Staatsbürger selbst durch wahrhaft väterlichen Zuspruch heilen zu wollen! Heinrich v. St. empfing auf seine Eingabe folgende königliche Cabinetsordre.

»Ich habe Mir auf Ihre Vorstellung vom 28sten »v. M. Bericht erstatten lassen, und aus demselben die »Ueberzeugung entnommen, daß zu einer geheimen Un»tersuchung gegen Sie keine Veranlassung vorhanden, »noch weniger dieselbe verfügt ist, worüber Sie auch bereits »von dem Vicepräsidenten Sack und von dem Chef der »Justiz die beruhigendsten Versicherungen erhalten ha»ben. Ihre Meinung, als ständen Sie außer dem Ge»setze, kann daher nur in einer Aufregung, aus krank»hafter körperlicher Disposition erzeugt, ihren Grund

»haben, und Ich wünſche, daß Sie dieſer Reizbarkeit »bald Herr werden, über welche Sie Ihre eigene Ueber»zeugung von der Achtung, in der Sie ſtehen, und von »dem durch den Auftrag der Zuſammenſtellung der Pro»vinzialgeſetze für das Herzogthum Sachſen Ihnen be»wieſenen Vertrauen am ſicherſten erheben wird. Die »Anlagen empfangen Sie hierbei zurück.«

»Berlin, den 24. October 1829.

(Gezeichnet) Friedrich Wilhelm.«

»An
den Geheimen Juſtizrath von Strombeck
zu Halberſtadt.«

Doch auch dieſes blieb ohne anhaltenden Erfolg. Jetzt fand Heinrich v. St. nur Erleichterung in wiſſenſchaftlichen Arbeiten, in der Beſorgung der beſtändig erforderlichen neuen Ausgaben ſeiner Werke, in dem ſtillen Zuſammenleben mit ſeiner zweiten Gattinn, der Tochter des verſtorbenen Hildesheimiſchen Juſtizbeamten Kraft, einer ſanften, frommen Frau, katholiſcher Religion, mit welcher er nach dem Ritus ihrer Kirche verbunden worden, und in kleinen Reiſen in die nahen Harzgebirge. Als Geſchäftsmann, als Gelehrter, als Schriftſteller war er ganz der alte; ſeine traurigen Phantaſien war aber keine menſchliche Beredtſamkeit im Stande ihm auszureden. Ein Beſuch von ſeinem Bruder

Friedrich im Sommer 1831, welcher den Zweck hatte, ihn durch Zuſpruch auf andere Gedanken zu bringen, blieb ohne allen Erfolg.

In der Mitte des Jahres 1831 wurde er auf eine ehrenvolle Weiſe in Ruheſtand geſetzt, und zwar ſeinen eignen Anträgen gemäß. Jetzt ſah er ſein Leben für vollendet an; er nahm ſichtbar an Körperkräften, die bisher nicht vermindert waren, ab. Im Anfange des Jahres 1832 ergriff ihn ein ſchleichendes zehrendes Fieber, in welchem er ſofort ſeine Todeskrankheit erkannte. Doch raffte er ſich noch einmahl zuſammen und verſammelte die, wie er glaubte, ihm allein übergebliebenen Freunde und Freundinnen an einem Tage des Februars zu einem frohen Mahle, um noch einmahl in ihrem Cirkel ſich des Lebens, wo möglich, erfreun zu können. — Ueberhaupt war es eine Eigenheit Heinrichs v. St., daß er durch Gaſtmahle und Geſchenke ſeine Freunde ehren zu müſſen glaubte. Er äußerte bei dieſem Mahle: dieß ſey ſein Abſchiedsſchmaus; er werde den Monat März nicht überleben, und hierbei ſtrahlte aus ſeinem Geſichte die Heiterkeit eines Verklärten. Mit dem Anfange des Märzes wurde er bettlägerig, und ſeine Kräfte ſanken immer mehr. So ſchwand er hin bis zum 30ſten des Monats März; doch ſtets das volle Bewußtſeyn und eine kraftvolle Sprache behaltend. Während die-

ſer Tage beſchäftigte er ſich mit Lectüre, und dictirte auch noch die Vorrede zu ſeinem letzten Werke, den Nachträgen u. ſ. w. zu ſeinen frühern Ergänzungen u. ſ. w., deſſen Druck er noch leitete, ſeine melancholiſche Phantaſien ſchienen aber nicht geſchwunden zu ſeyn.

An jenem Tage, Nachts gegen 11 Uhr, fühlte er das Herannahen des Todesengels. Auch da war ihm der Gedanke an ſeinen großen und edeln König, der ſeinen vollen Werth zwar nicht erkannt, aber auch nie verkannt hatte, nicht fern; es erheiterte ihm das Bewußtſeyn, gegen dieſen edeln Herrſcher alle Pflichten erfüllt zu haben, er faltete feierlich die Hände und ſagte mit vernehmlicher Stimme genau folgende Worte: »Gütiger Gott, nimm gnädig meine Seele auf. Du weißt es, ich erfüllte jede Pflicht gegen meinen König, gegen mein Vaterland, meine Familie und meine Mitmenſchen.« Dann wandte er ſich zu einer Anweſenden und ſprach: »Beten Sie, ich ſterbe«, und ſeine ſchöne Seele trennte ſich vom Körper.

So ſtarb dieſer Gerechte, werth eines beſſeren Schickſals; ein erſchütternder und warnender Beweis, wie gefährlich es ſey, einer Leidenſchaft zu ſehr den Zügel ſchießen zu laſſen. Wäre er Philoſoph genug geweſen, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß, beſonders in der jetzi-

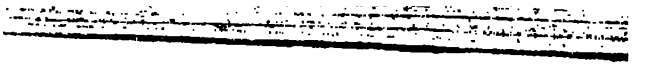
gen Zeit, nicht äußere Ehre, die ſo oft, ja wohl meiſtens, nichts als ein Zeichen der Gunſt der Mächtigen iſt, den wahren Werth des Menſchen beſtimmt, ſondern daß dieſer, ſelbſt von dem großen Publicum, nach ganz andern Zeichen abgeſchätzt werde, ſo hätte er glücklich ſeyn können; denn ſelbſt nach ſeinen großen Vermögensverluſten blieb ihm bei weitem mehr als das Nothwendige übrig, und eine liebende Gattinn, Freunde und Freundinnen ſtanden ihm zur Seite.

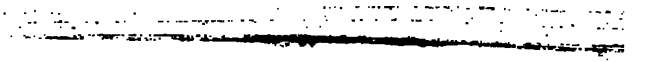
Friedrich Heinrich von Strombeck war ein höchſt edler und guter Menſch; ſtreng in Sitten, wahrhaft, theilnehmend, uneigennützig, ſtets bereit, mit den bedeutendſten Aufopferungen zu helfen, wo er konnte; ein Patriot im höchſten Verſtande des Worts, und ein ſo treuer Unterthan, daß er gewiß mit Freuden zu jeder Zeit für ſeinen König in den Tod gegangen wäre. Den beſten und ſorgſamſten Familienvater ſchmerzte es tief, daß ſein vom Vater ererbtes Vermögen ſo bedeutend während ſeines Lebens und nicht ohne Unvorſichtigkeit vermindert war; er hätte es ſo gern ſeinen Kindern vollſtändig nachgelaſſen. Um ſeine Verluſte zu erſetzen, beſtimmte er ſchon im Jahre 1820 die Einkünfte ſeiner Gandersheimiſchen Präbende, die nach der Säculariſation des Stifts, nach Maaßgabe des bekannten Reichsdeputationshauptreceſſes, 700 Thaler jährlich betrugen,

zu den Prämien einer Lebensassecuranz in einem Englischen Versicherungs-Institute; er vermehrte diese Versicherungen späterhin noch beträchtlich, in einem ähnlichen Institute zu Lübeck. Die von ihm zuletzt zu bezahlenden jährlichen Prämien waren so groß, daß sie ihn oft in Verlegenheit setzten. Durch diese Vorsicht empfangen seine Erben ein sehr bedeutendes Capital, welches seine Verluste ziemlich ersetzt. Schenken war Heinrichs v. St. Hauptvergnügen, und Unterstützen, wo er konnte. So haben denn die großen Honorare, welche er von seinen Verlegern, hauptsächlich von Herrn Brockhaus, empfing, keine Capitalanhäufung bei ihm zur Folge gehabt.

Er hinterläßt zwei Söhne und eine Tochter aus der ersten, und einen Sohn, welcher noch nicht volle zwei Jahre alt war, als H. v. St. starb, aus der zweiten Ehe, nebst einer Wittwe.

Dieß der Lebenslauf eines Edeln, welchen zum Bruder gehabt zu haben der Verfasser dieser Zeilen für die schönste Zierde seines Lebens achtet. Auf die Nachricht seines Todes (von dessen Nähe er keine Ahnung hatte) eilte er von Wolfenbüttel nach Halberstadt. Er hat des Bruders Leiche mit Thränen genetzt und dem feierlichen Begräbnisse beigewohnt.





130.

2-1 Bd

ADB XXXVI . 616

1 Ausg.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE